Ec V. 2

Const. 30. Xr.

47 E 44

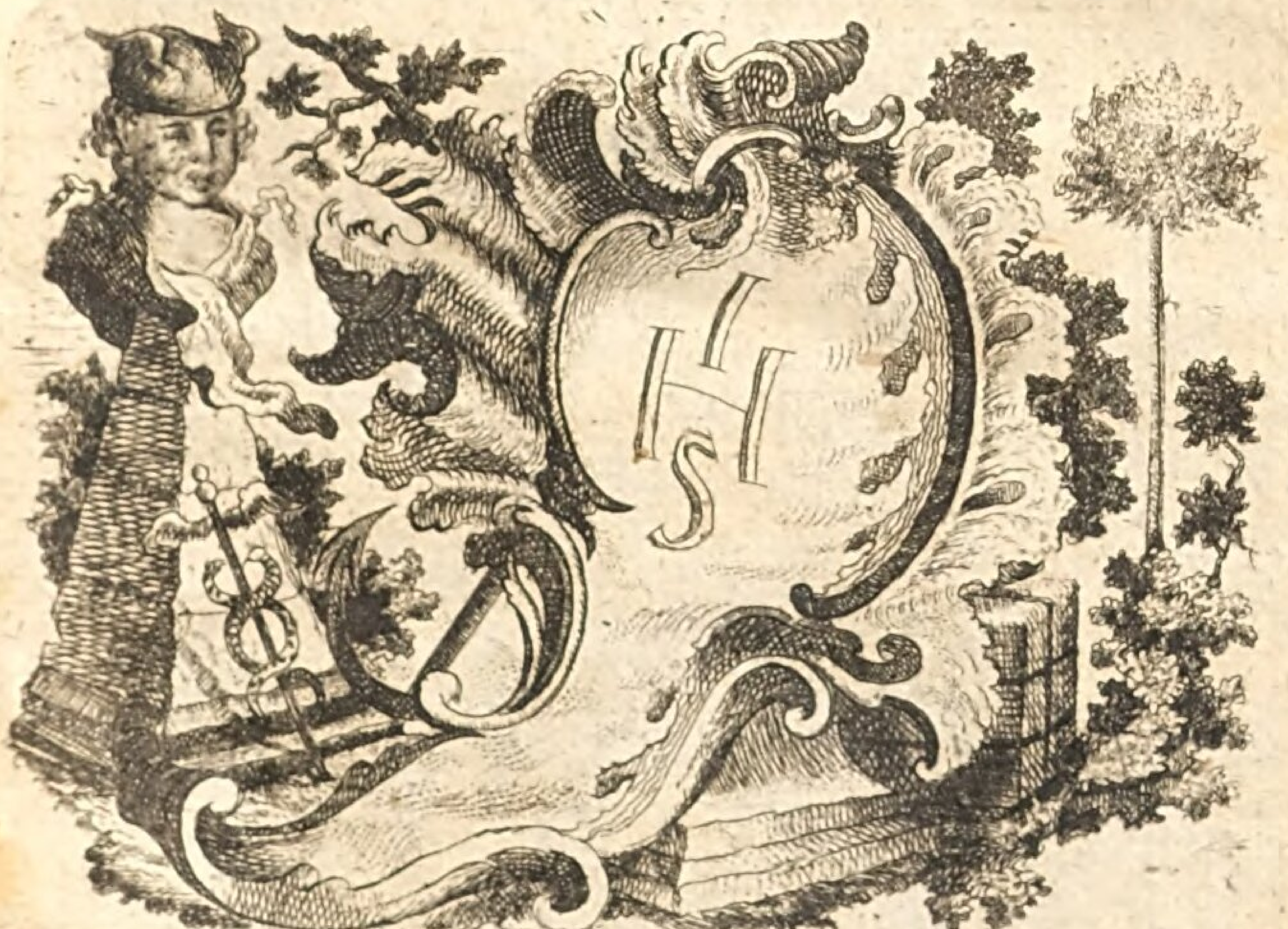
Von dem

Privatleben

oder der

täglichen Lebensart

der Römer.



Aus dem Französischen

des Herrn d'Arnay,

Lehrern der schönen Wissenschaften zu Lausanne.

Leipzig,

bey Johann Samuel Heinsii Erben, 1761.

J. Theoph. Hoeffel

Vorbericht des Verfassers
zur zweyten sehr vermehrten Ausgabe.

Die Anlage zu den ersten dreyen Capiteln dieses Werks habe ich aus dreyen Abhandlungen genommen, welche sich im ersten Theile der Memoires de l' Academie Royale des Inscriptions & Belles Lettres *) befinden; und wie-

 derum

*) Diese Memoires sind, wie bekannt, nach der Uebersetzung der gelehrten Frau Gottschedinn, unter folgendem Titel herausgekommen: Ausführliche Schriften der königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris. Liegnitz 1752, u. folg. Jahre.

Der Uebersetzer des gegenwärtigen Werks des Hrn. d'Arnay meldet hier beyläufig, um keinen besondern Vorbericht beyzufügen, daß er die lateinischen, zuweilen auch griechischen Wörter und Redensarten, die sich auf römische Sachen und Gebräuche beziehen, zum Dienste der vielen Liebhaber vom Bücherlesen, die nicht Gelehrte sind, mit deutschen Ausdrücken, die meistentheils in Klammern dabey stehen, zu erklären gesuchet hat.

derum ein Stück des vierten Capitels, aus dem fünften Theile der genannten Memoires. Ausser denen Veränderungen, die ich darinnen gemacht, (und sie sind sehr beträchtlich,) habe ich eben dieselbe Ordnung und Einrichtung beybehalten, doch so, daß ich weggelassen, was nach meiner Meynung wegbleiben mußte, und dagegen hinzugesetzet, was ich glaubte, das sich zur Sache schickte. Wofern ich auch nichts neues vorbringe, so wird man mir es doch hoffentlich Dank wissen, daß ich sowohl aus alten als neuen Autoren alles, was von diesen Materien zu finden gewesen ist, sorgfältig zusammengetragen habe. Kann es nicht in der That dem Leser gleich viel seyn, ob das, was er hier findet, von mir oder von einem andern herkömmt, wofern er nur damit zufrieden ist? Dieses ist mein vornehmster Endzweck gewesen; und ich wünsche, daß ich ihn erreichet haben möge. Geschrieben zu Lausanne, den 24 October, 1759.

Von dem

Privatleben, oder der täglichen Lebensart der alten Römer.

Erstes Capitel.

Von den Sitten der ältesten Römer. Von dem Ursprunge und den Wirkungen der Ueppigkeit in Rom. Von ihren Uhren und der Eintheilung ihrer Stunden. Von ihren Beschäfftigungen des Vormittags. Von ihren Gebethern, Morgenbesuchen, Gerichtshändeln, und Zusammenkünften auf dem großen Marktplatze.

Sitten der ältesten Römer.

Die Beschäfftigungen sind insgemein den Sitten ähnlich, und die Sitten richten sich nach den Glücksumständen. Jene sowohl als diese änderten sich bey den Römern, so wie die Zeiten unterschieden waren. Unter der Regierung der Könige, in einer Zeit von zwey hundert und vier und vierzig Jahren, gieng alle ihre Sorge theils auf die Bedürfnisse des Lebens, theils auf die Gefahren des Krieges.

Unter den Consuln, sobald sie keinen Krieg außer ihren Gränzen hatten, wurden sie von einem noch schlimmern Uebel in sich selbst beunruhiget. Der Geist der Herrschsucht bey den Patriciern, der Geist der Ununterwürfigkeit beym Volke, beyde unterhielten fast unaufhörliche Trennungen in Rom.

Dieser innerliche Krieg, wie es beynahe heißen kann, entstand nicht etwa aus heftigem Hasse oder aus Widerwärtigkeit eines Theils gegen den andern, sondern nur aus der üblen Gemüthsverfassung derer, die in hohen Aemtern standen, nämlich aus den ehrgeizigen Absichten der Consuln, und den aufrührischen Unternehmungen der Tribunen. Oftmals sogar, baute der Senat klüglich allen Ausschweifungen vor, auf welche das Volk hätte gerathen können, wenn er zur rechten Zeit seiner Gewalt etwas vergab; und zuweilen begnügte sich wiederum das Volk an dieser Willfährigkeit des Senats, und mißbrauchte sie nicht.

Solche Hülfsmittel linderten das Uebel nur auf kurze Zeit, heilten es aber nicht aus dem Grunde. Rom, welches bald von innerlichen Unruhen, bald auch von auswärtigen Kriegen erschüttert wurde, genoß nur einer abwechselnden Ruhe. Diese kostbaren Zeiten waren dem Feldbau gewidmet. Alsdann hatte der Unterschied des Standes keinen Einfluß in die Geschäffte der Römer: die Vornehmsten waren so arbeitsam wie die Geringsten; und beyde Stände, die unter dem Titel der Patricier

und

und der Plebejer, in der Stadt einen großen Unterschied machten, waren auf ihren Landgütern, unter dem Namen der Ackersleute, einander völlig gleich.

Die höchsten Regierungs-Herren und die Anführer der Kriegsheere pflügten ihre Felder, und draschen das Korn mit eben dem Arme, den sie, die Feinde zu schlagen und den Staat zu erhalten, gebrauchet hatten; und das römische Volk trug ohne Bedenken den Oberbefehl ihrer Kriegsheere diesen erhabnen Landleuten auf, die oftmals vom Pfluge weg geholet wurden, wenn man ihnen die Sorge fürs Wohl des Vaterlandes auftrug.

Wir finden in den Geschichten viel solche Beyspiele, sowohl in den ersten Zeiten der Republik als auch in den blühenden Jahrhunderten, in welchen die Römer, da sie schon Herren von Wälschland waren, ihre Macht jenseit der Meere furchtbar machten.

Ich erwähne also nicht allein des Quintius Cincinnatus, welchen die römischen Abgeordneten, da er zum Dictator ernennt worden war, beym Pflügen seines Feldes antrafen. Marcus Curius, nach seinen Siegen über die Sabiner und Samniten, und nachdem er den König Pyrrhus aus Wälschland verjaget hatte, besaß anstatt alles Vermögens, nur ein kleines Landgut, auf dem er den Ackerbau selbst trieb. Cato der ältere besuchte ihn ohne Unterlaß allda, und bewunderte allzeit die edle Einfalt und große Seele desjenigen,

den er sich zum Lehrmeister und Muster vorstellte. Er legte sich, nach dessen Beyspiele, auf den Feldbau, über welchen wir noch itzo Schriften von ihm haben. Er arbeitete mit seinen Sclaven zugleich; er speiste nach vollbrachter Arbeit an einem Tische mit ihnen; er aß dasselbe Brod, und trank eben den Wein wie sie. Scipio Africanus, nachdem er in Spanien vier der größten Feldherren von Carthago geschlagen; nachdem er den Annibal selbst besieget, und diese Republik den Römern unterwürfig gemacht hatte, grub die Erde, pflanzte und pfropfte seine Bäume.

Anstatt daß man es damals zu Rom für schimpflich angesehen hätte, den Feldbau zu treiben, war es vielmehr eine festgesetzte nnd beständige Gewohnheit, ordentlich und am meisten auf den Landgütern zu wohnen, daß man sogar gewisse Senats-Diener hatte, welche bloß deßwegen Viatores (Wegleute) hießen, weil sie fast immer auf dem Wege waren, um den Senatoren die ausserordentlichen Senats-Versammlungen anzukündigen: denn was die ordentlichen Zusammenkünfte anlangte, diese geschahen richtig jeden Monath zweymal, nämlich an den Tagen Calendä und Idus; daß folglich keine Ankündigung derselben nöthig war.

Da nun die Großen und die obrigkeitlichen Personen eine solche Lebensart führten, was läßt sich nicht in voraus von andern Bürgern urtheilen, welche, weil sie nicht so viel Hindernisse,

den Ackerbau zu treiben, hatten, demselben noch fleißiger oblagen, und ihn fast niemals aussetzten, außer wenn sie Kriegsdienste thun wollten. Die Römer (und ich rede von den reichsten unter ihnen) waren in den ersten und glücklichen Zeiten der Republik, alle Ackersleute, und diese Ackersleute waren Soldaten.

Die meisten derselben kamen, wenn Friede war, nur alle neun Tage nach Rom, um sich das benöthigte zum Leben anzuschaffen, und zu sehen, ob sie die neuen Verordnungen, welche die Obrigkeiten am Capitolium und auf dem großen Marktplatze drey Tage nach einander öffentlich zum Lesen anschlagen ließen, ehe sie dem Volke zur Bestättigung [1]) vorgeleget wurden, bewilligen könnten oder mißbilligen müßten.

Eben an diesen Tagen, da Markt gehalten wurde, hielten die Tribunen Anreden ans Volk, von den Regierungs-Geschäfften: und eben diese Anreden unterhielten die ganze Zeit, so lange die Republik bestand, ein beständiges Mißverständniß zwischen den beyden Ständen.

Ungeachtet aller dieser Trennungen und aufrührischen Bewegungen, so sie verursachten, vergiengen doch mehr als drey hundert Jahre, nach Vertreibung der Könige, ehe darüber in Rom Blut vergossen wurde. Die Vaterlandsliebe, und die innerliche Ueberzeugung,

1) Dieses hieß zu Rom promulgare per trinum nundinum.

daß der Verfall des einen Standes nothwendig den Untergang des andern nach sich ziehen müßte, beydes war Ursache an einer so guten Mäßigung. „Die Römer, spricht Titus Li„vius, waren damals noch nicht so barbarisch„tapfer zu Vergießung ihrer Mitbürger Blu„tes: sie wußten nur noch von auswärtigen „Kriegen; und das ärgste, was die Mißver„gnügten zu thun wußten, war, daß sie ihr „Vaterland eine Zeitlang verließen und ihm „ihre Freundschaft auffsageten.„ Die Wuth der Bürgerkriege blieb bis auf diejenigen Zeiten ausgesetzt, da römische Kriegsheere wider einander zu Felde lagen, und Rom seiner Bürger Blut fließen sah.

Hist. l. 7. c. 40.

Ursprung und Wirkungen der Ueppigkeit zu Rom.

So stand es um die Sitten und vornehmsten Beschäfftigungen der Römer, ehe noch dieses Volk vom Reichthum und von der Ueppigkeit verderbet worden war. Redlichkeit, unschuldige Einfalt, und Liebe zur Arbeit, diese Tugenden waren damals in Rom so gemein, als selten sie in den folgenden Zeiten wurden. „Im Lager und in der Stadt, spricht Sal„lustius, herrschten noch gute Grundsätze und „gute Sitten. Es gehorchten die Römer „der Gerechtigkeit und der Tugend nicht so„wohl um der Gesetze willen als von Natur. „Sie erhielten sich und das gemeine Wesen „durch zweyerley Mittel: im Kriege durch „Tapferkeit, und im Frieden durch Recht und „Mäßigung ꝛc. Sobald aber (spricht dieser Geschichtschreiber anderwärts) „der Reich„thum

Bell. Catil.

Bell. Jugurth.

„thum für eine Ehre gehalten wurde, und die-
„ser die Wege zu Regierungsämtern, zur
„Macht und zum Ruhme bahnte, alsobald
„wurde die Tugend nicht mehr geachtet: die
„Armuth hieß eine Schande, die Unschuld
„der Sitten hieß Schwermuth und unfreund-
„licher Sinn; und zuletzt waren die Früchte
„des Reichthums, Ueppigkeit, Geiz und Stolz.„

Diese Aenderung bey den Römern erfolgte aus ihrer zunehmenden Größe. Als sie, nach dem zweyten Punischen Kriege, erst in Griechenland, in Asien, in Syrien ꝛc. hernach auch in Africa, Länder mit Gewalt der Waffen erobert, endlich sogar Carthago zerstöhret hatten, alsdann giengen sie von ihren vorigen Grundsätzen ab, nahmen ganz andere von den besiegten Völkern an, und unterwarfen sich selbst den Lastern der Nationen, die sie sich unterwürfig gemacht hatten.

Sie, die in Arbeit, Gefahr und Unglücke unüberwindlich gewesen waren, ließen sich von der Ruhe, vom Glücke und von den Reizungen des Ueberflusses und der Reichthümer besiegen. Aus einem Volke, das gewohnt war zu kriegen und den Acker zu bauen, wurde allmälig ein Volk, das sich fast bloß nach dem so genannten guten Geschmacke in einer ausgekünstelten wollüstigen Lebensart bestrebte. Es herrschte bey ihnen, sagt ein Geschichtschreiber, eine so große Weichlichkeit in allen Dingen, daß sie

allen Bedürfnissen der Natur, auch dem Froste und der Müdigkeit, zuvor zu kommen wußten, daß sie sich schlafen legten, ehe sie schläfrig waren, und daß sie aßen und tranken, ehe sie weder Hunger noch Durst hatten.

Ehe man sichs versah, bekam alles eine andre Gestalt. Itzt sah man zu Rom eine Menge Meister in Künsten, von denen man in den vorigen Zeiten gar nichts gewußt hatte. Man sann auf Größe und Pracht in Gebäuden, auf Verschwendung und Niedlichkeit der Speisen, auf Kostbarkeit und Pracht in Kleidern, auf Veränderung und Seltenheit im Hausgeräthe.

Sclaven. Nunmehr bekamen die Sclaven alle Arbeit, die im und ausser dem Hause mühsam und beschwerlich war, und man behielt sich nur solche Verrichtungen vor, welche angenehm waren, oder die man als rühmlich ansah. Daher kam eine so große Menge Sclaven, daß man ihrer bey Tausenden zählte, und sie nach Nationen eintheilte. Einige mußten am Tage, mit Eisen an den Füßen, unter Aufsehern, die ebenfalls Sclaven waren, das Feld arbeiten, wobey sie zur Nahrung nichts als Brod, Salz und Wasser bekamen; des Nachts aber unter der Erde in Gefängnissen liegen, worein nur von oben her ein wenig Licht fiel. Andere, die nicht so hart gehalten wurden, blieben im Hause in der Stadt, zum persönlichen Dienste

ihrer

ihrer Herren, und hatten Bedienungen und Namen, die vorher in Rom nicht gehört worden waren [2]).

Cato der ältere beschwerte sich unaufhörlich beym Senate über die kläglichen Folgen der Ueppigkeit, welche zu seiner Zeit zu Rom immer mehr einriß, je mehr die Republik an Macht zunahm. „Ihr erwählten Väter, (sprach er, in seiner Rede, die er für das Oppische Gesetz [3]) hielt, da man es abschaffen wollte,) „ich habe mich schon oftmals, in eurer „Gegenwart, über das üppige Leben der „Frauen, und auch der Männer, sowohl der „Obrigkeiten als der Privatleute, beklaget. „Ihr

Verderbniß der Sitten.

2) Sie hießen atriensis, anteambulo, pedissequus, agaso, lecticarius, unguentarius, balneator, unctor, coquus, cellarius, chironomon, pocillator, cubicularius, amanuensis, procurator, dispensator, &c. d. i. Thorhüter, Thürsteher, Nachtreter, Stallknecht, Sänftenträger, Salber, Bader, Reiber, Koch, Kellner, Vorschneider, Schenke, Kämmerer, Schreiber, Rentmeister, Haushälter u. a. m.

3) Dieses Gesetz untersagte den Frauen, mehr als eine halbe Unze Gold zu ihrem Staat anzuwenden; Kleider von mehr als einer Farbe zu tragen; und weder in Rom, noch tausend Schritte um die Stadt, sich fahren zu lassen, ausgenommen zu den öffentlichen Opfern. Dieses Gesetz war im heftigsten Kriege mit dem Annibal gegeben worden. Zwanzig Jahre hernach, und 557. nach Roms Erbauung, wurde es, Trotz allem Widersetzen des Cato, wieder abgeschaffet.

„Ihr wisset, wie oft ich gesaget habe, daß „unsere Republik von zweyen sich widerstrei„tenden Uebeln, dem Geize und der Ueppig„keit, bekrieget wird, von diesen beyden Land„plagen, die schon die größten Reiche gestürzet „haben. Der Staat blüht täglich mehr, und „breitet seine Herrschaft immer weiter aus: „denn schon erstrecket sie sich bis in Griechen„land und Asien, Länder, die so reich, und vol„ler Reizungen für die Leidenschaften sind. „Schon haben wir uns an den Schätzen der „Könige vergriffen. Aber eben diese Reich„thümer sind es, was mir Kummer und Angst „macht. Ich fürchte, es werde die Beute „von unsern besiegten Feinden für uns un„glücklich seyn; und wir, die wir itzo Räuber „so vieler Schätze sind, werden noch Sclaven „derselben werden.„

Die Besorgniß des Cato war nicht ungegründet: denn es währte nicht lange, so traf alles ein, was er vorhergesehen hatte. Die Ueppigkeit, die mit den Schätzen und mit den Lastern der überwundenen Völker, gleichsam im Triumphe in Rom eingezogen war, unterdrückte nunmehr die Liebe zur Tugend und zur Arbeit, worinnen vorher die Ehre und Macht der Römer bestanden hatte. Alsdann war es vergebens, wenn ein Censor die Sitten, obgleich nicht mit aller Strenge, wie in den ältern Zeiten, wenigstens doch auf eine erträgliche Art einschränken wollte: der Geschmack an Lüsten,

und

und die bösen Beyspiele, vermochten mehr als die weisesten Gesetze.

Die Tugend wich dem Laster, und an die Stelle eines ordentlichen und arbeitsamen Lebens ward Ungezämtheit und Müßiggang eingeführt. Geiz und Ehrsucht nahmen allerwegen überhand. Erpressungen und Gewaltthätigkeiten wurden bey den Großen und den Regierungs-Herren, deren Mäßigung und Gelindigkeit alle Welt bewundert hatte, zur Gewohnheit. Nachdem sie sich durch ausschweifende Verschwendung arm gemacht hatten, so traten sie die Statthalterschaften bloß in der Absicht an, um sich durch den Raub in den Provinzen wieder reich zu machen. Sie rissen auf allerley Weise unsägliche Schätze außer der Stadt an sich, um hernach in der Stadt neue Aemter damit an sich zu kaufen; und sie plünderten sowohl Bundesgenossen als Unterthanen, um ihre Mitbürger desto leichter bestechen zu können.

Vergebens suchten hernach Völker, die so von ihnen unterdrücket wurden, Schutz zu Rom: es stand Urtheil und Recht bey einer Menge Richter, von welchen die meisten eben so lasterhaft waren, und ihre Stimmen nach Gunst oder nach Geschenken verkauften. Selbst die Gesetze konnten der Unordnung nicht steuren. Nach diesen Gesetzen konnten die Völker die obrigkeitlichen Personen und die Statthalter in den Provinzen zum Ersatze nöthigen: allein, wie man es bey den Spinne-

geweben

geweben sieht, daß kleine Fliegen darinnen hangen bleiben, und große leicht durchbrechen, eben so gaben auch die Gesetze der Gunst und der Gewalt nach.

De offic. l. 2. c. 21. „Vor kaum hundert und zehen Jahren, „spricht Cicero, bekamen wir erst Gesetze wider „die Gelderpressungen. Das erste gab L. Piso [4]); und vorher wußte man noch gar nichts „davon. Aber nach der Zeit kamen so viel „solche Gesetze, immer eins schärfer als das „andere; es fanden sich so viel Strafbare; es „entstand ein so schrecklicher Krieg in Italien, „durch Männer, die sich vor eben diesen Strafen furchten; kurz, Geiz und Gewaltthätigkeit empörten sich so sehr wider Gesetze und „Rechte, und verübten so große Erpressungen „und Räubereyen an unsern eignen Bundesgenossen, daß man mit Wahrheit sagen kann, „wir bestehen itzt nicht mehr aus eigner Kraft, „sondern aus anderer Schwachheit.„

Der römische Senat, welcher vormals die Zuflucht und Freystätte vieler Könige, fremder Völker und ganzer Nationen gewesen war; die Obrigkeiten und Feldherren, welche es sich für die größte Ehre geschätzet hatten, die Provinzen

4) Dieses Gesetz, das unter dem Namen lex Calpurnia de pecuniis repetundis bekannt ist, gab L. Calpurnius Piso Frugi, ein Tribunus, im Anfange des dritten Punischen Kriegs, unter dem Consulat des L. Marcus Censorinus, und des M. Manilius.

vinzen zu beschützen und die römischen Bundesgenossen mit unverbrüchlicher Treue und Gerechtigkeit in gutem Wohlstande zu erhalten: alle diese wurden, nachdem sie wahre Beschützer des Erdkreises gewesen waren, desselben Tyrannen.

Diese Verderbniß, die sich jederzeit bey den Großen und Reichen anfängt, erstreckte sich in kurzer Zeit bis auf die Geringsten im Volke. Wer recht wie ein römischer Bürger leben wollte, der mußte dem Müßiggange und der Verschwendung ergeben seyn. Alle Stunden des Tages, welche vorher zu etwas nützlichem angewandt worden waren, brauchte man itzt theils zu Höflichkeiten, theils zu Ergetzungen; bald zu Bewegungen, so die Leidenschaften erforden, und bald zur Ruhe, die man der Natur lassen muß. Wir wollen nunmehr sehen, wie sie die Stunden des Tages eintheilten.

Es vergiengen ohngefähr vier hundert und sechzig Jahre, ehe die Römer von einer andern Eintheilung des Tages, als nach dem Morgen, dem Mittage und dem Abende wußten; ja die Gesetze der zwölf Tafeln erwähnen nur noch des Auf- und Untergangs der Sonne. Erst etliche Jahre hernach rief der Thürwärter des Consuls den Mittag öffentlich aus; und diesen konnten sie nur bey hellem Himmel und nach der scheinbaren Höhe der Sonne unterscheiden. Sonnenzeiger und Wasseruhren.

Plinius

Hist. Nat. l. 7. c. 60. Plinius erzehlt uns aus einem alten Autor, es sey das erste Werkzeug der Römer, zur Eintheilung der Tages-Stunden, ein Sonnenzeiger gewesen, welchen **L. Papirius Cursor** im Vorhofe des Quirinus-Tempels, zwölf Jahre vor dem Kriege mit dem Könige Pyrrhus, hatte aufstellen lassen. Er zweifelt aber, wie es scheinet, an der Wahrheit dieser Erzählung: denn er schwächt hernach selber dieses Zeugniß, und behauptet als etwas gewissers und bekannters, was Varro vor ihm gesaget hatte, nämlich, es sey zur Zeit des ersten Punischen Kriegs der erste öffentliche Sonnenzeiger zu Rom, und zwar auf einer Säule an der Rednerbühne, aufgestellet worden. **M. Valerius Messala** brachte ihn mit aus Sicilien, nachdem er die Stadt Catana eingenommen hatte; dreyßig Jahre nach dem Papirius, und im Jahre nach Roms Erbauung vier hundert sieben und siebenzig.

Wiewohl nun dieser Sonnenzeiger, da er nach der Mittagslinie der Stadt Catana eingerichtet war, welche von der zu Rom unterschieden ist, die Stunden niemals vollkommen richtig zeigen konnte, so bediente man sich dennoch desselben, bey aller seiner Unvollkommenheit, ganzer neun und neunzig Jahre: bis endlich **Q. Marcus Philippus**, da er mit dem Paulus Aemilius Censor war, einen richtigern Sonnenzeiger aufstellen ließ. Unter allen den nützlichen Anstalten, die er in seiner Amtszeit machte, fand keine einen größern Bey-

Beyfall als eben diese. Diese Gattung von Uhren dienten, wie man leicht sieht, nur am Tage, und zwar nur bey hellem Sonnenscheine. Fünf Jahre hernach, nämlich im fünf hundert fünf und neunzigsten nach Roms Erbauung, führte zuerst **Scipio Nasica** eine Wasseruhr ein, und setzte sie unter einen Schuppen. Diese zeigte die Stunden sowohl bey Tage als bey Nacht. Die Zahl derselben setzte man des Tages auf zwölf, und auf eben so viel des Nachts, ohne dabey auf den Unterschied der Jahrszeiten zu sehen.

Vitruvius hält für den Erfinder der Wasseruhren den Ctesibulus von Alexandrien, welcher zur Zeit der ersten Ptolemäer lebte. Die Römer hatten ihrer von unterschiedener Art, und welche die Stunden nicht auf einerley Weise zeigten. Sie nennten sie horologium hibernum, **Winteruhr**; zuweilen auch horologium nocturnum, **Nachtuhr**: zum Unterschiede der Sonnenuhren, als welche des Nachts zu nichts dienten, auch selbst im Winter, zu welcher Zeit der Himmel oftmals trüb und voll Gewölks ist, wenig Nutzen leisten konnten. De Archi-tect. l. 9. c. 9.

Um sich einen Begriff von diesen Uhren zu machen, gebe ich folgende Beschreibung. Es war ein ziemlich großes Becken voll Wassers, welches durch ein kleines Loch, unten am Boden, das Wasser in ein anderes Gefäß von fast gleicher Größe innerhalb zwölf Stunden durchlaufen ließ. Im Wasser des untersten Ge-

fäßes, so wie es immer höher stieg, erhob sich ein Stücklein Kork, insgemein in Gestalt eines Genius geschnitten, gerade in die Höhe, welche Figur einen kleinen Stab in der Hand hatte, womit sie die Stunden-Ziffern, die über einander auf Säulen oder Pfeilern geschrieben standen, deutlich anzeigte.

Diese Uhren waren von anderer Art als diejenigen, welche die Alten clepsydras (**Wasserwender** oder **Wasseruhren**) nannten. Diese letztere Gattung war ein Glas voll Wassers, Pyramiden- oder Kegelförmig. Im Boden war ein Löchlein; das obere Mundstück war sehr eng und zugespitzt. Auf dem Wasser schwamm ein Stücklein Kork mit einer Nadel, welche die Ziffern am Glase, so wie das Wasser fiel, eine unter der andern anzeigte.

Die Sonnenzeiger, die Wassergläser und Wasseruhren waren die einzigen bekannten Uhren bey den Römern, immaßen sie von den Uhren mit Rädern gar nichts wußten. So nützlich diese sind, so währte es doch viel hundert Jahre, ehe man diese Maschinen erfand: es ist sogar ungewiß, zu welcher Zeit und von wem sie erfunden worden. Die Schlaguhr, welche der Calife **Aaron Rachid** Kaiser Carln dem Großen zum Geschenke gab, wurde damals als ein Wunderwerk angesehen. Eginhard sagt, daß es eine Wasseruhr gewesen. Die Stunden zeigte sie, wie ers beschreibt, indem metallene Kugeln auf eine Glocke fielen,

und

und indem kleine Reuter-Figuren durch Thüren, die in der Uhr waren, hervorkamen, und sie nach der Zahl der Stunden auf- und zuthaten [5]).

Die Römer, wie ich schon gesaget habe, zählten zwölf Stunden bey Tage, und eben so viel des Nachts, ohne auf die Jahrszeit zu sehen: Eintheilung der Stunden.

5) Ughelli in seiner Italia sacra, und der Marquis Maffei in seiner Verona illustrata, machen zum Erfinder der Uhren mit Rädern einen gewissen Archidiaconus zu Verona, Namens Pacificus, der, nach der gemeinen Meynung, im Jahre 778 gebohren, und 846 gestorben seyn soll. Andere nennen den Mönch Gerbert, welcher im Jahre 999, unter dem Namen Sylvester II. Pabst wurde. Noch andere, zum Exempel Polydorus Virgilius, und der Cardinal Bona, in seiner Psalmod. div. sagen, man könne hierinnen nichts gewisses bestimmen.

Eben so wenig weiß man die eigentliche Zeit, wenn man die ersten Uhren auf die Kirchthürme gesetzet hat. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte hatte man ihrer etliche in Wälschland. Die Uhr auf dem Palais (Parlementshause) ist die erste von großer Art, so man zu Paris gehabt hat, und ohngefähr vom Jahre 1370. Carl der sechste berief hierzu Heinrichen von Vic aus Deutschland, welcher sie verfertigte: und die Gewohnheit, so noch itzo in Deutschland, in Flandern, in England, in der Schweitz etc. ist, gewisse Leute zu halten, die des Nachts die Stunden ausrufen, kömmt (vermuthlich) daher, weil man vor Alters keine solche Uhren hatte.

sehen: und folglich waren die Stunden des Tages im Sommer länger, und im Winter kürzer, als die Nacht-Stunden. Die erste gieng an mit Aufgange der Sonne; die sechste zu Mittage, und die zwölfte endete sich mit Sonnenuntergange. Alsdann kam die erste Nachtstunde; die sechste war zu Mitternacht, und die zwölfte gieng bis zum Aufgange der Sonne. Damit jeder Hausvater wußte, um welche Stunde es war, so hatten sie einen Sclaven im Hause, der nichts anders that, als daß er nach der Uhr sah, und seinem Herrn die Stunden anzeigte. Plinius, da er von plötzlichen Todesfallen redt, gedenket eines gewissen Bäbius, welcher Prätor in Bithynien gewesen war: dieser fiel augenblicklich todt nieder, nachdem er seinen Sclaven um die Stunde befraget hatte, (cum a puero quæsisset horas). Seneca spricht verächtlich von der schlechten Gewohnheit, die man hatte, sich die rechte Zeit zu gewissen Handlungen von andern sagen zu lassen: nicht anders, spricht er, als wüßte und fühlte man es nicht selber, wenn man hungrig ist, (ut per se scire non possint, an esuriant.)

Hist. Nat. l. 7. c. 53.

De brevit. vit. c. 12.

Diese Art, den Tag, so lange die Sonne scheint, in zwölf Stunden einzutheilen, und zwar bald in längere, bald in kürzere, nach Verschiedenheit der Jahrszeiten, rührte ursprünglich von den Babyloniern her: von diesen bekamen sie die Griechen, und von den Griechen endlich die Römer. Die Tagesstunden

glichen

glichen also den Nachtstunden an Länge, nur um die Zeit, wenn Tag und Nacht einander gleich sind: alsdann war die erste, zweyte, dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, neunte, zehnte, eilfte, zwölfte Stunde das, was unsere siebente, achte, neunte, zehnte, eilfte, zwölfte, (Vormittags) und erste, zweyte, dritte, vierte, fünfte und sechste (Nachmittags) ist. Unter der Regierung der Kaiser bemerkte man erst, daß diese Eintheilung nicht bequem war: Es wurde also nach und nach zur Gewohnheit, die vier und zwanzig Stunden des Tages von einer Mitternacht bis zur andern zu zählen; und wie es scheint, war solches schon zu des Kaisers Adrianus Zeiten im Gebrauche. Es ist bekannt, daß diese Weise itzo durch ganz Europa eingeführet ist, ausgenommen in Wälschland, wo man den Tag von einem Untergange der Sonne bis zum andern, und die vier und zwanzig Stunden in einem Stücke nach einander zählet.

Die zwölf Stunden bey hellem Tage wurden in vier Theile; und die zwölf Stunden bey Nachtzeit, in vier Nachtwachen eingetheilet: „aus Ursache, (spricht Vegetius,) weil „ein Soldat unmöglich eine ganze Nacht auf „der Schildwache stehen konnte. Daher „theilte man sie in vier Theile ein; und mit „Anfange einer jeden solchen Wache, ward „ein andrer Soldat auf den Posten gestellt. „Um nun die rechte Zeit dieser Wachen zu wis„sen, bediente man sich einer Wasseruhr, die

De re milit. l.3.c.8.

„jedesmal drey Stunden lief, so lange näm„lich eine Wache währen sollte.„ Der erste Theil des Tages bestand aus den ersten dreyen Stunden, von der Sonnen Aufgange an; der zweyte daurete bis an den Mittag; der dritte bis um neun Uhr, oder nach unsrer Art zu reden, bis Nachmittags um drey Uhr; und der vierte endete sich mit Untergange der Sonne, womit die zwölfte und letzte Stunde des hellen Tages beschlossen wurde. Die erste Nachtwache enthielt die ersten drey Stunden der Nacht; die zweyte, die drey folgenden Stunden, bis zur Mitternacht; die dritte und vierte bestanden aus den übrigen sechs Stunden, bis wieder zum Aufgange der Sonne.

Der erste Theil des Tages hieß die Prima, (das erste Tagesviertheil;) der zweyte hieß die Tertia, (das zweyte Tagesviertheil;) der dritte die Sexta, (das dritte Tagesviertheil;) der vierte die Nona, (das vierte Tagesviertheil): und die Benennung entstand daher, weil diese Viertheil mit der ersten, der dritten, der sechsten und der neunten Stunde angiengen. Die erste Nachtwache hieß Vespera, (der Abend;) die zweyte hieß Media nox, (die Mitternacht;) die dritte Gallicinium, das Hahngeschrey;) die vierte Conticinium, (das Hahnschweigen,) oder die Zeit, da die Hähne aufhören zu krähen.

Diese Nachtwachen werden im neuen Testamente erwähnet, z. E. Luc. 2, 8. und 12, 38. Matth. 14, 25. und Marc. 13, 35. 36. wo der

Heyland

Heyland seine Jünger ermahnet, daß sie bethen und wachen sollen: „So wachet nun, „spricht er: denn ihr wisset nicht, wenn der „Herr des Hauses kömmt, ob er kömmt am „Abend, oder zu Mitternacht, oder um das „Hahngeschrey, oder des Morgens: auf „daß er nicht schnell komme, und finde euch „schlafend.„

Aber das alte Testament, welches zwar im Buche Sam. 2, 24. der ersten Nachtwache; im Buche der Richt. 7, 9. der andern; und im 2 Buche Mose 14, 24. der dritten „Meldung thut, gedenkt nirgends der vierten Nachtwache, weil nämlich die Juden ihre Nacht nur in drey Wachen einzutheilen pflegten. Nach der Zeit nahmen sie erst von den Römern die Gewohnheit an, vier Theile der Nacht zu machen; gleichwie sie von eben diesem Volke den Tag und die Nacht, beyde in zwölf Stunden eintheilen lernten. „Sind „nicht des Tages zwölf Stunden?„ spricht Christus zu seinen Jüngern, Joh. 11, 19. Sie theilten sie auch, wie die Römer, in vier Theile oder Viertheil ein: und eben deßwegen bedeutet im neuen Testamente das Wort Stunde zuweilen ein solches Viertheil. In dieser Bedeutung nehmen es die meisten Ausleger, in dem Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Sie vereinigen auch auf diese Art die Stelle Joh. 19, 14. wo gesaget wird, Pilatus habe Jesum um die sechste Stunde verurtheilet, mit einer andern Stelle,

Marc. 15, 25. wo es dagegen heißt, es sey um drey Uhr gewesen, als die Juden ihn kreuzigten. Am erstern Orte sind es ordentliche Stunden; und am letztern bedeutet die dritte Stunde das dritte Vierthel des Tages, welches von der dritten bis zur neunten Stunde gieng: weil nämlich diese Zeit über der Vollendung der Kreuzigung Jesu vergieng, als welcher kurz vor sechs Uhr, oder nach unserer Redensart, zu Mittage, ans Kreuz geschlagen wurde, und um neun Uhr, oder wie wir itzt sagen, um drey Nachmittags, seinen Geist aufgab.

Diese zwo Gattungen von Stunden zu unterscheiden, nennten die Juden die ordentlichen Stunden Tagstunden, die andern aber Gebethstunden oder Tempelstunden; weil sie jeden Tag dreymal hinauf zum Tempel giengen, um ihr Gebeth zu thun, nämlich des Morgens und des Abends, wenn man dem Herrn das tägliche Opfer brachte, und auch am Mittage: und diese drey Gebeth-Zeiten fielen gerade auf diejenigen Stunden, mit welchen die Tagesvierthel angiengen, das heißt, nach unserer Art zu zählen, früh um neun, Mittags um zwölf, und um drey Uhr Nachmittags. Wir lesen in den Apostelgeschichten, im 3. Cap. im 1. v. „daß Petrus und Johannes „mit einander hinauf in den Tempel giengen, „um die neunte Stunde, da man pflegte zu „bethen„; das ist, nach unserer Art, um drey Uhr Nachmittags.

Ehe

Ehe ich erzähle, was die Römer, so wie ich sie schon beschrieben habe, den ganzen Tag lang im gemeinen Leben vornahmen, so mache ich vorher billig einen Unterscheid zwischen den mancherley Neigungen und Beliebungen der Menschen, weil sich die Hälfte ihres Lebens darnach richtet; nach Innhalt des bekannten Verses:

Mille hominum species et rerum discolor usus;
Velle suum cuique est, nec voto vivitur uno.

Ich rede hier also nicht von Jünglingen, die, ohne an das Zukünftige zu denken, sich von ihren Begierden dahin reissen lassen; noch auch von alten Leuten, welche das Gegenwärtige stets verachten, nur das Vergangene rühmen, und sich fast bloß mit ihren Schwachheiten beschäfftigen. Die ersten nach ihren Ausschweifungen zu schildern, wäre allzu schwer; und von den letztern würden wir nichts als Klagen, wie man allzeit im Alter führt, zu erzählen haben. Eben so wenig rede ich von denen, welche die menschliche Gesellschaft fliehen, und sich, wie Seneca sagt, in ihren Häusern wie in Gräbern verschliessen: qui sic in domo sunt, tanquam in conditorio; noch auch endlich von denen Menschenfeinden, die recht mit Fleiß und zur Lust, allem was zu ihrer Zeit gut und angenehm heißt, auch in den gleichgültigsten und gewöhnlichsten Dingen, widersprechen. Ich handele vielmehr nur von denen, welche das rechte Mittel zwi-

schen einem öffentlichen und einsamen Leben zu treffen wußten, und sich in Geschäffte einliessen, ohne sich selbst zu vergessen; von solchen, die eine gleich große Sorgfalt für ihr Hauswesen und für den Staat trugen, und für beyder Wohl arbeiteten; von solchen, die nicht müßig und nicht zerstreuet, ihre Zeit halb auf Ergetzungen und halb auf Geschäffte wandten, kurz, welche bald in Gesellschaften und unter Leuten, bald wieder in Einsamkeit und im Schooße ihrer Familien, zuweilen mit Dingen, die zum Wohlstande gehören, und zuweilen mit Pflichten gegen die Republik, Verwandten, Freunde und Kinder beschäfftiget waren.

Religion-Sachen und Gebeth des Morgens.

Personen von dieser Art wandten die erste Stunde des Tages zu den wesentlichsten Pflichten der Religion an. Die Tempel standen für jedermann offen, viele sogar vor Anbruche des Tages, da man dann für die, so gern recht früh kamen, brennende Wachskerzen hielt. Ihre Andachten bestanden darinnen: die Götter anzubethen; sie mit öffentlichen und heimlichen Gebethern anzurufen; ihnen Opfer und Weyrauch zu bringen; und endlich in Lobgesängen, welche von jungen Leuten beyderley Geschlechts, aus den vornehmsten Familien, Morgens und Abends mit Musik abgesungen wurden.

Wer nicht in die Tempel gehen konnte, der that seine Pflicht in seiner Haus-Capelle.

Hier

Hier brachten die Reichen Opfer und Gaben, und die Armen Gelübde und Gebether.

Kaiser Alexander Severus hatte in seinem Palaste zwo Capellen, welche den vornehmsten Objecten seiner Religion geweyhet waren: und diese hatte er in zwo Classen eingetheilet. In der einen Capelle standen die Bildsäulen guter Regenten, unter welchen er Alexandern dem Großen den ersten Rang gab; und auch die Bildsäulen der Weisen, die sich durch ihre Lehren zu Wohlthätern des ganzen menschlichen Geschlechts gemacht hatten. Diese waren Abraham, Orpheus, Apollonius Tyanäus, und endlich auch Jesus Christus, welche er alle, einen wie den andern, als Götter verehrte. So wunderlich nun auch seine Wahl hierinnen war, so bewies sie doch dieses Kaisers Bereitwilligkeit, die Tugend zu ehren, wo er sie auch immer zu finden glaubte. Die andere Capelle war den Helden und berühmten Männern heilig. Hier standen Achilles, Cicero, Virgilius, welchen er den Plato der Poeten nennte, und etliche andere große Geister. Er opferte alle Tage in diesen Capellen, und ließ solches alle Morgen seine erste Verrichtung seyn. Die übrige Zeit des Tages wandte er theils auf Geschäffte, theils auf die nothwendigsten Erquickungen.

Wenn Augustus, wie Suetonius berichtet, um seiner Freunde oder der Religion willen, früh aufstehen mußte, so schlief er bey *Vit. Aug. c. 78.*

einem von seinen Bedienten, welcher am nächsten bey dem Orte, wo die Ceremonie gehalten werden sollte, seine Wohnung hatte. Horaz erwähnt auch der Gebether, die man früh und spät für die Wohlfahrt dieses Kaisers that. Und im achten Buch der Aeneis erinnert der Gott der Tyber den Aeneas, bey früheſtem Morgen sein Gebeth an die Juno zu thun. Diese Gebether und Anbethungen des Morgens, geschahen zu Ehren der himmlischen Götter; aber diejenigen, so man des Abends that, waren für die unterirdischen Götter bestimmet.

Lib. 4. od. 5.

In den Tempeln stand ein Priester mit einem Buche in der Hand, und las daraus die Gebether vor, welche die Anwesenden stehend, und gegen den Aufgang der Sonne gekehrt, nachsagten, und zwar mit verdecktem Haupte, damit sie nicht durch Erblickung einer Sache von böser Vorbedeutung zerstreuet oder gestohret werden möchten. Sie mußten die Götter mit Namen anruffen: und um alle Irrung zu meiden, pflegten sie allzeit hinzu zu setzen: sive tu Deus. sive tu Dea es; du seyst nun ein Gott oder eine Göttinn. Im Bethen berührten sie die Altäre, führten die Hand an den Mund und streckten sie gegen die Götter aus. Sie umarmten die Knie ihrer Götzen, weil sie die Knie für den Sitz der Barmherzigkeit hielten.

Im übrigen darf man sich nicht wundern, daß ihre täglichen Anbethungen und Gebether

jedes.

jedesmal eine Stunde und länger währten. Hätten sie, wie Juvenal räth, nur um Gesundheit des Leibes und des Gemüths gebethet: Sat. 10. 356.

Orandum est ut sit mens sana in corpore sano.

so würde ihr Gottesdienst nicht so langweilig gewesen seyn. Aber die große Menge ihrer theils wirklichen theils eingebildeten Bedürfnisse; die nichts bedeutenden Wiederholungen, welche zu besserer Erhörung dienen sollten; und sonderlich die Menge ihrer Götter, welche sie, jeden besonders, in ihrem Anliegen anruffen mußten: alles dieses nöthigte sie zu Weitläuftigkeiten und Ceremonien, welche die wahren Anbether im Geiste und in der Wahrheit nicht nöthig haben.

Einige, wie Seneca sagt, waren so thöricht, und bathen die Götter um Dinge, die sie sich geschämet hätten von Menschen zu erbitten: und dann thaten sie ihre Gebether und Gelübde heimlich, als ob sie den Götzen ins Ohr redeten, damit es niemand hörete. Andere suchten, unter dem Deckmantel der Andacht, nicht allein Menschen, sondern die Götter selbst zu hintergehen. Horaz sagt: „Jener fromme Mann, das Orakel der Gerichtsstätte, so oft er den Göttern opfert, und „nachdem er zwey bis dreymal mit lauter „Stimme, o Vater Janus! Apollo! gesaget „hat, beweget hernach nur die Lippen, und „spricht heimlich, um nicht gehöret zu werden: „o schöne Laverna! lehre mich, wie ich mich „immer

Epist. 10.

Lib. 1. ep. 16.

„immer verbergen soll. Gieb, daß ich stets „für einen frommen, gerechten und heiligen „Mann angesehen werde. Laß meine bösen „Handlungen, meine Betrügereyen und Un„gerechtigkeiten niemals ans Licht kom„men [6]).„

Insgemein war fast die vornehmste Absicht bey ihrer Andacht Ehrgeiz, Geldbegier und Wollust. Sie brauchten den Deckmantel der Religion zu Beschönigung ihrer eigennützigen Beweggründe und heimlichen Be-
Lib. 26. c. 19. gierden sich zu vergrössern. Publius Scipio, spricht Livius, hatte die Bewunderung, in der er stand, nicht allein seinen wirklich großen Naturgaben und Tugenden zu danken, sondern auch seiner List, mit der er von Jugend an, seinen Vorzügen ein glänzendes Ansehen zu geben gewußt hatte. Fast in allem, was er dem Volke vortrug, wußte er ihnen künstlich weis zu machen, daß es ihm die Götter selbst, bald in Erscheinungen, bald im Traume und in Offenbarungen eingegeben hätten: es mochte nun seyn, daß er wirklich solchen Aberglauben in sich hegte, oder daß er durch solche Kunstgriffe seine Vorschläge und Verordnun-

6) Laverna war die Göttinn der Diebe und Schelme, und eben dieselbe, die man in Griechenland unter dem Namen Proxidica anbethete. Man rief sie und den Mercurius zugleich an, weil dieser ebenfalls der Gott der Diebe war.

ordnungen zu lauter Orakeln machen wollte. In solcher Absicht, und damit er sich frühzeitig bey seinen Mitbürgern in gutes Vertrauen setzen möchte, pflegte er von seiner Jugend an, da er kaum das männliche Kleid angeleget hatte, niemals das mindeste, weder in öffentlichen noch häuslichen Angelegenheiten vorzunehmen, ehe er sich ins Capitol begeben, und daselbst im Tempel eine lange Weile gebethet und Betrachtungen gemacht hatte: und diese Gewohnheit behielt er, so lange er lebte.

Inzwischen waren die ersten Tagesstunden den Göttern nicht ganz allein gewidmet: man brauchte sie auch zu denen Pflichten des Wohlstandes, die in der Welt gewöhnlich sind. Zu Rom, gleichwie auch anderwärts, machten die Geringen ihre Aufwartung bey den Großen, das Volk bey den Obrigkeiten, und die Obrigkeiten bey den Reichen.

Die morgenländischen Völker, als gebohrne Sclaven ihrer Fürsten, bezeigten sich bey diesen Aufwartungen mit demjenigen niederträchtigen Wesen, welches aus einer despotischen Regierung, die man fast abgöttisch ehrt, zu entstehen pfleget. Die Europäer, wie sie unbiegsamer und freyer sind, bedienten sich solcher Zeichen der Freundschaft, der Achtung und der Ehrfurcht, welche mehr natürlich und nicht so kriechend waren. Also hieß es bey den Griechen, da sie einmal einer freyen und republicanischen Gleichheit gewohnt waren,

eine

eine unerlaubte Niederträchtigkeit, solche demüthige Ehrfurchtzeichen zu geben, wie etwa die Könige in Persien von Leuten erforderten, welche doch zum Dienste derselben, ihr Leben so muthig in Gefahr setzten.

Da Rom aus einem unordentlichen Zusammenlaufe verschiedener Völker entstanden war, so war das plumpe Wesen seiner Einwohner lange Zeit an ihm zu spühren. Die Kriegs-Strapazen und das Landleben erhielten ihre natürliche Grobheit noch mehr. Allmälig fieng die Politik an, sie gesitteter zu machen. Die Noth lehrte die gemeinen Leute Unterwerfung und Ehrfurcht; der Ehrgeiz machte die Vornehmen umgänglich: und zuletzt brachte man es durch Ueberfluß an allem, durch üppiges Leben, und durch Studieren, wie auch durch den Umgang mit den Griechen so weit, daß beym Ende der Republik, und unter der Regierung der ersten Kaiser, die römische Höflichkeit zur höchsten Vollkommenheit gelangte. Allein, unvermerkt gerieth sie wieder in Abnahme, und artete endlich, beym Verfalle des römischen Reichs, in Tändeley und Niederträchtigkeit aus.

Patrone u. Clienten.

Romulus hatte schon gewissermaßen zween Stände unter seinen Unterthanen gemacht, und zwar unter dem Namen der Patricier und der Plebejer. Damit aber dieser Unterschied im Stande nicht etwa die nöthige Eintracht unter ihnen stöhren möchte, so vereinigte und verknüpfte er sie beyde wieder

durch

durch das Band der Abhängigkeit eines Standes von dem andern. Ein jeder Plebejer wählte sich aus d n Patriciern, wen er selbst wollte, zum Patron; und er wurde hernach dessen Client. Die Pflicht der Patrone war, ihre Clienten zu schützen, vor Gericht für sie zu reden, sie nicht unterdrücken zu lassen, und stets ein wachsames Auge über ihrer Wohlfahrt und Sicherheit zu haben. Die Pflicht der Clienten war, ihren Patronen mit allem, was in ihrem Vermögen stand, zu dienen; ihnen bey vorfallender Gelegenheit Hülfe zu zu leisten, und ihnen mit ihrem Vermögen, ja selbst mit ihrer Person beyzustehen [7]).

Allein, die Großen zu Rom, die anfangs keinen andern Vorzug vor den Geringern gehabt,

7) Nachdem die Republik sehr mächtig geworden war, so wählten sich ganze Städte und Provinzen römische Herren zu ihren Patronen. Diese Patrone halfen ihnen mit Rath und That: oftmals sogar überließ ihnen der Senat die Entscheidung ihrer Klagen und Angelegenheiten. Dagegen erzeigten sich diese Provinzen und Städte mit allerley Diensten und großen Geschenken dankbar gegen ihre Patronen.

Da ganz Italien dem Octavianus ihre Dienste im Kriege mit dem Antonius eidlich zugesaget hatte, so bath die einzige Stadt Bononia, weil sie jederzeit unter dem Schutze der Antonischen Familie gestanden hatte, um Erlaubniß, sich nicht wider ihren Patron aufzulehnen; und sie erhielt auch diese Erlaubniß.

habt, auch selbst keinen andern begehrt hatten, als Beschützer derselben zu seyn, wurden nach und nach, durch unmäßige Geschenke, in der That Herren über unzählig viel freywillige Sclaven, geizige Bürger und gewinnsüchtige Clienten. Nachmals verursachte die Niederträchtigkeit von einer, und der Stolz von der andern Seite, ein so erstaunlich weitläuftiges Ceremonial, daß von der republicanischen Gleichheit, die doch die festeste Stütze der Republiken ist, nicht eine Spur übrig blieb. Man sah bey den Großen nichts als Hochmuth und Eitelkeit, und bey den Geringen nichts als knechtische Verehrung.

Morgenbesuche. Es war eine fast unvermeidliche Pflicht, bey Personen, denen man ergeben war, oder doch seine Ergebenheit zeigen wollte, früh, sobald sie aufstanden, seinen Besuch abzustatten. Ein Bürger, ja selbst eine obrigkeitliche Person, lief von Haus zu Haus, um einem Großen seine Aufwartung zu machen: und dieser that bey andern ein gleiches. Sat. I. 19. Juvenal macht eine sehr lebhafte Beschreibung von ihnen, und läßt sie am frühesten Morgen herumlaufen: ja er giebt ihnen sogar nicht Zeit, die Strümpfe fest zu binden, und die Schuhe recht zu schnallen.

Lib. 3. ep. 12. Der jüngere Plinius nennt diese Besuche officia antelucana, (morgentliche Pflichtleistungen). So beschwerlich sie nun für die Besuchgebenden waren, eben so sehr waren sie es auch für die, welchen diese Ehre widerfuhr.

fuhr. Martial beklaget sich über einen römischen Herrn, der seinen Besuch nicht angenommen hatte. „Seit dem du (spricht er) aus „Lybien zurück bist, habe ich dir fünf Tage „nach einander meinen Morgenbesuch abstatten wollen; aber ich habe nicht vor dich „kommen können. Es sagten mir deine Leute allemal, du wärest schon über der Arbeit, „oder du schliefest noch. Das ist ein wenig „zu viel, du guter Mann! und weil du keinen guten Morgen von mir hören willst, so „sage ich dir hiermit schriftlich ein ewiges „Lebewohl!„ *)

Die itzt angeführten Autoren lebten unter den Kaisern Domitianus, Nerva und Trajanus; aber alles, was sie von den Morgenbesuchen sagen, geschah auch schon zur Zeit der Republik. Der Unterschied bestand bloß in den Beweggründen, so sie dazu hatten: denn es war vorher nur eine Ehre, so sie dem hohen Stande und der Tugend erzeigten; und sie suchten keinen andern Vortheil dabey, als hohen Fürspruch zu Aemtern und Ehrenstellen zu verdienen.

Cicero

*) Dicere de Lybicis reduci tibi gentibus, Afer,
Continuis volui quinque diebus, ave.
Non vacat, aut dormit, dictum est, bis terque reverso:
Jam satis est; non vis, Afer, avere: vale.
Mart. Lib. 9. epigr. 8.

Cicero spricht an vielen Orten hiervon. Sein Staat und Hauswesen war seinem Stande gemäß; seine Thüre stand jedem Fremden, der Achtung verdiente, offen; seine Zimmer waren alle Morgen voll römischer Bürger, die es sich für eine Ehre schätzten, ihm bey seinem Aufstehen ihren Besuch zu geben, und selbst Pompejus hielt es sich nicht für unanständig mitten unter dieser Menge zu erscheinen. Die meisten liessen es an dieser Höflichkeit noch nicht gnug seyn, sondern sie begleiteten ihn auch hernach in den Senat und auf den Marktplatz, erwarteten ihn bis er wieder herauskam, und begleiteten ihn nach Hause.

Wenn man einen guten Morgen wünschte, so führte man die Hand zum Munde und streckte sie gegen den, den man begrüßte, aus. Aus dieser Ursache nennte man es anbethen (adorare): denn, wie ich schon gesaget habe, begrüßte man auch eben so die Götter; nur mit diesem Unterschiede, daß man vor den Göttern das Haupt nicht entblößte, da man hingegen vor den Großen mit bloßem Kopfe stehen mußte. Es war auch ein Zeichen der Ehrerbietung ihnen die Hand zu küssen. Die Kriegsleute grüßten, indem sie die Waffen senkten. Aber man liest nirgends etwas, daraus sich schliessen liesse, daß man bey dem gewöhnlichen Grüssen den Leib oder die Knie nur ein wenig gebeuget hätte. Beydes kam erst lange nach dem Verfalle der Republik in Gebrauch.

Diese

Diese Besuche gab man in Feyerkleidern. Die Zusammenkunft geschah im Vorhause, welches mit den Brustbildern und ganzen Bildsäulen der Ahnen des Hausherrn ausgezieret war. Hier begegneten die Clienten einander so lange mit allerley Höflichkeit, bis der Patron erschien, oder auch bis sie hörten, daß er sich, zu Erspahrung der Ceremonien, fortgeschlichen hatte. Wenn er sich in die Stadt begab, so machten die Clienten einen langen Zug um seine Tragsänfte: einige erwiesen sich sehr eifrig mit Platzmachen, und andere drangten sich an die Sänfte, um den Patron zu sehen und von ihm gesehen zu werden.

Und so vergieng nun die erste Stunde des Tages, auch vielmal die andere. Wiewohl aber dieses alles eine Gewohnheit war, so war es doch eben nicht unumgänglich nothwendig. Gelehrte, Beamte und Kaufleute verschwendeten die kostbare Zeit nicht so.

Was anlanget die dritte Stunde, oder nach unserer Art die neunte, diese ward mit Gerichtssachen zugebracht; nur diejenigen Tage ausgenommen, welche die Religion zur Ruhe bestimmet hatte, oder auch, an welchen man noch wichtigere Dinge vornahm, dergleichen die Comitia, oder die allgemeinen Zusammenkünfte des Volks waren.

Gerichtsreden.

Diejenigen, die nicht als Richter, als Kläger oder Beklagte, als Advocaten, oder als Sollicitanten, bey den gerichtlichen Reden zugegen waren, erschienen dabey als Zuschauer,

und so lange noch die Republik bestand, als Richter über die Richter selbst. „Wisset, sprach Cicero zum Gerichte, vor dem er den Verres anklagen mußte, „wisset, daß wo„fern ihr den Verres nicht so, wie es seyn „soll, richtet, das römische Volk, das mich „hier höret, euch selbst richten wird; und „daß, wofern ihr dem Strafwürdigen Gnade „widerfahren lasset, für euch selbst keine Gna„de zu hoffen seyn wird.„

In perorat. ult. Orat. in Verr.

Zwar bey Rechtssachen, die nur einzelne Personen betrafen, fanden sich nur die Freunde und Verwandten derselben ein; hingegen, wenn die Sache den ganzen Staat angieng, zum Exempel, wenn eine obrigkeitliche Person, die itzt von ihrem Amte abgieng, verklaget wurde, daß sie untreu gehandelt hatte, oder der Freyheit ihrer Mitbürger zu nahe getreten war, alsdann war auf dem großen Marktplatze, wo die wichtigsten Streitsachen getrieben wurden, kaum Platz genug für die Menge derer, die theils ihres Nutzens halber, theils auch aus bloßer Neugier, zusammen kamen [8]).

Noch

8) Aus diesen Ursachen bedeutet das Wort forum, welches eigentlich der Name des großen Marktplatzes war, auch die Gerichtsstätte. Dieser Platz lag zwischen dem Palatinus-Berge und dem Capitolium, und diente zu den Comitien und allgemeinen Versammlungen des Volks, auch zum Gerichtsplatze. Cäsar, und

Noch mehr: wenn ein Proconsul oder ein Prätor wegen Gelderpressung oder Entwendung gemeinen Gutes u. d. m. angeklaget wurde, alsdann kamen alle und jedwede Bürger, weil der Staat und die Provinzen in ihren Augen eben das waren, was die väterlichen Güter in den Augen der Söhne sind, bey solchen Gerichten zusammen, um ihrer Pflicht gemäß alles selbst zu beurtheilen: da gegentheils des Beklagten Freunde, Verwandte und Kinder, in Trauerkleidern, sie mit Bitten und Thränen zu erweichen, und die Vertheidigung der Advocaten zu unterstützen suchten.

Gesellschaftliche Zusammenkünfte auf den Marktplätzen.

In Ermangelung solcher Rechtssachen, (welches zwar selten geschah, seit dem der römische Staat eine so große Menge Provinzen besaß,) brachte man dennoch die dritte, vierte und fünfte Stunde des Tages auf den Marktplätzen zu: und alsdann war es nicht gut für die-

und hernach auch Augustus, erweiterten ihn wegen der großen Menge der Processe und Processirenden. Einen ganzen Sommer, da ausserordentliche Hitze war, ließ Augustus diesen Platz, zur Bequemlichkeit des Volks, und besonders der Processirenden, mit Tüchern überspannen. In diesem Stücke, sagt Plinius, hätte er beym Cato Censor gewiß nicht Beyfall gefunden; denn dieser hätte lieber gesehen, wenn man den Marktplatz mit spitzigen Kieselsteinen bestreuet hätte, damit der Processirenden weniger würden. *Plin.* Hist. l. 19. cap. 1.

diejenigen obrigkeitlichen Personen, die nicht untadelhaft in ihrer Aufführung waren. Man schonte ihre Ehre um so viel weniger, da kein Gesetz dawider war; ja man sprach von den ehrwürdigsten Männern aufs freyeste. In Annal.l.7. jenen Zeiten der Freyheit, spricht Tacitus, bestrafte man nur Thaten, nicht Worte.

Tiberius unterstand sich erst, Reden und Gespräche, die wider die Regierung geführet wurden, wie Uebelthaten zu bestrafen. Bey diesem Tyrannen, welchen die vielen Ankläger, die er um sich hatte, immer argwöhnischer machten, war alles von Wichtigkeit. Nicht gnug, daß man alle Worte, die beym Wein geredt wurden, auffieng: ein jeder Scherz, ein lustiger Einfall, ein sinnreiches Wort, das auf dem Markte, oder bey einem Gastgebote ein wenig zu frey gesprochen worden war, alles mußte ein schweres Verbrechen heissen. Man wollte sogar bis ins Innerste der Gedanken dringen; und ein Bürger, ob er gleich nichts gethan oder geredt hatte, war dennoch vor peinlichen Anklagen nicht sicher. Es kam endlich so weit, daß es ein Verbrechen zur Todesstrafe war, wenn ein Römer seinen Sclaven bey einem Bilde oder einer Bildsäule des Augustus hatte züchtigen lassen; wenn er sich dabey nackend entkleidet, oder nur andere Kleider angezogen hatte; wenn er an Orten, wohin uns die Natur treibt, eine Münze, oder einen Edelstein

mit

mit dem Bilde des Kaisers bey sich gehabt hatte.

Wenn man mit den Neuigkeiten aus der Stadt fertig war, so kam man zu den Zeitungen aus den Provinzen. Diese zweyte Art der Neugier war nicht weniger groß: denn es waren die Provinzen nicht nur gleichsam das Erbtheil der Bürger, indem sie als Statthalter in denselben großen Reichthum an sich brachten, sondern auch der Aufenthalt sehr vieler römischer Ritter, welche daselbst einen starken Handel trieben, der zur Wohlfahrt des Staats, und auch ihnen selbst zum größten Vortheile gereichte.

Horaz rechnet die vielen Fragen, die man L.6. sat.2. deßwegen an ihn that, unter seine Noth und Beschwerlichkeit, die er in der Stadt ausstehen mußte, anstatt daß er auf seinem Landgute Ruhe und Annehmlichkeit genoß. „Breitet „sich zuweilen eine verdrießliche oder auch eine „wunderbare Zeitung aus, alsobald fragt „mich ein jeder, der mir begegnet: Was „hört man, mein lieber Horaz, (denn du hast „alles Neue aus der ersten Hand, du bist „alle Tage beym Kaiser selbst,) ist es wahr „= = wegen der Dacier? = = Wird Augu„stus den Kriegsleuten die Felder geben, wie „er ihnen versprochen hat? = = In Sicilien „oder in Italien? Ob ich gleich schwöre, „daß ich von allem nichts weiß, es glaubt „mirs kein Mensch; vielmehr bewundert man „mich als den verschwiegensten Mann von der

„Welt. So vergeht meine Zeit in der „Stadt! Wie oft sage ich da nicht voll „Sehnsucht: o liebes Landgut! wenn sehe „ich dich endlich wieder? wenn bin ich so „glücklich, dem Geräusche der Stadt und al„ler ihrer Unlust zu entgehen? wie bald ver„gesse ich in dir alles Kummers des Stadt„lebens, wenn ich zur Abwechslung bald die „Alten lese, bald wieder in ruhiger Muße „mich erquicke?„

Wiewohl nun alle römische Bürger überhaupt diese drey Stunden des Tages auf dem Markte zubrachten, so kamen doch einige viel öfter dahin als andere; ich meyne die Müßiggänger, welche bloß deßwegen dahin kamen, um, wie man sagt, aus langer Weile das Pflaster zu treten. Beym Horaz heissen sie forenses; beym Plautus und Priscianus subbasilicani; und Cölius giebt ihnen, in einem Briefe an den Cicero, den Namen subrostrani oder subrostrarii: welche Benennungen Leute anzeigen, die stets auf dem Markte, bey den Gerichtsplätzen, auf dem Rathhause oder der Börse, (nach unsrer Art zu reden,) und bey der Redner-Bühne herumliefen. Diese Bühne hieß die rostra, weil sie mit Schnäbeln von den Schiffen, die dem Antiatischen Volke abgenommen worden waren, ausgezieret war [9]).

Andere

9) Daher kommen bey den römischen Autoren die Redensarten adscendere in rostra; descendere

Andere, die nicht so müßig waren, machten sich nach Stand und Würden eine Beschäfftigung. Es gab alte Senatoren, die alle Morgen etlichemal auf dem Markte hin und her giengen, um gleichsam denen zu winken, welche sich etwa ihres guten Raths bedienen wollten [10]).

Die römischen Ritter hielten Banco, und führten Protocoll über rechtmäßige Tractaten und Vergleiche. Die, welche Aemter suchten, bemühten sich um die Wahlstimmen. Candidaten. Ihre Verwandten, Freunde und Clienten, ja selbst die höchsten Senatoren, aus Liebe oder doch aus Gefälligkeit gegen die Candidaten, begleiteten sie und empfahlen sie allen, die ihnen begegneten. Und weil es bey den Römern sowohl als bey den Griechen für eine Höflichkeit und Achtungsbezeugung angesehen wurde, die Leute bey ihrem Namen und Zu-

dere de rostris; dicere pro rostris &c. d. i. die Rednerbühne betreten; von derselben herabgehen; eine Rede ans Volk halten.

10) In den letzten Zeiten der Republik saßen sie, bey offener Hausthüre, auf einem erhabnen Armstuhle, der fast einem Throne glich, und gaben so jedermann Gehör. Diese Gewohnheit hatten vornehmlich die beyden Scävola, und insbesondere der, mit dem Beynamen Augur. Sein Haus wurde nur das Orakel der Stadt, oraculum civitatis, genannt, und es stand mit frühestem Morgen allen Menschen offen, obgleich Scävola schon alt und schwach war.

namen zu nennen, wenn man sie grüßte, es aber gleichwohl kaum möglich war, daß ein Candidat eine solche Menge Namen behielte, so giegen an der linken Seite Sclaven neben ihnen, die ihnen die Namen sagen mußten.

Nomenclatores. Alle Römer, die sich Rechnung auf Ehrenstellen machten, hielten sich solche Sclaven, welche nomenclatores (Namenruffer) hiessen. Die einzige Arbeit dieser Leute war, daß sie die Bürger von Namen kennen lernten, und von welchem Stande oder Vermögen sie waren, auch in was für Verbindung sie mit andern standen. Sie mußten gleich beym ersten Blicke die Personen zu unterscheiden wissen, und sagten sie ihren Herren ins Ohr, wenn sie ihnen begegneten, da sie sodann dieselben als gute Bekannte grüßten, ihnen die Hand gaben, und recht vertraut mit ihnen redten.

Diese in allen Republiken nützliche Freundlichkeit war besonders zu Rom nöthig, wo das Volk, weil es viel zu geben hatte, auch recht darum gebethen seyn wollte, und wo eine erhabne Denkungsart so allgemein war, daß auch der geringste Bürger sich für eben so viel vornehmer als Bürger aus andern Städten hielt, je mehr die römische Republik alle Staaten des Erdbodens übertraf.

Lib. I. ep. 6. Aus diesen Ursachen spricht Horaz: „Wenn Gunst und Ansehen genug ist, uns „glücklich zu machen, wohlan! so kaufe man „sich einen Sclaven, der uns zur Seite ge„he, der uns die Namen der Vorbeygehenden“

„sage,

„sage, damit wir ihnen, wenn gleich Steine „und Bauholz dazwischen liegen, die Hand „reichen können. Da weiß man den Augenblick, „was uns ins Ohr gesagt wird: dieser hier „vermag viel in der Fabischen Tribus; (im „Fabischen Stadtvierthel) jener dort in der „Velinischen; noch ein anderer hat Würden „und Ehrenstellen in seiner Gewalt, er giebt „und nimmt sie wem er will. Alsdann nen„ne man den einen, welcher alt ist, Vater, den „andern, der noch jung ist, Bruder, und „begegne ihnen wie seinen vertrautesten „Freunden.„

Wenn ein vornehmer Mann aus der Provinz, wo er Statthalter gewesen, zurück kam, so gieng man ihm haufenweis ausser der Stadt entgegen; man begleitete ihn bis an sein Haus, an welchem man die Thüren mit grünen Zweigen und Fruchtschnuren vorher ausgezieret hatte. Eben so, wenn einer zu seiner Statthalterschaft oder zum Oberbefehle eines Kriegsheers abgieng, oder auch wenn ein Freund in ein entlegenes Land reiste, so gab man ihm das Geleit so weit man konnte; man brachte ihn auf den Weg, den er nehmen mußte; und man that in seiner Gegenwart, Gebether und Gelübde um seine glückliche Reise und Wiederkunft.

Ehrenbezeugungen, so die Feldherren und Statthalter genossen, wenn sie von Rom abgiengen oder wieder dahin kamen.

Livius erzehlt, als Paulus Aemilius wider den Annibal zu Felde gegangen, so hätten ihn die vornehmsten Patricier begleitet; aber die Menge des Volks hätte dem Varro, den

Lib. 22. c. 60.

sie fast abgöttisch verehrten, das Geleit gegeben. Nach der großen Niederlage bey Cannä, woran dieser Ursache war, erzeigten sich die Bürger dennoch, (wie Livius ferner sagt) so standhaft und edelmüthig, obgleich die Umstände sehr bedenklich waren, daß ihn bey seiner Wiederkunft alle Stände einholten, und ihm öffentlich Dank sagten, daß er an Erhaltung der Republik noch nicht verzweifelt, oder sie verlassen habe, sondern sich wieder ans Ruder derselben setzen, und noch länger die Gesetze handhaben wolle, weil er noch nicht alles für verlohren ansehe.

Ehrenbezeugungen, so große Männer genossen, wenn sie vertrieben gewesen, und wieder nach Rom kamen.

Eben so eifrig erzeigte man sich auch, großen Männern entgegen zu gehen, wenn sie vertrieben gewesen, und wieder nach Rom beruffen waren. Dieses geschah gleichsam zur Ehrenerklärung und Gnugthuung des ihnen widerfahrnen Unrechts. Als Metellus Numidicus, nachdem ihn der Tribunus Saturninus und die Anhänger des Marius, wegen seiner Standhaftigkeit und Redlichkeit, ins Elend verwiesen gehabt hatten, wiewohl er auch da allzeit groß und sich selbst gleich blieb, wieder nach Rom zurück kam, und sich der Stadt näherte, so eilten ihm der Senat und das Volk, Reiche und Arme, entgegen, so daß, wie ein Geschichtschreiber sagt, keiner von seinen Triumphen ihm mehr Ehre gemacht, als selbst die Ursache seiner Vertreibung, seine weise Aufführung in solcher Zeit,

und eben diese prächtige Einholung, mit der er beehret wurde.

Da Cicero durch die Ränke und Gewaltthätigkeiten des Clodius vertrieben gewesen, aber mit Uebereinstimmung alles Volks zurück beruffen war, so drücket er sich in seiner Rede, die er nach seinem triumphirenden Einzuge in Rom hielt, folgendergestalt aus: „Mein ganzer Weg, spricht er, von Brundusium an bis nach Rom, war mit einer „ununterbrochenen Reihe von allen Einwohnern Italiens besetzt. Keine einzige Gegend und Stadt hatte unterlassen, mir Abgeordnete zu schicken, die mich bewillkommen mußten. Und was soll ich sagen, wie ich an jedwedem Orte, wo ich durchreiste, empfangen wurde? wie aus Städten und und Dörfern die Hausväter, mit ihren Weibern und Kindern, mich entweder einholten, oder doch an den Weg kamen, und mir ihre Freude bezeugten! Was sage ich endlich von den Freudentagen, die man mir zu Ehren hielt, und mit eben der Fröhlichkeit und Pracht, wie man Feste hält, zu Ehren der unsterblichen Götter! Aber vor allem andern der Tag, da ich in Rom wieder einzog, dieser Tag allein kann mich verewigen. Ich sah den Senat und das ganze Volk ausser den Thoren der Stadt, um mich einzuholen: Rom selbst erschütterte fast von Grund aus, und schien sich seinem Erhalter zu nähern und in die Arme zu werfen. Nicht allein

Or. post redit.

„Männer

„Männer und Frauen, von jedem Alter, „Stande und Lebensart, sondern die Mau„ren selbst, die Häuser und die Tempel wur„den wie entzückt vor Freuden, da sie mich „wiedersahen.„

Feyerliche Geleite der großen Römer.

Alles itzt erzählte that man sowohl zu Zeiten der Republik, als auch noch unter der Regierung der Kaiser. Aber in diesen letztern Zeiten kam eine fast tolle Gewohnheit auf, wovon man noch kein Beyspiel gesehen hatte. Man hielt alles noch nicht für prächtig gnug, wenn man sich nicht mit einem zahlreichen Geleite von Sänften, vor und hinter welchen eine Menge Sclaven, Freygelassener und Clienten gieng, zur öffentlichen Schau darstellte. Diese Eitelkeit kam hoch zu stehen, denn man mußte diejenigen bezahlen, die einen solchen Aufzug verherrlichen halfen. Juvenal macht an einem Orte eine Beschreibung davon, und versichert, es hätte vornehme und obrigkeitliche Personen gegeben, die sich aus Geiz verleiten liessen, den niederträchtigen Haufen zu vermehren, und diejenigen Speisen oder Silbermünzen anzunehmen, welche die Großen unter ihre Clienten und knechtische Schmeichler an der Hausthüre austheilen liessen, damit sich immer mehr Begleiter einfinden möchten [11]).

Endlich

11) Ein solches Geschenk an Speise oder Gelde hieß sportula. Das Wort hat die verringernde Bedeutung des sporta, (von asportare, weg=

Endlich, wenn die sechste, oder die Mittagstunde kam, begab sich jedermann nach Hause. Hier speiste man ein wenig; und man hielt Mittagsruhe, wie es der Gesundheit wegen zu Rom im Gebrauche war, auch noch heutiges Tages daselbst gewöhnlich ist.

Zwey=

wegtragen.) Beyde bedeuteten ursprünglich einen Korb von Binsen, Rohr oder Weidengerten geflochten. Hernach nahm man sie für allerley Gefäße oder Maaße zu Brod, Fleisch oder andern Eßwaaren, die man bey gewissen Gelegenheiten austheilte; und figürlich für diejenigen Gaben, von welchen ich itzo rede. Ferner bedeuteten diese Wörter eine Art von öffentlichem Gastgebote, zu welchem jedermann ohne Unterscheid eingeladen wurde, und wobey ein jeder seine Portion in einem solchen Körblein empfieng. Endlich bedeutet auch sportula überhaupt Geschenke und Belohnungen von mancherley Art und Weise.

Zweytes Capitel.

Von den Beschäfftigungen der Römer Nachmittags. Vom Ballspiele. Vom Spaziergehen. Von den Gallerien oder bedeckten Gängen. Von den Beschäfftigungen und gesellschaftlichen Unterredungen daselbst. Von den öffentlichen und den Privat-Bibliotheken. Von den Leibesübungen. Von den Wasserleitungen und den Bädern.

Ich habe die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden gemacht, wie solches bey den Römern im Gebrauche war. Ich begleitete im vorigen Capitel den römischen Bürger, vom Morgen an bis zum Mittage, in die Tempel, in die Paläste der Großen, auf den Marktplatz ꝛc. und überall, wohin ihn Ehrgeiz, Eigennutz, Wohlstand, Verwandtschaft und Freundschaft rief: und itzo werde ich ihm überall folgen, wohin er sich der Gesundheit wegen, oder um eines ehrbaren Vergnügens willen begeben wird.

Diejenigen, welche bey den vornehmsten Handlungen des Lebens den Nutzen des Vaterlands oder ihres Hauswesens zum Endzwecke hatten, betrachteten die ersten sechs Stunden des Tages als eine der Arbeit gewidmete Zeit, und ergetzten sich nicht eher, als bis diese Arbeit-Zeit vorbey war. Die

Manns-

Mannspersonen trieben die Geschäffte ausser dem Hause, und die Weibspersonen die Verrichtungen im Hause: und so waren sie einander von beyden Seiten nützlich, indem sie einmüthig zum Besten ihrer Familien, und um gemeinschaftlicher Vortheile willen arbeiteten.

Und ob es gleich nicht gewöhnlich war, den Nachmittag zu Geschäfften anzuwenden, so wenig als den Vormittag zu Ergetzungen zu brauchen, so nahmen es doch arbeitsame Personen hierinnen nicht allzu genau; vielmehr arbeiteten sie lange über die gewöhnliche Zeit, oftmals sogar bis zur zehnten Tagesstunde, (nach heutiger Art bis um vier Uhr Nachmittags;) allein, das waren schon seltene Personen, die mehr von Natur aufgeleget waren, gute Exempel zu geben, als schlechten Gewohnheiten zu folgen. Es thaten es Männer, deren Lebenswandel ein beständiger Tadel für anderer ihren ist, z. E. rechtschaffene obrigkeitliche Personen, die sich dem Besten des gemeinen Wesens gewidmet hatten; oder auch eifrige Gerichtsredner, die sich Gewissens halber für verbunden hielten, die Wohlfahrt unglücklicher Leute, deren Vertheidigung sie übernommen hatten, mit Ernste zu besorgen.

Ein solcher war Asinius Pollio, welchen Horaz die festeste Stütze der unschuldig Beklagten, und das Orakel des Senats nennt; und von welchem Seneca sagt, er sey so ordentlich in Eintheilung seiner Zeit gewesen,

daß er bis zur zehnten Stunde gearbeitet habe. Sobald aber diese Stunde vorbey war, so hätte er auch nicht einen Brief mehr geöffnet, er mochte seyn von wem er wollte, um nicht etwa denselben Tag mehr Arbeit als er sich vorgenommen hatte, zu bekommen, oder auch, damit er nicht etwas darinnen finden möchte, was ihn in seiner Ruhe, zu der er die übrige Zeit bestimmt hatte, stöhren könnte.

Um also nur von der gewöhnlichen Lebensart der römischen Bürger zu sagen, so erhellet, daß die meisten derselben den Vormittag in den Tempeln, in den Palästen der Großen, auf dem Markte, in den Gerichtstätten und mit Arbeit zubrachten; hingegen den übrigen Theil des Tages zu Gesellschaften, zu Spaziergängen, zum Baden, zu Gastereyen, zu Ergetzungen, zur Pflegung der Gesundheit mit Leibesübungen, vornehmlich zum Ballon- und Ballspielen anwandten.

Die Römer hatten diese Uebung von den Griechen bekommen, nämlich den großen und den kleinen Ball; follis und folliculus. Man schlug den ersten mit dem Arme, worüber man eine Art von Waffenhandschuh zog; und den andern mit der Faust, daher er den Namen follis pugillaris oder pugillatorius bekommen hatte. Er war so leicht, daß ihn auch die schwächsten Personen schlagen konnten. Eine Gattung des kleinen Balles hieß pila trigonalis, nicht als wäre er dreyeckig gewesen,

wesen, (wie das Wort anzuzeigen scheint) denn er war ebenfalls rund; sondern, weil drey Spieler in einem Triangel standen, und ihn einander zuschlugen. Noch eine andere Gattung desselben war der Dorf-Ball, pila paganica: dieser war groß und hart, so daß man sich sehr damit ermüdete.

Endlich hatten sie noch das harpastum, (von dem griechischen Worte ἁρπάζειν, entreissen) weil sich die Spielenden um ihn rissen. Bey diesem Spiele theilte man sich in zween Haufen; eine jede Partey entfernte sich in gleicher Weite von einer in der Mitte des Platzes gezogenen Linie, worauf der Ball gesetzt wurde. Hinter einer jeden Partey Spieler war eine andere Linie gezogen, welche die Gränzen des Spiels anzeigten, und von welcher die Spieler nach der Mittellinie hinzu liefen, um den Ball zu ergreifen, und ihn über die Gränzlinien hinaus zu treiben [1]).

1) Die Bälle, so man bey diesem Spiele brauchte, bestanden aus etlichen zusammengenähten Stücken von Leder oder Zeuge, fast wie Säcke. Hierein stopfte man Federn, Wolle, Mehl, Feigensaamen, Sand u. d. m. bald mehr bald weniger, nach dem sie härter und schwerer, oder auch leichter seyn sollten. Man schlug sie insgemein mit der Hand: bisweilen umwunde man auch die Faust dicht mit ledernen Riemen, woraus eine Art von Handschuhen oder Armschinnen wie an Rüstungen entstand und welches bey den Alten anstatt unserer Racketen diente.

Suetonius, in seiner Lebensbeschreibung des Augustus, zählet das Spielen mit dem kleinen Ballon und mit dem Balle unter diejenigen, mit welchen sich dieser Kaiser einen Zeitvertreib machte. Valerius Maximus erzählt, daß der berühmte Rechtsgelehrte Scävola das Ballspiel trieb, um sich nach der Arbeit, so ihm die Gerichtshändel machten, wieder zu erholen. Plutarchus merket an, daß Cato von Utica, an dem Tage, da ihm die Consuls-Würde entgangen war, zuerst den Ball schlug, und hernach noch, wie es allemal seine Gewohnheit war, auf dem großen Marktplatze spazieren gieng; anstatt daß sonst ein Tag, an dem ein Candidat das gesuchte Amt nicht erhielt, für ihn, seine Verwandten und Freunde, ein Trauertag zu seyn pflegte.

L. 8. c. 8.

In Cat. min.

Inzwischen war es doch bey den Römern eben nichts nothwendiges, den Ball oder den Ballon zu schlagen. Als einst Horaz den Mäcenas, den Virgilius und etliche andere Hofleute des Augustus auf einer Lustreise antraf, gieng Mäcenas ins Ballhaus; Virgilius aber und Horaz, weil des letztern Leibesbeschaffenheit nicht viel starke Bewegungen ausstehen konnte, legten sich indessen nieder und schliefen.

Sat. l. 1. sat. 5.

Scipio Africanus erlustigte sich mit Tanzen. In seinen Erquickstunden, spricht Seneca, pflegte er zu tanzen, aber nicht auf eine so weibische Art, daraus man verderbte Sitten abnehmen kann; es waren vielmehr männ-

De tranqu. an.

männliche und herzhafte Tänze, dergleichen bey den Alten im Gebrauche waren, und welche auch ihre Feinde hätten sehen können, ohne deßwegen die Hochachtung, so sie für ihre Tapferkeit hatten, in sich zu mindern. Die meisten thaten ihre Spaziergänge zu Fuß, fahrend, oder in Sänften: die erste Art hieß ambulatio, die zweyte gestatio.

In den ältesten Zeiten stellten die Römer ihre Spaziergänge an Oertern an, die recht für Leute gemacht schienen, die der Natur in unschuldiger Einfalt nachlebten. Ein sanft rauschender Bach, ein kühler Wald, ein grüner Rasen, der sich ihnen von ohngefähr darboth, diente ihnen anstatt aller der kostbaren Gebäude, welche das üppige Wesen der folgenden Zeiten zum Spaziergehen erfand. Ein Volk, das im Anfange so arm und so bäurisch war, wurde endlich so zärtlich und so eigensinnig, daß es nicht ohne große Unkosten schlafen und spazieren gehen konnte. Die Witterung durfte nicht mehr einen Einfluß in ihre Ergetzungen haben: es deuchte ihnen unbillig, auf schönes Wetter zu warten, wenn sie frische Luft schöpfen wollten, noch mehr aber, ihren prächtigen Staat dem Regen und Kothe bloß zu stellen. Die Kunst mußte ihnen zu statten kommen: sie machten sich bedeckte Spaziergänge, und lange Galerien, an welchen Schönheit und Pracht gleichsam um den Vorzug stritten.

Spaziergänge.

Galerien. Diese Galerien oder Spazierwege waren mit marmornen Säulen umgeben, auf dem Fußboden und an den Wänden ebenfalls mit Marmor beleget, und mit prächtigen Gewölben versehen. Man sah darinnen Bildsäulen, Gemählde und andere vortreffliche Kunstwerke, sonderlich nachdem man zu Rom anfieng, großen Geschmack an allerley Meisterstücken der Künste zu finden, und es zur Gewohnheit geworden war, daß die großen und reichen Römer ganze Städte und Provinzen von solchen Kunststücken entblößten.

Liebe der Römer zu Meisterstücken der Künste. In den ersten fünf hundert Jahren, und noch länger, gab Rom nur ein kriegerisches Ansehen, indem es voller eroberten Waffen und blutiger Beute von Barbarn war, und seine größte Zier in Triumphmälern und Siegeszeichen bestand, wie solches einer so kriegliebenden und um sich greifenden Nation gemäß war. Die Werke der Kunst wurden alsdann erst in Rom bekannt, nachdem Marcellus, Scipio, Paulus Aemilius, Mummius u. a. m. alles, was zu Syracusä, in Asien, in Macedonien, zu Corinth, schönes von dieser Art zu finden gewesen war, zur Schau ausgestellet hatten.

Ein so reizender Anblick brachte den Römern einen Geschmack an allen dergleichen Eitelkeiten bey; und um denselben zu vergnügen, übten sie alle ersinnliche Räuberey und Gewaltthätigkeit aus. Livius macht folgende Anmerkungen darüber. „Die Bildsäulen
Lib. 25. c. 40.

„und

„und Gemählde, spricht er, welche Marcellus
„von Syracusä nach Rom brachte, waren
„allerdings Beute von Feinden, die das
„Kriegsrecht erlaubt machte: aber billig
„sucht man von diesem Zeitpuncte her den
„Ursprung derjenigen Kühnheit und Habsucht,
„darein die Römer verfielen, in ihren Pro-
„vinzen alles ohne Unterschied und ohne Ge-
„wissen, sowohl Tempel als Häuser zu plün-
„dern, um sich der griechischen Kunstwerke
„zu bemächtigen, die sie vorher weder gekannt
„noch geachtet hatten; und endlich sogar ihre
„gottlosen Räubereyen an den Tempeln zu
„Rom, und selbst an denen auszuüben, die
„Marcellus so prächtig ausgezieret hatte,
„und welche vormals die Neugier der Frem-
„den anlockten.„

Das Mittel hierzu, so noch am wenig-
sten strafbar heissen konnte, war, daß sie Sa-
chen, die unschätzbar waren, um einen gerin-
gen Preis kauften. Die Statthalterschaften
in den eroberten Ländern gaben ihnen sehr oft
Gelegenheit dazu. Ehe noch die Sitten ver-
derbt wurden, durften die Statthalter von
ihren untergebenen Völkern nichts kaufen;
aber sobald als die Sitten in Verfall gerie-
then, nahmen einige alles ohne Scheu weg,
ohne ans Bezahlen zu denken; andere hinge-
gen, die behutsamer zu Werke giengen, ent-
lehnten unter mancherley Vorwandte, von
Städten oder von einzelnen Personen, ihre
kostbarsten Sachen. Von diesen gaben die

wenigsten etwas wieder: die meisten eigneten sie sich mit Gewalt und Unrecht zu.

Es scheint fast unglaublich, was Cicero von den entsetzlichen Ausschweifungen erzählt, welche **Verres** die ganze Zeit, so lange er Prätor in Sicilien war, ausgeübet hatte. Er raubte allen Marmor, alles gegossene Erzt, alle Bildsäulen, Gemählde, und andere Kunstwerke von allerley Art, so kostbar sie auch seyn mochten, so daß keine Stadt, kein Tempel und kein Haus etwas davon übrig behielt. Die meisten andern Statthalter gaben ihm in dieser Art von Plünderung wenig nach: sie suchten es einander gleichsam zuvor zu thun, wer am unverschämtesten rauben, und seine Häuser zu Rom und auf den Landgütern am prächtigsten damit auszieren könnte. Insonderheit putzten sie ihre Galerien mit den vortrefflichsten Kunststücken aus.

Vitruvius und Columella geben Vorschriften zu Anlegung und Erbauung solcher Galerien, damit sie zu allen Jahrszeiten bequem sind. An den Seiten waren viel Fenster mit einem durchsichtigen Steine (lapis specularis [2]). Diese öffnete man im Winter nach

2) Die Gelehrten sind nicht einerley Meynung über diesen durchsichtigen Stein, lapis specularis. Einige halten ihn für denjenigen Stein, der im Griechischen σχιςός heißt; andere für den Stein ἀργυροδάμας; noch andere für den σελενίτης. Salmasius behauptet, es sey dieser durch-

nach der Mittags-Seite, damit die Sonne hinein schiene, und im Sommer nach der Mitternacht-Seite, damit kühlere Luft hinein trat.

Die großen Römer hatten dergleichen Gallerien um ihre Häuser herum; viele auch auf den Landgütern. Dieselben machten einen Theil ihrer Gärten aus, in deren Bezirke Teiche und Hälter, Felder und Wiesen, Baumschulen, Alleen, grüne Lustſtücken, Büsche und Hölzungen befindlich waren. Viele Stellen in alten Autoren handeln von den Gärten des

durchsichtige Fensterstein nichts anders als der φεγγίτης. Valesius will lieber, es sey eben das, was in Deutschland und Frankreich Talk (talc) heißt: nicht zwar der gemeine Talk, der sich in den meisten Steinbrüchen findet, sondern der weiße und durchsichtige Talk, wie man ihn noch itzo in Rußland gräbt.

Am meisten brauchte man diesen lapis specularis bey den Römern, die Fenster damit auszusetzen. Seneca redet hiervon, wie von einer längst gewöhnlichen Sache. Sie bedienten sich auch dieses Steins zu den bedeckten Sänften der römischen Frauen. Was die Glasfenster anlangt, diese waren schon im fünften Jahrhunderte gebräuchlich, immassen St. Hieronymus derselben Erwähnung thut; aber sie waren damals noch selten. Es hiessen solche Fenster noch im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte eine Kostbarkeit. Diese Kunst, welche die Franzosen gegen das Jahr 1180 nach England brachten, wurde noch als eine große Pracht angesehen.

Lucullus, Cäsars u. a. m. Tacitus sagt, es habe Nero dem Volke einen freyen Eingang in seine Gärten verstattet, damit die vielen unglücklichen Menschen, deren Häuser er hatte anzünden lassen, um sich den Brand der Stadt Troja recht deutlich vorzustellen, nicht unter freyem Himmel hätten liegen dürfen.

Lib. 2. od. 15. Horaz schilt auf die rasende Bausucht, die zu seiner Zeit herrschte, Italien mit solchen Schlössern anzufüllen. Um den Uebelstand dieser Sucht noch klärer vor Augen zu stellen, zeigt er dagegen die Beyspiele nicht nur des Romulus, sondern auch des Cato, und anderer Stiffter der Größe Roms, welche alle nur den ersten den besten grünen Platz zu ihrer Ruhe oder zum Spazieren aussuchten. Hatten sie aber zuweilen ein schönes Stück Marmor, (spricht er weiter) so brauchten sie es lieber zu Auszierung der Tempel, der öffentlichen Gebäude und Marktplätze, als zu solchen weitläuftigen Galerien.

Lib. 2. ep. 17. & l. 5. ep. 6. Plinius der jüngere macht von seinen Landhäusern und Galerien eine Beschreibung, die man noch itzo bewundert. Nero hatte seinen Palast mit Galerien, drey tausend Schritte lang, gezieret, welche deßwegen porticus milliariæ genannt wurden. Cicero hatte in seinem Landhause Tusculum, Säle und Galerien, nach Art der Schulen und bedeckten Gänge zu Athen angeleget. Sie waren mit den schönsten Bildsäulen und Mahlereyen aus

Griechenland angefüllt; und er hatte ihnen die Namen Gymnasien und Academien beygeleget. Er brauchte sie auch wirklich dazu, um mit seinen gelehrten Freunden philosophische Unterredungen zu halten.

Insgemein brachte man in diesen Gängen, einsam oder auch in Gesellschaft, die ersten Nachmittags-Stunden zu; und ein jeder beschäfftigte sich allda nach seinem Triebe, und seinem Caracter gemäß.

„Die gesellschaftlichen Unterredungen, „spricht Cicero, handeln gewöhnlicher Weise „von unsern eignen, oder von den öffentlichen „Angelegenheiten, oder auch von gelehrten „Sachen; und sobald sie auf andere Dinge „verfallen, muß man sie wieder darauf zu „bringen suchen. Weil aber doch der Ge„schmack der Menschen sehr unterschieden ist, „so muß man bedenken, wie weit man ein „Gespräch fortsetzen kann, ohne lange Weile „zu machen. Man hüte sich wohl, ganz „allein zu reden: denn es muß ein jeder zum „Worte kommen.

Gesellschaftliche Unterredungen. Cic. de off. l. 1. c. 37. 38.

„Ferner hat man darauf Achtung zu ge„ben, daß man von ernsthaften Dingen ernst„haft, und von solchen, die zum Scherze die„nen, scherzhaft rede. Aber am meisten hat „man sich vorzusehen, nichts zu reden, was „einen Fehler in Sitten anzeigen könnte: „und nichts verräth solche Fehler mehr, als „Abwesenden übel nachzureden, sie zu lästern, „und zur Lust lächerlich zu machen. Auch

„müssen

„müssen unsere Gespräche frey von Leidenschaf-
„ten seyn, ohne Zorn, ohne Neid, ohne Nieder-
„trächtigkeit, ohne Wollust ꝛc.; hingegen muß
„man denen, mit welchen man redet, immer
„Kennzeichen der Freundschaft und der Hoch-
„achtung geben. Endlich ist es der größte
„Uebelstand, sich zu rühmen, und Gutes von
„sich selbst zu sagen, sonderlich wenn solches
„nicht wahr ist: denn hierdurch machet man
„sich bey jedermann lächerlich und ver-
„ächtlich.„

Dieß waren die Grundsätze, welchen alle verständige und tugendhafte Personen im Umgange mit andern nachkamen. Sie vermieden nicht nur alles, was den guten Sitten und dem Wohlstande zuwider war, oder was anzüglich heissen konnte; sondern sie setzten auch in scherzhaften und lustigen Gesprächen die Gesetze der Ehrbarkeit niemals aus den Augen. Die Mannspersonen vergassen niemals, was sie der weiblichen Zucht schuldig waren; die Frauen selbst setzten sie niemals bey Seite: ein sanftes und bescheidenes Wesen machte ihre Gespräche anmuthig; Bedachtsamkeit und Klugheit hielt sie in Ordnung.

Alte, in Gegenwart junger Leute, Aeltern im Beyseyn ihrer Kinder, beobachteten eine so große Vorsicht im Reden, daß sie niemals etwas sagten, was ihren Verstand zu Vorurtheilen, oder ihr Herz zu unerlaubten Leidenschaften hätte verleiten können. Weil sie über-

überzeuget waren, daß Kinder alle böse Beyspiele auffangen, und sie entweder nachahmen, oder sich selbige auch zur Verachtung derer, die sie ihnen geben, zu nutz machen, so hatten sie eine ehrerbietige Scheu vor ihnen, damit sie wiederum Ehrfurcht vor ihren Befehlen haben möchten.

Zwar läugne ich nicht, daß nicht schon damals allerley Wortspiele, läppische und abgeschmackte, auch freye und unanständige Reden, Schmeicheleyen, Lästerungen und Verläumdungen, in Gesellschaften nur allzu sehr herrschten, und daß sie nicht selten zu Streiten und Schimpfen Anlaß gaben; es geschahen aber solche Ausschweifungen nur unter denen niederträchtigen Gemüthern, die sich der Heftigkeit ihrer Leidenschaften ergaben. Von solchen schlechten und gefährlichen Personen macht uns Horaz eine Beschreibung, wenn er sich ohngefähr also ausdrückt: „wer Lib. I.
„einen abwesenden Freund durchzieht; wer sat. 4.
„sich nicht seiner annimmt, wenn man ihn „angreift; wer keines Menschen schonet; „wer sich nur auf anderer Unkosten lustig „machet; wer sich nicht scheuet, eine Menge „Lügen zu erdichten und zu behaupten; wer „endlich ein Geheimniß nicht bey sich behalten kann: ein solcher heißt mit Recht ein „boshafter Schalk, ein gefährlicher Mensch; „vor einem solchen hütet euch, ihr Römer, „und meidet seinen Umgang.„

Ausser

Ausser den Gesellschaften, dem Spiele und andern gewöhnlichen Ergetzungen, machte man sich in diesen Galerien eine Leibesbewegung mit Spazieren zu Fuße, in Sänften und Tragsesseln, oder auch mit Fahren. Wenn Frauen allda zusammen kamen, so unterhielten sie einander mit Gesprächen, oder mischten sich auch in die Unterredungen der Mannspersonen, und nahmen gar Antheil an ihren Ergetzungen. Kurz, jedermann vertrieb sich daselbst die Zeit so gut als man wußte und konnte.

Es pflegten auch hungerige Poeten die Muße, so in diesen Oertern herrschte, sich zu nutz zu machen, und die Geburthen ihres Witzes hier auszukramen. Aus dieser Ursache sagt Juvenal, er glaube, daß die Spaziergänge und Galerien des Fronto die Fabeln vom Aeolus, Aeacus, Jaso und von den Cyclopen, auch alle andere Texte gemeiner Gedichte, schon längst auswendig wüßten und wie ein Echo nachsagten.

Bibliotheken.

Die Gelehrten beschäfftigten sich daselbst mit Lesen, mit Studieren, und mit Unterredungen über Sachen, so die Wissenschaften betrafen. Sie hatten, nahe bey diesen Gängen schöne Bibliotheken, welche ihnen dabey zu statten kamen. Denn die Großen, welche die Künste und Wissenschaften nicht allein ehrten und schützten, sondern auch selbst trieben, legten sich zahlreiche Bibliotheken zu,

welche den Gelehrten und andern Liebhabern vom Bücherlesen zu Dienste standen.

Bücher und Bibliotheken waren damals noch sehr kostbar, wie leicht zu erachten ist, ehe die späte Erfindung der Buchdruckerkunst ihren Preis minderte. Man schrieb damals die Bücher auf Blätter von einer Art Papiers, welches von dünnen Häutlein eines Krautes oder Schilfes, papyrus genannt, so in Aegypten wächst, zubereitet wurde; oder auch auf Pergament, welches charta pergamena hieß, weil es zu Pergamus erfunden worden war [3]).

Diese

3) Die Erfindung unsers itzigen Papiers, aus gestampften und gesottenem Leinenzeuge, stammt aus dem vierzehnten Jahrhunderte her. Cortusius, ein Geschichtschreiber von Padua, gedenkt eines gewissen Pax, welcher die erste Papier-Manufactur zu Padua anlegte; mehr als hundert Jahre vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Diese nahm, wie bekannt, ihren Anfang zu Mainz, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Mit ihrer Erfindung beehrt man drey Bürger aus dieser Stadt: Johann Guttenberg, Johann Faust, und Peter Opilio oder Schäffer, der ein Eydam des mittlern war. Dagegen behauptet Herr Schöpflin, in seiner Abhandlung von der Buchdruckerkunst, es habe Guttenberg, ums Jahr 1440, die ersten Versuche damit zu Straßburg gemacht, und erst nachmals seine Kunst nach Mainz mitgebracht.

Diese Blätter wurden an einem Ende zusammengeleimet; hernach machte man eine Decke von Fellen oder auch von Zeugen darüber, und rollte sie zusammen. Diese Rolle zog man mit Häfften zu, welche an der Decke fest waren; und auf dieser stand der Titel des Buchs. Diese Arbeit verrichteten Sclaven, welche studieret hatten. Andere dienten in den Bibliotheken als Aufseher derselben. Die ersten hiessen librarii; (Abschreiber und Zubereiter der Bücher;) und die letzten à bibliothecis; (Bücher-Aufseher, oder Bibliothecaren). Von dieser Art, die Bücher zusammen zu rollen, bekamen sie den Namen Volumen, (Rolle;) mit welchem lateinischen Worte man noch itzo die Bücher benennet.

Lucullus, ein großer Freund von Wissenschaften und Liebhaber von Büchern, sammlete ihrer eine sehr große Menge, und spahrte keine Kosten, die besten Abschriften zu bekommen. Aber der Gebrauch, zu dem er sie anwandte, war noch mehr zu rühmen, als daß er sie angeschafft hatte: denn die Säle, wo sie ausgesetzt waren, die Gärten, so darneben lagen, und die Cabinetter zum Studieren, standen für jedermann offen. Die Griechen, die sich zu Rom aufhielten, besuchten seine Bibliothek wie einen Sitz der Musen. Oftmals kam auch Lucullus selbst dahin, um sich mit ihnen über gelehrte Sachen zu unterreden. Er ließ ihnen seinen Schutz angedeyhen, zog sie oft an seine Tafel, und stand ihnen

ihnen in ihren Angelegenheiten bey: so daß, wie Plutarchus sagt, sein Haus die Zuflucht und das Prytaneum aller zu Rom lebenden Griechen war [4]).

Was ich itzo gesaget habe, bezieht sich nur auf die Galerien und Bibliotheken der Privatpersonen: es gab aber auch öffentliche. Cäsar hatte aus Liebe zu den Wissenschaften, dem gelehrten Varro aufgetragen, zahlreiche Büchersammlungen von griechischen und lateinischen Autoren zu machen, welche er zum öffentlichen Gebrauche bestimmet hatte. Allein sein zu frühzeitiger Tod, (setzt Suetonius hinzu) hinderte ihn an Ausführung dieses Verhabens, gleichwie an vielen andern weit aussehenden Anschlägen, die dieses Oberhaupt des Reichs noch im Sinne hatte. In vit. Cæs. c. 44.

Die erste öffentliche Bibliothek zu Rom war des Asinius Pollio seine, die er im Tempel der Freyheit, auf dem Aventinischen Berge anlegte. Plin. hist. nat. l. 35. c. 2. Er stellte in derselben die Bildsäulen der gelehrtesten Männer des Alterthums auf. Varro war unter allen noch lebenden der einzige, dem er, vorzüglich vor so vielen damals in Rom berühmten Gelehrten, diese Ehre erwies: ein Vorzug, welcher, wie Pli-

4) Das Prytaneum war der Ort zu Athen, wo die Obrigkeiten die Justiz handhabten; und wo auch diejenigen, die der Republik Dienste gethan hatten, auf öffentliche Unkosten ernähret wurden.

Hist. nat. l. 7. c. 30. Plinius sagt, dem Varro größere Ehre machte, als die Schiff-Krone, (corona navalis) die ihm Pomponius im Kriege wider die Seeräuber gab. Pollio lebte, wie bekannt, unter dem Augustus; er hatte die Ehre des Triumphs verdient. Was ihn aber mit besserm Rechte unter die Zahl berühmter Männer setzte, war dieses, daß er so viel große Gaben beysammen besaß. Er war ein Redner, ein Poet, ein Geschichtschreiber, und in allen diesen drey Stücken vortrefflich. Der Ruhm, den er sich erwarb, daß er zuerst eine öffentliche Bibliothek zu Rom anlegte, ermunterte die Kaiser selbst, seinem Beyspiele hierinnen zu folgen.

Diese Bibliotheken setzte man insgemein neben die Tempel; und ringsumher legte man zur Bequemlichkeit derer, die sie besuchten, Galerien an. Diese Büchersäle waren groß und prächtig, und dienten nicht nur, zahlreiche Sammlungen von Büchern daselbst aufzustellen, sondern auch zu den Zusammenkünften der Gelehrten, bey welchen sie einander immer mehr Eifer und Lust zu den Wissenschaften beybrachten.

Augustus hatte aus seiner im Tempel des Palatinischen Apollo angelegten Bibliothek eine Academie gemacht, in welcher gewisse Gelehrte neue poetische Werke critisch untersuchten. Schriften von dieser Art, die man für würdig hielt, auf die Nachwelt zu kommen, wurden in diese Bibliothek gestellt,

und

und das Bildniß des Verfassers dabey: welches in der That eine starke Ermunterung zu den Künsten ist, sonderlich zu solchen, welche der Ruhm verbessert und zur Vollkommenheit bringt. Augustus liebte die Künste, wie alle große Fürsten von allen Zeiten her gethan haben; er trieb sie auch selbst; und jedermann, der sich darinnen hervorthat, hatte sich seines beständigen Schutzes zu erfreuen. Es ist auch bekannt, wie sehr sie unter seiner Regierung im Flore standen: so daß dieselbe als der rechte Zeitpunct und höchste Gipfel des guten Geschmacks angesehen wird.

Zu dieser Zeit gab es schon drey öffentliche Bibliotheken zu Rom; bald hernach wurden ihrer noch mehr, und ihre Anzahl stieg endlich auf neun und zwanzig. **Vespasianus** setzte eine in den Tempel des Friedens. **Domitianus** stellte etliche, die im Feuer aufgegangen waren, wieder her. Er brachte von allen Orten her, Exemplarien zusammen, und ließ geschickte Abschreiber auf seine Kosten nach Alexandrien reisen, welche ihm gewisse Bücher, die ihm fehlten, abschreiben, auch andere, die er schon hatte, von Fehlern säubern mußten.

Unter allen diesen Bibliotheken waren keine beträchtlicher und berühmter als die **Palatinische** und die **Ulpianische**. Die erste hatte ihren Namen vom Berge Palatinus, wohin sie Augustus gesetzt hatte; und die andere von ihrem Stiffter, Kaiser **Ul-**

pius Trajanus, welche aber Diocletianus in den Bezirk der warmen Bäder, so er anlegte, bringen ließ.

Oeffentliche Galerien, (porticus.) Die Galerien, welche zu öffentlichen Spaziergängen dienten, waren die porticus neben den Tempeln, den Theatern, und den großen Gebäuden, basilicæ genannt ꝛc. Sie standen auf Säulen, nach vier Seiten zu, und ihre Bögen waren von aussen offen: so daß man, hinter den innersten Mauren, so schlecht auch die Witterung war, nach einer der vier Himmelsgegenden, die zur Jahrszeit am bequemsten war, spazieren gehen konnte. Zuweilen versammleten sich auch die Senats- und Gerichtspersonen unter diesen Bogengängen, um Gericht zu halten, um öffentliche Contracte und andere Sachen zu bestättigen, um fremden Gesandten Gehör zu geben, u. d. m. Oftmals stellten auch Kaufleute schöne Bildsäulen, Gemählde, Gefäße und andere kostbare Waaren zum Verkaufe daselbst aus.

Unter den Kaisern wurden immer mehr solche Bogengänge angeleget, weil die meisten in dieser Art von Pracht einander zu übertreffen suchten. Derjenige, welchen Augustus rings um den Apollo-Tempel angeleget hatte, prangte nicht nur mit Säulen von Porphyrstein, sondern auch mit den Bildsäulen der funfzig Danaiden, und vielen Gemählden von den größten Meistern. An der Galerie der Octavia hiengen die Fahnen und andere Kriegszeichen, welche die Dalmatier

ehemals

ehemals dem Domitius abgenommen hatten, und die kurz zuvor wieder nach Rom gebracht worden waren.

In einem andern solchen Spazierwege, welchen Agrippa dem Neptunus, zur Dankbarkeit für seine Siege zur See, geweyhet hatte, ließ er die ganze Geschichte der Argonauten malen. Des Catulus seiner war schon seit den Zeiten der Republik mit Beute von den Cimbrern gezieret; und andere, die den Namen von der Livia und dem Nero führten, hatten wieder besondere und sehenswürdige Schönheiten, welche den Spaziergang anmuthig machen konnten [5]).

Uebungen der römischen Jugend.

Junge Leute, und andere, die noch bey guten Leibeskräften waren, übten sich, anstatt des gemächlichen Spazierengehens, theils im Ballspiele, theils auch auf dem Marsfelde in allem, was sie zum Kriegswesen geschickter machen konnte. Sie ritten, sie schossen mit

5) Die Römer hatten auch Grotten, in Gestalt gewölbter Gänge, um darinnen frische Luft zu schöpfen. Plinius, der jüngere, hatte dergleichen in seinen Landhäusern, welche er porticus subterraneas und Cryptoporticus nennet: (Lib. 5. ep. 6.) diese Höhlen dienten den Christen, in heftigen Verfolgungen, zur Zuflucht. Die Martyrologia melden, es habe der heilige Laurentius, welcher unter dem Valerianus den Martyrertod ausstand, den Christen, die sich in der Grotte des Nepotianus verborgen hielten, Speise und Collectengeld zugetragen.

Wurfpfeilen und mit Bogenpfeilen, sie trieben die Wurfscheibe, (discus) u. d. m. Damit auch bey diesen ritterlichen Spielen, welche als die beste Schule für die Jugend angesehen wurden, alles ordentlich und ernsthaft zugehen möchte, so hatte eine jede Uebung ihren besondern Platz. Diese hiessen areæ oder areolæ. Alles gieng hier vor den Augen solcher Personen vor, deren Gegenwart allein vermögend war, einen ehrliebenden Wettstreit zu erregen.

Ich übergehe andere Theile der römischen Ritterübungen, und sage nur noch, daß um die achte oder neunte Stunde, und nach unserer Art, gegen drey Uhr Nachmittags, alles dieses vorbey war. Alsdann eilte ein jeder in die öffentlichen oder häuslichen Bäder. Es ist leicht zu erachten, daß man in den Bädern zu Hause freyer war, weil man da thun und lassen konnte, was man wollte; was aber die öffentlichen anlanget, diese wurden täglich, nach einem Zeichen mit Glockenschalle, zu eben denselben Stunden eröffnet; und wer zu spät kam, der mußte gewärtig seyn, daß er nur kalt baden Ep. l. 14. ep. 163. könnte. Martialis sagt:

> Redde pilam: sonat æs thermarum; ludere pergis?
> Virgine vis sola lotus abire domum?

d. i. „gieb den Ball weg: die Badglocke „klingt. Hörest du noch nicht auf zu spielen?

„Es

„'Es scheint als wolltest du heute, ehe du nach „Hause gehest, nur kalt aus dem Jungfer„Wasser 6) baden.„

In den mitternächtlichen Gegenden, und seit etlichen hundert Jahren in Wälschland selbst, ist man bey weitem nicht mehr so ordentlich im Baden wie damals. Der Gebrauch des Leinenzeugs, und der Schuhe und Strümpfe, wie sie itzo beschaffen sind, ist Ursache, daß es nicht mehr für so nöthig angesehen wird; aber damals unterließ man es selten. Es kostete wenig; es war gesund und zur Reinlichkeit dienlich; man ergetzte sich dabey, weil man im Bade, sowohl am Ende der Republik, als auch unter den Kaisern, einer ruhigen Muße genoß. Wenn man zuweilen nicht badete, so geschah es entweder aus Nachläßigkeit, oder wegen einer Trauer, sowohl um öffentlicher Unglücksfälle willen, als auch über das Absterben seiner Freunde: denn in diesen letztern Fällen war die Gewohnheit zum Gesetze geworden; und eben deßwegen bedeutet bey den alten besten Autoren squalor und sor-

6) Die Röhrwasser hatten schon damals, gleichwie auch noch itzo zu Rom, ihre besondern Namen. Dieses hieß aqua virgo: nach einiger Meynung, wegen seiner Klarheit und Lauterkeit; nach andern aber, weil eine gewisse Jungfer etlichen Soldaten, als sie Wasser suchten, diese Quelle von ohngefähr entdeckte. Agrippa ließ dieses Wasser, im Jahre 737 nach Roms Erbauung, in die Stadt leiten.

sordes (Schmuz und Unsauberkeit) vielmal so viel als Trauer.

In den ersten Zeiten der Republik, als noch die meisten auf dem Lande wohnten, und ihre gewöhnliche Feldarbeit nur um Feyertage willen aussetzten, wusch man sich des Abends, wenn man nach Hause kam, nur die Arme und die Beine; und alle neun Tage, wenn man des Markts wegen, oder um denjenigen Versammlungen beyzuwohnen, die man der Regierungs-Sachen halber hielt, in die Stadt kam, badete man sich am ganzen Leibe. Damals machte man keine andern Umstände, als so weit man es zur Nothdurft, oder auch zur Lust, für nöthig hielt: folglich waren dabey keine Anstalten nöthig, ausser daß man sich ein frisches lauteres Wasser aussuchte. Die Tyber, die nächsten Flüsse und Bäche bey den Landgütern, oder natürliche Wasserquellen, dieses waren die gewöhnlichen Bäder.

Vermuthlich war es auch die Natur selbst, die an so vielen Oertern heisse und sogar siedende Quellen giebt, von welcher die Menschen ihren Badern verschiedene Grade der Wärme geben lernten. Zu diesem Endzwecke erfanden sie allerley Arten Gefässe oder Badewannen; und man erachtete ihre Nutzbarkeit für so groß, daß nicht nur Privatleute sich zu Hause diese Bequemlichkeit anschafften, sondern daß auch Fürsten und Obrigkeiten öffentliche kalte und warme Bäder anlegten. Dieser Gebrauch

brauch kam, wie die meisten andern, ursprünglich aus dem Oriente, woher ihn die Griechen und Wälschen bekommen haben.

Dio erzählt im Leben des Augustus, daß Mäcenas der erste gewesen, der zu Rom Bäder angeleget habe. Gleichwohl gab es schon vorher öffentliche Bäder: denn Cicero erwähnet derselben schon in seiner Rede für den M. Cölius. Es waren aber, wie es scheint, nur kalte Bäder, und wenig an der Zahl, auch nur schlecht ausgezieret. Dieß sey nun wie es wolle, gewiß ist es, daß die Römer spät angefangen haben Bäder anzulegen, entweder weil sie befurchten Ueppigkeit und weichliches Wesen dadurch einzuführen, oder auch, weil es in einer Stadt, wie Rom, die auf lauter Hügeln erbauet war, allzu schwer war, Wasser hinein zu leiten.

Erst um das Jahr 441, nach Roms Erbauung, leitete man durch einen Canal (aquæductus) fremdes Wasser in die Stadt, und zwar durch Fürsorge des damaligen Censors Appius Claudius, von welchem es auch den Namen aqua Appia bekam. Diese Wasserleitungen kam sieben bis acht römische Meilen (oder so viel tausend Schritte) weit her, nämlich aus der Gegend von Tusculum, das itzt Frescati heißt. Vorher hatte man in Rom nur Wasser aus der Tyber, aus Brunnen und Quellen im Bezirke der Stadt, oder nicht weit davon.

Wasserleitungen.

In den folgenden Zeiten wurden ihrer immer mehr. Agrippa, da er unter dem Augustus Aedilis war, ließ die alten verfallenen nicht nur wieder in guten Stand setzen, sondern er baute auch einen neuen Canal, den er aqua Julia nennte. Dieser war funfzehn römische Meilen lang. Um dieses Wasser recht allgemeinnützig zu machen, ließ er daraus sieben hundert Tränkstätten, hundert und fünf Springbrunnen, hundert und dreyßig Wasserbehälter anlegen. Alle diese Werke waren mit Säulen und Bildsäulen gezieret. Und in der That, spricht Plinius, schicken sich diese vortrefflichen Kunststücke besser an solche öffentliche Oerter, als wenn man sie in Privatgärten und Landhäuser gleichsam verweiset.

Plin. hist. nat. l. 36. c. 16.

Diese Wasserleitungen waren von gebackenen Steinen gemauret, bald unter der Erde hin, bald wieder über der Erde auf Bögen, worinnen eherne oder bleyerne Röhren lagen; und diese leiteten das Wasser von dreyßig, vierzig, ja sechzig und mehr römischen Meilen weit her, nach Rom. Dergleichen Wasser sammlete sich in Behältern, (oder Wasserhäusern,) welche castella hiessen; und von daher vertheilte es sich wieder durch die ganze Stadt. Plinius redet hiervon wie von einem Wunderwerke der Stadt Rom und der Welt selbst. „Betrachtet man, spricht er, die un„glaubliche Menge Wassers, die man sowohl „zum öffentlichen Gebrauche, als auch zu „Brun-

Plin. ibid.

„Brunnen, zu Bädern, zu Fischhältern, in „Häuser und Gärten, nach Rom und in die „umliegenden Landgüter gebracht hat; ferner „die so kostbaren Bogengänge, und die Ca„näle, die so viele Meilen lang sind; auch „abgetragene Berge, durchschnittene Felsen „und erhöhete Thäler: so muß man geste„hen, daß in der Welt nichts wunderbarers „gesehen worden ist.„

Oberaufseher über die Wasserleitungen.

Werke von solcher Wichtigkeit waren allerdings werth, daß die Regierung die beste Obsicht darüber führte. Augustus setzte über alles, was zu den Wasserleitungen und Brunnen gehörte, einen Oberaufseher, welcher der berühmte Redner **Messala** war. Unter ihm bestellte er noch andere obrigkeitliche Personen und Bedienten, von welchen jedweder seine Rechte und Amtsgeschäffte hatte. Seit der Zeit ist diese Stelle allzeit mit den vornehmsten Männern besetzet worden.

Der Kaiser Nerva trug dem **Frontinus** diese Oberaufsicht auf, welcher schon unter der Regierung des Vespasianus Prätor gewesen war. Dieser Kaiser schickte ihn als Oberfeldherrn nach Groß-Britannien; und Tacitus rühmt dessen Kriegsthaten in dieser Provinz. Es war ein Mann, der eine gründliche Beurtheilungskraft besaß, der sich seine Pflichten angelegen seyn ließ, und der bey seiner schon erlangten großen Erfahrung noch fleißig studierte und las. Dieser seiner Art zu denken, die ein Muster genennt werden kann, haben

haben wir seine Schriften zu danken. Die meisten derselben sind eine Sammlung von Stratagemen, (listigen Kriegsstreichen,) und Abhandlungen von den römischen Wasserleitungen. Er erklärt sich hierüber selbst, in einer kurzen Vorrede zu den letztern. „Da mir „der Kaiser Nerva, spricht er, die Oberauf- „sicht über die Wasserleitungen aufgetragen „hat, so habe ich es für meine erste Pflicht „erachtet, mir von allem, was zu meinem „Amte gehöret, eine Wissenschaft zu erwer- „ben. Denn bey einer jeden Amtsverwal- „tung ist unstreitig das Vornehmste, worauf „alles beruht, eine genaue Kenntniß alles „dessen, was dabey zu thun und zu lassen ist. „Und was kann auch für einen vernünftigen „Mann schimpflicher und unerträglicher „seyn, als wenn er sich in seinen Amtsge- „schäfften von Untergebenen zurecht weisen „lassen muß? Diese Leute sind nöthig; aber „sie müssen nur als Gehülfen und Werk- „zeuge unter den Befehlen ihres Oberhaupts „Dienste thun.„

Bäder. Bald nach der Zeit, da zu Rom Wasserleitungen angeleget waren, errichtete man auch kalte und warme Bäder; aber sie waren noch nach alter einfältiger Art, wie man
Ep. 18. aus der Beschreibung des Seneca, von den Bädern des Scipio Africanus, bey Linternum in Campanien, sehen kann. Er sagt in einem seiner Briefe, den er an diesem Orte schrieb:

schrieb: „Ich ergetze mich nicht wenig, wenn „ich die Lebensart des Scipio mit unserer „vergleiche. Dieser große Mann, das „Schrecken für Carthago, die Ehre und „Stütze für Rom, kam, wenn er sein Feld „selbst bestellt hatte, an diesen dunkeln Ort, „sich zu baden. Hier wohnte er unter einem „so niedrigen Dache, und begnügte sich mit „diesem so schlecht gepflasterten Saale. Wem „von uns wäre itzo etwas so mittelmäßiges „gut genug? Wir denken, wie schlecht wir „wohnen, wenn nicht sogar in unsern Bädern „alles kostbar und prächtig ist.„

(Ringe- u. Fecht-schulen.)

Aber alsdann wurden sie erst recht schön und in Menge aufgebauet, da die Gewohnheit aufkam, sie bey den 7) Ringe- und Fecht-schulen (gymnasia und palæstræ) anzulegen. Denn

7) Dieses waren öffentliche Gebäude, Leibesübungen darinnen zu treiben. Gymnasium kömmt vom griechischen Worte γύμνος, nackend, weil die Kämpfer, (athletæ) ausgenommen eine Art von Schuhen, die sie trugen, nackend waren. Palæstra hat seinen Ursprung von πάλη, das Ringen. Die ritterlichen Uebungen, die hier getrieben wurden, bestanden unter andern im Laufen, Springen, im Werfen der Scheibe, im Ringen und Faustkämpfen. Alles zusammen hieß bey den Griechen πένταθλον, und bey den Römern quinquertium, (welches nach der Wortbedeutung die Fünf-Künste heissen könnte.)

Beym Wettrennen mit Wagen, woran Pferde oder Maulthiere gespannet waren, imgleichen

Denn weil an diesen Oertern eine Menge Volks zusammen kam, um Leibesübungen zu treiben, so waren die Bäder nothwendig. Ueberdieß schrieben auch die Aerzte in vielen Krankheiten den Gebrauch der Bäder vor. Aber erst unter dem Kaiser Augustus fieng man zu Rom an, so weitläuftige und prächtige Badhäuser zu erbauen, daß man noch itzo die verfallenen Theile, so davon übrig sind, mit Erstaunen ansieht.

Die

gleichen zu Pferde, wo der Athlete oder Kämpfer bald nur sein Reitpferd regierte, bald auch noch ein Handpferd hatte, in welchem letztern Falle er von einem aufs andere zu springen pflegte, bey diesem Wettrennen, sage ich, bekam derjenige den Gewinnst oder den Kranz, welcher ohne Einhalten etlichemal um das Ziel herum rannte, und hernach zuerst wieder ans Ende der Bahn, von dem er abgegangen war, zurück kam. Beym Laufen zu Fuße hingegen, wo die Athleten nicht selten in voller Rüstung liefen, erlangte derjenige den Preis, welcher zuerst ans Ziel kam.

Das Springen bestand darinnen, daß man am weitesten ausholen und springen lernte. Der vornehmste Nutzen hiervon war, damit die Kriegsleute über Gräben und über Höhen springen könnten, u. d. m.

Die Wurfscheibe war von Holz, von Stein, oder auch von Metall ꝛc. fast wie ein Schild gestaltet, und glatt poliert. Derjenige Athlete, der seine Scheibe am weitesten warf, trug den Preis davon; und die Weite eines jeden Wurfs wurde mit einem Stabe bemerkt.

Das

Die ungeheure Größe dieser Gebäude hat dem Ammianus Marcellinus Anlaß zu sagen gegeben, daß es mehr Provinzen als Gebäude wären: potius provinciarum instar, quam ullius ædificii forma. Dieser Ausdruck darf niemand befremden: denn es befanden sich im Bezirke derselben eine erstaunliche Menge Zimmer, lange Galerien, Bogengänge, in welchen die Fechter sich übten, Teiche von Quellwasser, Spaziergänge ohne und mit Bäumen besetzt, große Lustſtücken, ganze Gärten und Wälder.

Bauart u. Pracht der Badhäuser, (thermæ.)

Die alleransehnlichsten waren die Bäder des Agrippa, welche von gebackenen Steinen erbauet, und mit Schmelzwerk oder Glasur gemahlt waren. Die Bäder des Kaisers Nero, worein er Meerwasser, und ein gewisses schwefelreiches Wasser aus dem Brunnen

Das Ringen und das Faustkämpfen geschah Mann vor Mann, und die Kämpfenden waren fast nackend. Beym ersten suchte man mit Gewalt und mit List seinen Widersacher zu Boden zu werfen. Beym andern hatten sie eine Art von Handschuhen an, welche cæstus hiessen: damit gaben sie einander so derbe Faustschläge, daß die Fechter selten mit ganzer Haut, oder ohne zerschlagene Kinnbacken und Augen davon kamen; ja oftmals trug man sie halb oder gar todt vom Platze. Bey diesen Uebungen, sonderlich beym Laufen, Ringen und Faustkämpfen, bestrich man sich den Leib mit Oele, damit er mehr Kräfte und Geschmeidigkeit bekäme.

nen Albula (bey Tibur), heutiges Tages die Bäder zu Tivoli, leiten ließ. Die Bäder des Kaisers Caracalla, welche mit zwey hundert Säulen, und mit sechzehn hundert marmornen Sitzen versehen waren. Endlich die Bäder des Kaisers Diocletianus, welche an Größe und Kostbarkeit alle andere übertrafen, und wovon auch noch itzo am meisten stehet: denn es ist darinnen das Carthäuser-Kloster zu Santa Maria ai Angeli. Annal. lib. 2. Baronius sagt, es habe Diocletianus zu Erbauung derselben vierzig tausend christliche Soldaten gebraucht welche er vorher schimpflich abgedanket, und nachdem der Bau fertig gewesen, habe ermorden lassen.

In diesen Bädern befand sich zuerst ein großer Wasserhälter, welcher natatio oder piscina (die Schwimmerey oder der Teich) hieß. Dieser war nach der Nordseite zu angeleget, und diente nicht nur zum Baden, sondern man konnte auch darinnen bequemlich schwimmen. Dergleichen große Wasserhälter fand man auch in Bädern, die einzelnen Personen gehörten, z. E. in des Cicero und des jüngern Plinius seinen. Denn die großen und reichen Römer hatten prächtige Bäder bey ihren Häusern, und insgemein nicht weit vom Speisesaale: weil es der Gebrauch war, vor dem Abendessen zu baden, und den Gästen das Bad anzubieten.

Das eigentliche Bad in diesen weitläuftigen Badhäusern war gemeiniglich gegen die

Mittag-

Mittagseite angeleget, und von großer Länge. In der Mitte war die Stube, oder ein Raum mit einem großen gemaureten Ofen, hypocaustum genannt. Zur Rechten und zur Linken war eine Reihe von vier Zimmern, auf jeder Seite überein, und so angeleget, daß man bequem aus einem ins andere gehen konnte. Diese Zimmer hiessen auch überhaupt balnearia, und waren: die Badstube, das warme Bad, das kalte Bad, und das Duftbad.

Alle diese Zimmer waren weitläuftige und prächtige Säle. Das warme Bad war das größte unter allen, weil darinnen das meiste Volk zusammen kam, sich auch am längsten allda aufhielt. Die Gewölber dieser Säle ruhten auf marmornen Säulen; das Pflaster war von mosaischer Arbeit; die Wände waren ebenfalls mit Marmor bekleidet, und mit vortrefflicher Malerey und Bildhauer-Arbeit gezieret. Die Galerien und Bogengänge, die Nebenzimmer, in welchen die Kleider in Verwahrung lagen, ja selbst diejenigen, wo die Oele und wohlriechenden Sachen aufgehoben wurden, waren nicht weniger geschmückt. Bilder, Bildsäulen, und die kostbarsten Metalle, waren in diesen Palästen im Ueberflusse zu sehen.

Eben so waren auch die Gefäße und Werkzeuge beschaffen. Die Badwannen waren von Marmor, von orientalischem Granit, und von Porphyr. Einige derselben waren fest,

andere hingegen beweglich. Unter der letztern Gattung gab es einige, die in die Höhe gezogen werden konnten, und in welchen man sich, im währenden Baden schwänken und gleichsam wiegen lassen konnte. Ein gewisser C. Sergius Orata, der zu des Redners L. Crassus Zeiten lebte, war der Erfinder derselben.

Val. Max. 9. 1. Plin. hist. nat. l. 9. c. 54.

Policey in den Bädern.

Die Sclaven beyderley Geschlechts, die in den öffentlichen Bädern dienten, und balnearii servi (Bade-Gesinde) hiessen, waren nach ihren unterschiedenen Verrichtungen in Classen eingetheilet. Einige heizten die Bäder; andere bewachten die Kleider der Badegäste; noch andere rieben sie mit Oele; und alle zusammen standen unter gewissen Beamten. Diese verwalteten die Policey an diesen Oertern, so wie sie theils durch Gesetze der Obrigkeiten, theils durch die Gewohnheit, in Ansehung des Wohlstandes, der Ordnung und Sicherheit, auch wegen des Preises und der rechten Badezeit, eingeführet war.

Die vornehmste Regel, in Ansehung der Bäder, war anfangs, sie nicht vor zwey oder drey Uhr (nach itziger Art) des Nachmittags zu eröffnen: hernach wurde auch fest gesetzt, daß sie weder vor dem Aufgange noch nach dem Untergange der Sonne geöffnet werden durften. Kaiser Alexander Severus war der erste, welcher die öffentlichen Bäder, bey grosser Hitze, des Nachts öffnen ließ. Ueberdieß erzeigte er sich auch freygebig: denn er be-

zahlte

zahlte selbst das Oel, das in den Lampen verbrannt wurde. Vor dessen Zeit durfte niemand als Kranke und Schwächliche vor der achten oder neunten Stunde (nach römischer Uhr) baden. Diese Badezeit wurde mit einer Glocke angezeiget; worauf die Athleten und alle, die baden wollten, herzukamen: denn wann diese Stunde vorbey war, mußte man kalt baden, wie bereits oben gesaget worden ist.

Diese Bäder in gutem Stande zu erhalten, wurden ansehnliche Einkünfte angewandt. Was man fürs Baden zahlte, war sehr wenig: denn es kostete nur den vierten Theil eines as (d. i. kaum einen Pfennig.) In den Bädern herrschte eine so große Freyheit, in Ansehung des Ranges und Standes, daß jedermann hinein durfte, auch sogar umsonst, wenn nämlich die Kaiser freyes Bad (balneum gratuitum) gaben: welche Freygebigkeit das Volk, bey Gelegenheit öffentlicher Freudenbezeugungen von ihnen genoß. Oftmals badeten sich auch diese Beherrscher des Erdkreises mit ihren Unterthanen zugleich. Der Kaiser Titus ließ, wenn er sich in seinem erbaueten öffentlichen Badhause badete, das gemeinste Volk hinzu. Alexander Severus bediente sich mitten unter dem Volke der öffentlichen Bäder: und nichts als ein Purpurmantel unterscheidete ihn von andern Leuten.

Da die ersten öffentlichen Bäder zu Rom angeleget wurden, so hatte man andere für die Männer und andere für die Frauen. Man hielt es sogar für einen Uebelstand, wenn sich ein Vater mit seinen erwachsenen Söhnen, oder Schwiegersöhnen, hätte baden wollen.
Plut. in Cat. maj. Wenn Plutarch erzählt, daß Cato der Censor sich niemals mit seinem Sohne badete, so sagt er dabey, es sey dieses eine allgemeine Gewohnheit des Wohlstandes gewesen; und selbst die Schwiegersöhne hätten es niemals mit ihren Schwiegervätern zugleich gethan.

Aber es währte nicht lange, so gieng man von diesen Regeln des Wohlstandes ab, und die Bäder wurden für beyde Geschlechter gemein. Die Kaiser gaben Befehle dawider. Adrianus befahl, es sollte jedwedes Geschlecht besonders baden. Marcus Aurelius that ein gleiches. Hingegen hob Heliogabalus diese Befehle auf; und ob sie wohl vom Alexander Severus wieder erneuert wurden, so blieben die Bäder dennoch für Männer und Weiber gemein: mit dem einzigen Unterschiede, daß jene von Mannspersonen, und diese von Weibspersonen bedienet wurden.

Art, wie man sich badete.

Die Römer pflegten zuerst warm, und wann dieses vorbey war, kalt zu baden. In den ältesten Zeiten begnügten sie sich an einem mittelmäßig warmen Wasser; aber in den folgenden Jahren mußte es beynahe siedend heiß seyn. Die kalten Bäder, mit

welchen

welchen Antonius Musa, Kaisers Augustus Leibarzt, die Genesung dieses Herrn glücklich befördert hatte, kamen sehr in Verachtung, als Kaiser Marcellus an einem solchen Bade starb. Dem ungeachtet brachte sie ein anderer Arzt aus Massilia, (Marseille) mit Namen Charmis, welcher die heissen Bäder verwarf, wieder aufs neue empor.

Ein Umstand, um dessen willen das Bad ein wenig länger dauerte, war, daß sich die Römer den Leib mit einer Art Messer, oder vielmehr mit einer kleinen Striegel, schaben liessen. Spartianus erzählt hiervon einen sonderbaren Zufall, der sich mit dem Kaiser Adrianus zutrug. Er badete oft mit der Menge des Volks. Einsmals sah er, daß ein alter Soldat, weil er niemand hatte, der ihm diesen Dienst thun konnte, sich mit dem Leibe an der Mauer rieb. Adrianus, weil er ihn aus dem Felde her kannte, fragte ihn, warum er solches thäte? Der Alte gab ihm kurz zur Antwort: weil ich keinen Sclaven habe. Alsobald schenkte ihm der Kaiser mehr als einen Sclaven, gab ihm auch so viel, daß er sie erhalten konnte. Eine Sache, die so viel Leute gesehen hatten, ward geschwind durch die ganze Stadt bekannt. Das nächste mal, da Adrianus wieder ins Bad kam, stellten sich eine gute Anzahl alter Männer ein, die sich brav an der Wand rieben, damit der Kaiser es sehen und seine milde Haud wieder aufthun möchte. Anstatt dessen, was sie ge-

hoffet hatten, rief er sie näher zu sich; gab ihnen aber nicht Sclaven oder Geld, sondern er ließ ihnen einem jeden eine Striegel geben, und sagte, es sollte damit einer den andern reiben [8]).

Von diesen öffentlichen Bädern habe ich noch eben das zu sagen, was ich von den Spaziergängen erwähnet habe. Es kamen da alle Tage Poeten zusammen, welche ihre Gedichte jedermann vorlasen. Horaz pflegte seine Arbeit nur seinen Freunden vorzulesen, und that auch dieses nicht gern: daher tadelt er das plauderhafte Wesen solcher überlästi-
Sat. I. 1. sat. 4. ger Dichter. „Man sieht eine Menge Poe„ten, spricht er, die ihre Gedichte auf dem „Markte und in den Bädern herlesen. Die „Stimme giebt allerdings an solchen gewölb„ten Oertern einen schönen Wiederhall: und „dieses gefällt solchen eiteln und müßigen „Leuten, ohne sich darum zu bekümmern, ob „es andern gelegen ist oder nicht.„

Es

8) Dieses Werkzeug, strigilis genannt, war von Horn, von Elfenbein, oder von Metall. Es bestand aus zweyen Theilen, nämlich aus dem Griffe, capulus, in dessen Hohlung an den Seiten man die Hand stecken konnte, wenn man es anfaßte; und aus dem Zünglein oder Spaten, ligula, nach einem Bogen gekrümmet, wie eine Rinne hohl, und am äußersten Ende vom Griffe rund: so daß es gleichsam eine Röhre abgab, wodurch das Wasser, der Schweiß, das Oel und andere Unreinigkeiten, wenn man die Haut damit rieb, abgiengen.

Es kamen auch andere Gelehrte hier zusammen, weil sie darneben Bibliotheken hatten, die ihnen zu Diensten standen. Ich habe schon gemeldet, daß Diocletianus die Ulpianische Bibliothek aus dem Tempel des Friedens in die Badhäuser, so er neu anlegte, bringen ließ. Die meisten Gelehrten lasen hier Bücher, wiewohl auch andere daselbst Bücher schrieben. Suetonius sagt im Leben Kaisers **Augustus**, wenn er auf dessen Schriften zu reden kömmt, daß er die Epigrammata, die man von ihm hatte, im Bade geschrieben habe. Der ältere **Plinius** ließ sich, in währender Zeit, da ihm seine Sclaven den Leib rieben und abtrockneten, Bücher vorlesen; und es mußte allemal (nach unserer Art zu reden) ein Secretär bey ihm seyn, der alles, was er für merkwürdig hielt, aufzeichnen mußte.

Wenn die Römer mit dem Baden fertig waren, so pflegten sie sich mit Oelen und Essenzen bestreichen zu lassen. Hernach rückte die Abendmahlzeit heran, nämlich insgemein um die neunte oder zehnte Stunde des Tages, das ist nach unsrer Art, gegen drey oder vier Uhr des Nachmittags.

Drittes Capitel.

Von den Mahlzeiten. Vom Mittags- und Abendessen. Von den Speise-Sälen. Von den Betten und Kleidern, derer sie sich bey Tische bedienten. Von den Salben und dem Waschwasser. Von den Stellen bey Tische; von den Schenktischen und Tellertüchern. Von den Opfern und Gebethern beym Essen. Von dem Tisch-Könige. Von den Trachten und Gerichten. Von der Schwelgerey bey Tische. Von den Gesetzen wider den allzu großen Aufwandt. Vom Tischgeschirre. Vom Geträнke und Weine. Von den Schauspielen und der Musik bey Tische. Von den Lotterien. Vom Spiele. Von den Geschenken, die man den Gästen machte; und von den Schlafbetten.

Nachdem ich in den vorigen Capiteln von den Beschäfftigungen und Leibesübungen des römischen Bürgers gehandelt, so darf ich nicht desjenigen Theils des Tages vergessen, in welchem Arbeit und Mühe dem Schmausen, der angenehmen Gesellschaft und der Fröhlichkeit Platz machte. Ich rede sonderlich vom Abendessen, welches bey einigen die Ergetzungen, bey andern die Geschäffte, und bey allen den Tag beschloß.

Mäßigkeit der ältesten Römer.

Geht man bis in die ersten Zeiten der römischen Repubiik zurück, so findet man, daß die

die Römer fast nur von Gartengewächsen lebten, oder auch von einem gar geringen Breye, pulmentum genannt, der ihnen anstatt des Brodes diente; und daß sie nur bey außerordentlichen Gelegenheiten Fleisch aßen. „Man sah, spricht Seneca, alte ruhmvolle Männer und siegreiche Kriegshelden, in einem Winkel bey ihrem Camine Hülsenfrüchte essen, und zwar solche, die sie selbst erbauet und selbst im Garten geholet hatten. Sie verstanden die Kunst nicht, ein Gastmahl wohl anzuordnen, aber sie verstanden, im Kriege die Feinde zu schlagen, und in Friedenszeiten die Republik zu regieren.„

Die Abgesandten der Samniten trafen den M. Curius auf seinem Landgute an, indem er nichts als Hülsenfrüchte hinter seinem Feuerheerde aß. Ihre Absicht war, ihn zu bitten, daß er ihnen durch seinen Beystand beym Senate, einen guten Frieden auswirken möchte. Nachdem sie ihren Antrag gethan hatten, überreichten sie ihm das Gold und Silber, das ihm ihre Republik zum Geschenke schickte. Aber Curius nahm es nicht an, und sagte: „mein Ruhm ist, nicht daß ich „selbst Gold und Silber habe, sondern daß „Leute unter mir stehen, die Gold und Silber „haben. Erinnert euch, daß ich weder durch „eure Waffen besieget, noch durch euer Geld „bestochen worden bin.„

Isidorus versichert, es hätten die ältesten Römer nur des Abends gespeiset, und vom Vom Mittagsessen.

Mittagsessen gar nichts gewußt. Allein, es ist fürs erste nicht wahrscheinlich, daß so arbeitsame Leute, wie sie waren, einen ganzen Tag ohne einige Stärkung hätten hinbringen können; und überdieß findet man auch in den besten Autoren solche Stellen, daraus man das Gegentheil ersieht.

Ich berufse mich hierinnen nicht auf das Exempel des Kaisers Vitellius, von welchem Suetonius und Dio erzählen, wie er täglich drey bis viermal gespeiset, und wie viel es denen, die ihn zu sich baten, Unkosten und Beschwerung gemacht. Ob er gleich seine Gnade theilte, indem er bey einem früh, bey einem andern Mittags speiste, sich auch noch insgemein zu einem oder dem andern, die dabey waren, auf den Abend zu Gaste bat, so konnte man ihm doch niemals eine Mahlzeit geben, die nicht vier hundert tausend Sesterzien, oder funfzig tausend Livres (ohngefähr 14000 thlr. deutsches Reichsgeld) kostete. Keine Zeit und kein Ort konnte ihn vom Essen abhalten: er ließ keine Gelegenheit dazu vorbey. Bey den Opfern nahm er das Opferfleisch und die geheiligten Kuchen fast von den Kohlen weg. Wenn er auf den Gassen gieng und von ohngefähr sah, daß übriggebliebene Speisen vom vorigen Tage zum Verkauf feil lagen, so griff er zu und aß im Gehen. Er war, wie es schien, nur Kaiser, um zu essen. Seine unmäßige Verschwendung und Gefräßigkeit kostete ihm in den acht Monathen,

so lange er regierte, neun hundert Millionen Sestertien, oder hundert und zwölf Millionen, fünf hundert tausend Livres, (d. i. mehr als 31 Millionen deutschen Geldes;) und es mußte, zu Bestreitung solcher Kosten, manche Stadt und manche Familie arm gemacht werden. Deßwegen sagt auch Josephus: „wofern Vitellius länger regieret hätte, so wäre das Vermögen des ganzen römischen Reichs nicht zureichend gewesen, seine Tafel zu unterhalten.„

So übergehe ich auch das Frühstück und das Vesperbrod, denn beydes war nur bey Kindern oder bey Handwerksleuten gebräuchlich; und sage nur, daß sowohl griechische als römische Autoren, die von den Gebräuchen des alten Roms geschrieben, alle des Mittagessens erwähnet haben. Plutarchus meldet, daß Leute von allerley Stande und Lebensart gegen Mittag einige Nahrung zu sich nahmen; daß sie aber ohne Gesellschaft zu Hause, und sehr mäßig aßen. Hingegen des Abends, brachten sie das Versäumte mit ihren Freunden wieder ein. Athenäus redet vom Frühstücke, ohne Unterschied des Alters, vom Mittagsessen, vom Abendessen, und noch von einem spätern Nachtessen. Seneca, Macrobius, Martialis, Apulejus, Varro u. a. m. erzählen, was die Römer des Mittags zu speisen pflegten.

Es war, bey ordentlichen Leuten, in der That etwas weniges, und bloß wie eine Erfrischung;

frischung: denn es bestand nur in einem Stücke Brodes, ein wenig Milch oder Käse; in einigen Früchten, wie die Jahrszeit mit sich brachte, und in einem zugerichteten Weine: und eben deßwegen, weil die Römer Mittags so schlecht speisten, rechnet es vielleicht Isidorus für nichts. Es kann aber auch seyn, daß ihn die Benennung irrig gemacht hat: denn, wenn man dem Festus hierinnen glauben kann, so hieß in den ältesten Zeiten dieses so geringe Mittagsessen dennoch cœna: (welches Wort in den folgenden Zeiten nur das Abendessen bedeutete).

Dieß sey nun wie es wolle, die Zeit zum Mittagsbrode hatte, sowohl als die zum Abendessen, ihre gewisse Stunde, nämlich die sechste des Tages, oder am Mittage. Kaiser Claudius hatte, wie Suetonius erzählt, ein so großes Vergnügen an den Klopffechtern, wenn sie mit wilden Thieren fochten, daß er schon am frühen Morgen in seine Bühne gieng, und noch Mittags, wenn das Volk zum Essen gieng, daselbst blieb. Und Martialis sagt zu einem Schmarozer, welcher eine Stunde vor Mittage zu ihm gekommen war: „du kömmst zum Frühstücke ein wenig zu spät, „und zum Mittagsessen viel zu zeitig.„

(In vit. Claud. c. 34. — Ep. l. 10. ep. 62.)

Vom Abendessen.

Dieses ist kürzlich alles, was ich von den kleinen Mahlzeiten der Römer zu sagen gehabt habe. Was aber das Abendessen anlanget, dieses war insgemein eine Gasterey, bey welcher wenigstens die ganze Familie, und

oftmals

oftmals auch andere Freunde zugegen waren. Es war dabey alles mehr zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Gäste eingerichtet: die Stunde, der Ort, die Bedienung, die Währung, und was sonst dazu gehörte oder darauf folgte.

Die Stunde der Abendmahlzeit war zwischen neun und zehn Uhr, oder nach unserer Art, zwischen drey und vier Uhr gegen Abend. Zuweilen folgte hernach noch eine Art von Collation, welche comessatio hieß. Der Ort, wo man speiste, war in den ältesten Zeiten das atrium, oder das Vorhaus, welches gewissermassen ganz frey und offen war, und worein jedermann sehen konnte: denn erstlich konnte hier die Tafel am bequemsten bedienet werden, und hernach hätte auch ein mehr versteckter Ort zu schlechten Ausschweifungen Anlaß geben können. In schönen Sommertagen speiste man zuweilen unter einem Ahornbaume, oder unter einem andern dichten Baume.

Zeit und Ort des Abendessens.

Dieses Vorhaus diente in den damaligen Zeiten zur Küche, zum Speisesale, und auch zum Besuchzimmer. Die Stadt Rom war, bis auf die Zeit da sie von den Galliern eingeäschert wurde, nur ein Haufen Hütten, auch den so genannten Palast, in welchem Romulus gewohnt hatte, nicht davon ausgenommen. Florus sagt: „es diente diese Feuersbrunst nur, schlechte Hütten wegzuschaffen, und den armsäligen Ursprung der Stadt Rom

Lib. 1. c. 23.

vor

vor den Augen der Nachwelt zu verbergen.„

Hist. nat. l. 16. c. 10. Plinius meldet, daß bis zur Zeit, da Pyrrhus nach Italien kam, nämlich ganzer vier hundert und siebenzig Jahre lang, die Häuser nur mit Schindeln und Bretern gedecket waren.

Plutarchus erzählt von einem Aelius Tubero, Eydam des Paulus Aemilius, einem sehr redlichen Manne, und welcher mehr als irgend ein anderer Römer die Armut zu ertragen wußte: dieser bewohnte nebst sechzehn seiner nahen Verwandten, vom Namen und Geschlechte Aelia, nur ein kleines und schlechtes Haus in der Stadt, und ein anders auf dem Lande; daselbst lebten sie alle zusammen mit ihren Weibern und einer großen Anzahl Kinder.

Bey diesen ältesten Römern machte das Haus nicht seinem Herrn, sondern der Herr dem Hause Ehre. Sie liebten die Pracht an öffentlichen Gebäuden und Werken; aber sie waren Feinde von Verschwendung der Privatleute. Sie begnügten sich für sich selbst an mittelmäßigen Häusern, und zierten sie nur mit Raube und Waffen der Feinde, nicht aber mit Raube von ihren Mitbürgern aus. De consol. ad Helv. c. 9. „Eine elende Hütte, spricht Seneca, dünkte ihnen so herrlich als ein Tempel, weil Gerechtigkeit, Großmuth, Redlichkeit, und Ehre darinnen wohnte.„

Speisesäle. Sobald sie hingegen anfiengen, Häuser zu bauen, an denen man nichts als Pracht und

Ver-

Verschwendung sah, und da sie besondere Säle zu herrlicher Bewirthung ihrer Gäste anlegten, alsdann wurde an diese ehrbare Einfalt der ersten Zeiten nicht mehr gedacht; und alle Gesetze, die zu Beybehaltung derselben gegeben, und oftmals erneuert worden waren, geriethen geschwind ins Vergessen. Alle Bemühungen der Censoren, ob ihnen gleich die weisesten Männer im Senate und vom Volke beystanden, konnten dem einreissenden Strome nicht mehr Einhalt thun.

Lucullus hatte viel solche Speisesäle; und ein jeder führte den Namen von einer Gottheit. Diese Benennung war allemal ein Merkmal für seinen Haushofmeister, wie er bedienet seyn wollte, weil ein jeder solcher Saal seinen besondern Schmuck und Hausrat, auch seine eigene Art im Bewirthen hatte. Es ist bekannt, wie er einsmals den Cicero und den Pompejus bewirthete, da sie ihn überfallen wollten. Sie begegneten ihm auf dem Markte, und baten sich bey ihm zu Gaste. Lucullus entschuldigte sich erst, und bat sich die Ehre ein andermal aus; sie blieben aber dabey, giengen sogleich mit ihm, und liessen ihn nicht aus den Augen, damit er keine Befehle an seine Leute, zu besserer Bewirthung als seine gewöhnliche Tafel war, geben könnte. Er sagte also nur in ihrer Gegenwart, welches sie ihm zuliessen, man solle den Tisch im Apollo-Saale zurecht machen. Hierauf wurden sie so geschwind und mit solcher Kostbarkeit bewirthet,

Plut. in Lucull.

wirthet, daß sie erstaunten. In diesem Saale kostete allzeit ein Tractement funfzig tausend Drachmen, ohngefähr zwanzig tausend zwey hundert Livres (6000 Thaler).

Auch wenn er allein speiste, mußte doch seine Tafel herrlich seyn. Es mußte nicht nur alle Geräthschaft bey Tische prächtig seyn, z. E. Betten mit Purpur, Schenktische voll Gefäße mit Edelgesteinen rc. sondern auch das Essen selbst mußte alle auserlesen seyn; und Musik und Tanz ward auch nicht gespahret. An einem Abende war er unwillig gegen seinen Haushofmeister, daß er ihn schlechter als sonst gespeiset hätte. Dieser entschuldigte sich damit, weil denselben Abend niemand mit ihm speiste. „So? sagte er zornig, „wußtest du nicht, daß Lucullus diesen Abend „beym Lucullus speiste?„

Die Speisesäle waren doppelt so lang als breit, und in den obersten Stockwerken angeleget: so daß man beym Essen zugleich das Vergnügen der schönen Aussicht hatte. Nero hatte in seinem Palaste, welcher domus aurea (das goldene Haus) hieß, weil man fast überall Gold sah, Säle mit Blättern von Elfenbein ausgetäfelt, welche sich in Angeln herumdrehen liessen, und bald diese bald jene Bilder vorstellten. Durch kleine Canäle an der Decke regneten Blumen und wohlriechende Essenzen auf die Gäste. Sein prächtigster Saal war rund: er stellte die Bewegung des

holen

holen Himmels, und die vier Jahrszeiten vor, welche bey jeder Tracht abwechselten. Die Säle des Heliogabalus waren ganz mit goldenen und silbernen Stoffen austapeziert, und diese mit Edelgesteinen gestickt. Die Betten waren von gediegenem Silber; die Decken von goldenem Stoffe; und in den Matratzen waren Haasenhaare, oder auch solche feine Federn, wie man unter den Flügeln der Rebhüner findet. Die Tafeln und das Tischgeschirr war alles von purem Golde.

Die Tische der Römer waren anfangs nur von gemeinem Holze, viereckig, und auch mit so vielen Füßen. In den folgenden Zeiten hatten sie runde und ovale Tische mit einem Fuße, sehr künstlich gearbeitet und geschnitzt; mit Holz von Buxbaumwurzel und Citronenbäumen ausgeleget, auch mit Elfenbein und Muschelplatten, imgleichen mit Blech von Gold und Silber, und mit Edelgesteinen. Die Tische waren bloß, nicht bedeckt; und bey jeder Tracht wurden sie mit Schwämmen abgewischet. Erst unter den Kaisern fiengen sie an, Tafeltücher zu gebrauchen: diese waren purpur- und goldstreifig. Tische.

In den ersten Zeiten sassen sie beym Essen auf schlechten Bänken, wie die Helden des Homerus, oder mit dem Varro zu reden, wie die Lacedämonier und Cretenser. Nachhero gewöhnten sie sich an, bey Tische auf kleinen Betten zu liegen; und diese Gewohnheit Tischbetten.

G rührte

rührte aus Asien her. Die Frauen hielten im Anfange diese Neuerung ihrer Ehrbarkeit für unanständig, und blieben noch lange bey der alten Weise, als welche der weiblichen Schamhaftigkeit gemäßer war. Valerius
l. 2. c. 1. Maximus meldet, daß bey den feyerlichen Gastgeboten, die man den Göttern und Göttinnen zu Ehren anstellte, die Gottheiten sich nach der Menschen Weise richteten: denn Jupiter lag auf einem Bette, da hingegen Juno und Minerva auf Stühlen saßen [i]). Allein, von der Zeit der ersten Kaiser an, bis gegen das Jahr 320. nach Christi Geburth, pflegte das weibliche Geschlecht ebenfalls bey Tische auf Betten zu liegen.

Was anlanget die jungen Leute, welche das männliche Kleid noch nicht angeleget hat=

i) Wenn die Republik in großer Gefahr stand, oder auch wichtige Vortheile erlanget hatte, stellte man den Göttern zur Dankbarkeit, oder um sich ihres Beystandes zu versichern, feyerliche Gastgebote an. Eine solche Ceremonie hieß lectisternium; (von sternere lectum, das Bett machen). Dabey waren gewisse Priester, welche septemviri epulones, (gleichsam Schmauß=Collegen) hiessen, als Oberaufseher bestellt. Diese setzten in den Tempeln, rings um einen Tisch herum, Stühle und Betten mit Küssen und Decken beleget: hierauf setzte und legte man die Bildsäulen der Götter und Göttinnen, die man bewirthete; und man that als wären sie wirkliche Gäste, obgleich die

hatten, diese blieben der alten Zucht länger unterworfen. Wenn man sie mit zu Tische zog, so saßen sie am Rande der Betten ihrer nächsten Verwandten. Suetonius sagt, es hätten die beyden jungen Cäsarn, Cajus und Lucius, wenn sie mit dem Augustus speisten, niemals anders, als in imo loco, an der untersten Stelle, oder, wie Tacitus sich ausdrückt, ad lecti fulcra, am Fuße des Bettes, gesessen.

Auf diesen Tischbetten lag man mit dem Oberleibe etwas erhöhet, auf Küssen, und mit dem untern Theile des Leibes lang ausgestreckt, hinter des darneben liegenden Rücken. Man stützte sich auf den linken Ellbogen, und mit der rechten Hand aß man. Der zweyte lag mit seinem Kopfe an des ersten Brust; und wenn er mit ihm reden wollte, sonderlich wenn es etwas geheimes war, so mußte er sich rückwärts nach ihm beugen. Bey andern Gesprächen, überhaupt, saß der Re-

die erwähnten Priester alles allein schmaußten. Die Betten der Götter hiessen pulvinaria, (von pulvinar, ein Polster) und die Sitze der Göttinnen sellæ, (Stühle): und daher hiessen auch diese Ceremonien sellisternia oder solisternia. Hierzu hatte eine große Pest, im Jahre nach Roms Erbauung 356. Anlaß gegeben; und es ward diese Ceremonie hernach oft angestellet.

dende fast, und hatte Küssen hinter sich, an die er sich lehnte.

Damit nicht Staub oder andere Unreinigkeiten auf die Gäste und die Speisen fallen möchten, wurden oben Tücher ausgespannet.
Sat. l. 2. sat. 8. Horaz, in seiner Beschreibung des Gastgebots, welches Nasidienus dem Mäcenas gab, vergißt nicht zu erzählen, daß unter währendem Essen eine solche Tapete abriß, welche eine betrübte Verwüstung anrichtete, und mehr Staub machte, als der heftigste Sturmwind in den Flächen Campaniens macht.

Wir, die wir gern alles nach unsern Sitten und Gebräuchen beurtheilen, wundern uns über diese liegende Stellung der Römer beym Essen, und meynen, daß das Sitzen besser und bequemer sey. Aber man darf nur erwägen, daß fast jedes Volk seine eignen Gebräuche hat, und daß in vielen Dingen alles
Tom. 5. auf die Gewohnheit ankömmt. Herr Le Gendre de St. Aubin beschreibt in seinem Tractate de l'opinion, die verschiedenen Gewohnheiten der Völker beym Essen. „Wir sitzen, „spricht er, bey der Mahlzeit auf Stühlen; „die alten Römer lagen. Die Türken sitzen „auf der Erde, mit kreuzweis geschlossenen „Füssen, und auf den Fersen; die Japaner „knien. Bey unsern Mahlzeiten essen viel „Personen an einem Tische; in China hat „jedwede Person ihren Tisch für sich. Bey „uns muß das Fleisch gekocht und gewürzt

„seyn;

„seyn; die Tartarn essen es roh, weil es ihnen
„anders weder schmeckt, noch zur Verdauung
„gut deuchtet. Wenn wir gute Freunde
„bey uns zu Tische haben, so setzen wir uns
„zu ihnen, und geben ihnen ein Exempel wie
„sie sich das Essen sollen schmecken lassen;
„in Neu-Frankreich hingegen ißt der Haus-
„wirth nicht mit, sondern er singet, rauchet,
„und unterhält indessen die Gesellschaft mit
„Gesprächen; und in China erfordert es gar
„der Wohlstand, daß er nicht bey Tische
„seyn darf. Vor Zeiten, wenn ein König
„in Frankreich gekrönet wurde, warteten
„die Großen des Reichs bey der Tafel zu
„Pferde auf.„

Wiewohl nun diese vielfältigen Gebräuche allein im Stande sind, unsere Verwunderung über der Römer Liegen bey Tische zu mindern, so lassen sich doch auch Gründe angeben, die mehr eine Gnüge thun, und nicht bloß dem wunderlichen Einfalle zuzuschreiben sind. Fürs erste habe ich schon gesaget, daß sie diese Gewohnheit aus Asien her hatten; hernach findet sich auch eine andere vernünftige Ursache, die mehr als eine Nachahmung ist, nämlich, weil die Römer gleich vor dem Abendessen sich badeten. Nun weiß man aber, daß der Leib, nach dem Bade, der Ruhe nöthig hat: sie legten sich also auf diese kleinen Betten, von der Art wie itzt unsere Ruhebetten sind; und wie sie lagen, so liessen sie das

Essen auftragen. Was diese Meynung noch mehr bestättiget, ist dieses, daß der Speisesaal neben dem Bade war.

Ausser der allgemeinen Ursache, welche die Römer, weil sie sich nicht des Leinenzeuges bedienten, zum öftern Baden hatten, war auch noch eine besondere Ursache, warum sie gleich vor dem Abendessen badeten. Das Bad macht Lust zum Essen; und in warmen Ländern ists, wie bekannt, nöthig, sich Appetit zu machen. Aber bey diesem Nutzen, den es schafft, schwächt es auch die Glieder; welcher Umstand dann machte, daß sie beym Essen lagen, weil diese Stellung zum Ruhen allerdings geschickter ist als unser Sitzen. Sobald sie nun diese Gewohnheit angenommen hatten, so wurde dagegen das Sitzen bey ihnen ein Zeichen der Betrübniß und des Trauerens. Cato, wie Plutarchus erzählt, speiste nach der Zeit, da Pompejus vom Cäsar geschlagen war, kein einzigmal anders als sitzend, legte sich auch niemals, ausser wenn er schlafen wollte, nieder.

In Cat. maj.

Was ich schon von der veränderten Gestalt der Tische gesaget habe, das muß ich auch von den Tischbetten sagen: sie waren anfangs schlecht gewesen, wurden aber in kurzer Zeit sehr kostbar. Scipio Africanus hatte eine Art solcher Betten aus Carthago mitgebracht, welche punicani und archaici (punische und altväterische) hiessen. Diese

waren

waren von gemeinem Holze, niedrig, nur mit Stroh oder Heu ausgestopft, und mit Ziegen- oder Schaffellen überzogen. Aber zu des Augustus Zeiten sah man gar viel Tischbetten mit Silberbleche überkleidet, mit den weichsten Matratzen und kostbarsten Decken.

Um den Leser nicht zu ermüden, übergehe ich viel lange Stellen aus dem Plinius, Seneca und den meisten Poeten, die von der Materie und Gestalt dieser Betten, von dem vortrefflichen Purpur und der gestickten Arbeit daran handeln; und führe nur den Vers aus dem Ovidius an, der die armsälige Einfalt der ältesten Römer mit dieser Pracht in Vergleichung stellet. Denn, nachdem er gesaget hat, daß die Alten nur Matratzen mit Heu und Blättern ausgestopft hatten, so setzt er hinzu: „wer sie mit Pelzen überziehen konn„te, der hieß ein reicher Mann:„

Qui poterat pelles addere, dives erat.

Insgemein setzte man drey solche Betten um einen Tisch herum, einen in die Mitte, und zwey an beyde Seiten; und eben daher hieß sowohl ein Tisch, als auch der Speisesaal selbst, triclinium. Es blieb also eine Seite leer, damit die Bedienten zum Aufwarten Platz hatten. Ein jedes Bett hatte Raum zu drey, vier, selten zu fünf Personen, und die Höhe derselben war von drey Ellebogen, oder vier bis fünf Fuß: so daß

sie, wie gesaget, unsern Ruhebetten ziemlich ähnlich sahen.

Unter den Kaisern setzte man oft nur ein Bett, in der Figur eines Bogens oder halben Zirkels, welche Art sigma hieß, wegen der Aehnlichkeit mit dem Buchstaben dieses Namens, dem C, aus dem uralten griechischen Alphabethe. Kaiser Heliogabalus ließ einsmals, um sich eine Lust zu machen, ein solches Bett um einen Tisch, nicht weit von seinem, stellen, und acht Männer mit kahlen Köpfen darauf legen; den folgenden Tag acht andere, die das Podagra hatten; hernach acht, die schwarz aussahen; hernach acht grauköpfige; ein andermal acht magere Männer, und wiederum acht sehr dicke, welche letztern so gepreßt beysammen lagen, daß sie kaum die Hand zum Munde führen konnten: unterdessen erlustigte sich der Kaiser mit seinen Hofleuten an den Gebehrden, die sie machten. Er hatte auch ein solches Tischbett, an dem das Polster von Leder war: dieses ließ er, anstatt des Polsters, mit Winde aufblasen; und währender Zeit, da sich seine Gäste das Essen und Trinken recht wohl schmecken liessen, wurde heimlich ein unter der Decke verborgenes Ventil geöffnet, wodurch die Luft herausfuhr. Das Bett wurde also plötzlich viel niedriger, und die guten Leute rückten mit der Nase unter den Tisch. Dieses war nur eine von seinen gewöhnlichen Ergetzungen.

Er lud auch die vornehmsten Römer zu seinen Fressereyen ein, und nöthigte sie über Macht zu saufen. Hingegen pflegte er seine Schmarozer, um seine Lust zu haben, mit Hunger zu quälen: denn er ließ ihnen schöne Speisen von Elfenbein, von Wachs, von Glas, von Holz, und alles recht natürlich gemahlt, vorsetzen. Zuweilen ließ er aus dem Gewölbe seines prächtigen Saals eine so schreckliche Menge Blumen herabfallen, daß diese armen Leute darunter begraben wurden, und fast erstickten.

Die Römer trugen, wenn sie aus dem Bade kamen und zu Tische giengen, ein wärmeres oder kühleres Kleid, nachdem die Jahrszeit war: dieses brauchten sie nicht anders als bey Tische, und hieß vestis cœnalis, triclinaria, convivalis, oder kurz und mit einem Worte, synthesis. Insgemein war dieses Kleid weiß, insonderheit an Fest- und Feyertagen. Es war bey ihnen, wie bey den morgenländischen Völkern, eine strafbare Unbesonnenheit, ohne ein solches Kleid bey Gastgeboten zu erscheinen. Cicero macht dem Vatinius ein Verbrechen daraus, daß er in einem schwarzen Kleide gekommen war: und es war doch ein Gastmahl, das bey einem Leichenbegängnisse gegeben wurde. Er vergleicht ihn mit einer Furie, die, wenn sie erscheinet, der ganzen Gesellschaft plötzlich schreckliche Gedanken ins Gemüth bringet. Tischkleider.

Capitolinus erzählt, daß Maximius der Sohn, da er in seiner Jugend zur Tafel Kaisers Alexander Severus gezogen worden, und ohne ein gehöriges Tischkleid erschienen war, eines anziehen mußte, das ihm aus des Kaisers Kleiderkammer gegeben wurde. Eben dieses geschah auch, wie Spartianus meldet, mit dem Septimius Severus, da er noch ein Privatmann war. Der Hausherr pflegte sich oftmals das Vergnügen zu machen, seinen Gästen prächtige Tischkleider geben zu lassen [2]). Dieses Kleid war von einer Art Tuches, und hieng fast an nichts um den Leib herum. Martialis rückt es dem Luscus vor, daß er mehr als einmal zwey Tischkleider aus dem Hause, wo er gespeiset, mitgenommen hatte.

Ehe man sich zu Tische begab, zog man die Schuhe aus, und ließ sie unter dem Bette stehen,

2) Es war auch bey den morgenländischen Völkern der Gebrauch, bey ihren Gastgeboten, anstatt ihres gewöhnlichen Kleides, ein weisses von Lein oder Seide anzuziehen. Der Hausherr gab einem jeden Gaste eins, um darinnen zu speisen, weil er anders nicht an die Tafel kommen durfte. Wir lesen auch im Gleichnisse des Heylandes, Matth. 22. daß der Gast, welcher kein solches Kleid anhatte, auf Befehl des Königs ausgestoßen wurde, weil er ihn nicht für werth gehalten, ihm eins geben zu lassen.

stehen, um nicht die kostbaren Decken zu besudeln. Man legte sich also entweder mit bloßen Füssen, oder auch mit einer Art Pantoffeln; und wenn man von Tische aufstand, zog man die Schuhe wieder an. Plautus sagt in einer Comödie: „gut! ich bemerke, „daß mir wieder besser zu Muthe wird: zeuch „mir die Schuh aus; gib mir zu trinken.„ Und bald hernach: „Gieb hurtig meine „Schuhe her! den Tisch weg!„ Horaz sagt auch, daß Nasidienus, nach dem betrübten Zufalle, dessen ich schon erwähnt habe, seine Schuhe forderte, damit er neue Anstalten im Hause machen konnte. Sat. l. 2. sat. 8.

Man brachte den Gästen Wasser, die Hände zu waschen, auch sogar die Füsse, sonderlich wenn einer nicht im Bade gewesen war. Dieses war ebenfalls, wie in den Morgenländern, eine Höflichkeit gegen die Gäste. Und Luc. 7, 44. lesen wir, daß der Heyland dem Pharisäer Simon vorwirft, er habe ihm nicht Wasser gereichet, seine Füsse zu waschen.

Man bestrich sie ferner mit Essenzen und wohlriechenden Salben, womit man sehr freygebig umgieng. Plutarchus erzählt, da er von des Otho Pracht redet, folgendes. Als einsmals Kaiser Nero, bey einer Gasterey, sehr kostbare Salben gebrauchet hatte, und nun meynte, weil er sie dem Otho über den Kopf und ganzen Leib hatte laufen lassen, daß In Galb.

er

er die Verschwendung recht hoch getrieben hätte, so ließ dieser, den Tag hernach, da er den Kaiser bewirthete, aus goldenen und silbernen Röhrlein, die im Tafelzimmer angebracht waren, eine so große Menge eben solcher kostbarn Essenzen und Salben springen, daß sie die Gäste und den ganzen Fußboden fast überschwemmten.

Stellen bey Tische. Ein jeder Gast hatte seine bestimmte Stelle bey der Tafel; und mehrentheils führte ihn der Hausherr selbst dahin. Dieser lag allzeit auf der andern Stelle des mittlern Bettes, weil diese am bequemsten war, die Bedienten zu übersehen, ihnen seine Befehle zu geben, und die Gesellschaft mit Gesprächen zu unterhalten; und zugleich war es auch die Oberstelle. Die Stelle unter ihm war für seine Frau: denn die römischen Frauen waren mit den Männern bey Tische, welches hingegen bey den Griechen nicht im Gebrauche war. Der Platz über dem Wirthe war für die vornehmste Person bey Tische, und hieß die Consulstelle, weil dieselbe für den Consul bestimmt war, wenn einer bey seinen Freunden speiste. Diesen Platz, wie Plutarchus sagt, sah man als den anständigsten für die Würde eines so hohen Regierungsherrn an. Denn weil zwischen den andern zweyen Betten ein leerer Raum war, so konnte er die Bothen, so von den Kriegsheeren, oder aus den Collegien an

ihn

ihn geschickt wurden, bequem annehmen, und mit ihnen sprechen.

Die Freunde, welche ein jeder Gast mitbringen durfte, wie auch die parasitæ, (ungebetenen Gäste, oder Schmarozer) die bald den Namen umbræ führten, weil sie wie der Schatten dem Leibe folgten, bald auch muscæ, Fliegen, genennet wurden, weil diese Thierlein allerwegen sind, hatten ihren Platz am untersten Bette. Unter den Kaisern hatte man Ceremonien-Meister, welche die Aufsicht über diese Ordnung führten, damit der Hausherr die Mühe erspahren konnte.

Wann nun die Gäste so Platz genommen hatten, so bekam ein jeder den Tischzettel, oder das Verzeichniß der Gerichte, die aufgetragen werden sollten. Hernach brachte man die Trinkschalen, welche man vor sie hinsetzte. Suetonius erzählt, daß ein gewisser vornehmer Römer von Kaisers Claudius Hofstatt, weil er im Verdachte war, daß er das goldene Trinkgeschirr, das man ihm vorgesetzet, gestohlen hatte, den folgenden Tag nochmals zu Gaste gebeten wurde, aber nur einen Becher vorgesetzt bekam.

Tischzettel.

In vit. Claud. c. 32.

Die Trinkgeschirre nahm man vom Schenktische weg. Diese Tische waren voll goldener und silberner Gefäße, die um der vortrefflichen Arbeit willen noch kostbarer als wegen der Materie waren. Auf des Crassus seinem Schenktische standen silberne Gefäße,

Schenktische.

an welchen ihm jedes Pfund sechs tausend Sesterzien zu arbeiten kostete. Insonderheit hatte er zween Becher, von des berühmten Mentors Arbeit, für welche er hundert tausend Sesterzien bezahlet hatte: Ein ausschweifender Preis, setzt Livius hinzu, dessen er sich vermuthlich selber schämte, weil er sich derselben niemals bediente [3].

Hist. nat. l. 33. c. 11.

Tellertücher.

Bey aller dieser Pracht war doch noch etwas von der ehemaligen Kargheit übrig geblieben, nämlich daß der Hausherr keine Tellertücher gab; sondern es mußte jedweder Gast seines mitbringen. Diese Gewohnheit, die uns allerdings verächtlich scheinen muß, blieb doch noch lange nach Kaisers Augustus Zeiten üblich. Catullus beklaget sich über einen gewissen Asinius, der ihm bey einer Gasterey sein Tellertuch entwendet hatte, und saget, er wolle ein beissendes Spottgedicht auf ihn schreiben, wenn er es ihm nicht würde wiederschicken. Martialis sagt fast ein gleiches von dem Hermogenes, der schon in solchen Dingen berüchtiget war. „Es hatte (spricht er) kein einziger Gast ein Tellertuch „mit

3) Das römische Pfund hielt nur zwölf Unzen, gleichwie auch itzt noch zu Rom. Sechs tausend Sesterzien betrugen ohngefähr 750 Livers französischen (über 200 Rthlr. deutschen) Geldes; und folglich hundert tausend Sesterzien 12500 Livres (ohngefähr 3500 Thaler).

„mit sich gebracht: denn es furchte sich ein
„jeder vor den diebischen Händen des Her-
„mogenes. Aber Hermogenes gieng deß-
„wegen nicht leer heim: er fand Mittel und
„Wege, das ganze Tischtuch zu erbeuten.„

Wenn man also zu Gaste gieng, so ließ man sich das Tellertuch durch einen Sclaven nachtragen, welcher es auch wieder nach Hause trug. Es kam aber nicht leer wieder: denn man that etwas von dem Abendessen hinein. Man durfte sogar, unter währendem Essen, seiner Frau, einem Verwandten, Nachbar oder Freunde etwas schicken, ohne daß sich jemand darüber aufhielt: und dieses hieß partes mittere, oder de mensa mittere, (nach unserer Redensart: ein beschiedenes Essen schicken).

Man fieng eine jede Mahlzeit mit einer Art von Opferung (libatio) an. Dieselbe bestand darinnen, daß man den Göttern zu Ehren, ein wenig Wein auf den Tisch goß; und dabey that man gewisse Gebether. Dieses war, wie man aus dem Homerus und Virgilius ersieht, schon in den ältesten Zeiten gewöhnlich. Beym Ende der Mahlzeit ward diese Ceremonie wiederholet. Tisch-opfer u. Gebeth.

Auf den Tisch stellten sie kleine Götzen, und darneben das Salzfaß. Hierdurch meynten sie ihren Tisch zu heiligen: denn auch das Salz sahen sie als eine heilige Sache an. Wenn dieses vergessen worden war, oder das

Salz.

Salzfaß umgestossen wurde, so war der Tisch entheiliget, und man hielt es für ein Anzeichen eines bevorstehenden Unglücks: Ein Aberglaube, den die Römer von den Griechen hatten, und viele Menschen noch itzo bey uns haben. Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit einem andern Aberglauben, daß es ein Unglückszeichen seyn sollte, wenn ihrer dreyzehn bey Tische waren [4]).

Wenn sie einen Schwur thaten, so berührten sie den Tisch, anstatt des Altars: denn diesen ehrten und fürchteten sie, wegen der Gegenwart ihrer Götter, und weil er auch zu Ausübung der Tugenden der Gastfreyheit und Freundschaft diente. Aller Zank und Zorn war von ihren Mahlzeiten gänzlich verbannet; und eine Gewaltthätigkeit beym Essen hätte man als ein Verbrechen an heiligen Dingen angesehen.

Diese gewissenhafte Ehrfurcht, so sie bey Tische beobachteten, dieses Opfern und Bethen, war gleichsam ein feyerliches Bekänntniß, so

4) Ausser den Hausgöttern (dii penates) stellten sie auch den Hercules, den Mercurius, und den Genius auf die Tische. Diese Gottheiten betrachteten sie als natürliche Oberaufseher bey ihren Tischen: Genii mensæ præsides. Sie hiessen auch Epitrapezii, d. i. Tischgötter: und ihnen zu Ehren geschahen insonderheit die Tischopfer.

so die Heyden ablegten, daß sie alles Gute den Göttern zu danken hätten. Welch eine Beschämung für Christen, die Troß dem alten frommen Gebrauche, und selbst der Ermahnung des Apostels: „Ihr esset oder trinket, 1 Cor. 10,
„oder was ihr thut, so thut alles zu Gottes 31.
„Ehre,„ sichs doch für unanständig halten, ihre Mahlzeiten mit Gebeth und Danksagung, beym Anfange und Ende, gewissermassen zu heiligen!

Sobald den Religionspflichten gnug gethan war, so ernennte man einen Tischkönig; und dieses auch, wo die artigsten und weisesten Personen beysammen waren. Cato der Censor sagt in des Cicero Buche de senectute: so alt er auch sey, so komme er doch mit Freuden zu solchen Gastgeboten, wo man einander aufmuntert; wo der Tischkönig die ganze Gesellschaft in Bewegung erhält, und wo ein jeder sich mit etwas sehen lassen muß. Plutarchus macht eine lange Beschreibung davon, was für Eigenschaften eine solche Magistratsperson haben mußte, und wovor sie sich am meisten zu hüten hatte. Insgemein wurde der Tischkönig durchs Loos erwählet, zuweilen auch durch die meisten Stimmen der Gäste. Er gab bey Tische Gesetze, und befahl bey gewissen Strafen, was ein jeder thun sollte, bald zu trinken, bald zu singen, bald wieder eine Rede zu halten, oder auch auf eine andere geschickte Art die Gesell-

Tischkönig.

schaft bey der Lust zu erhalten. Zuweilen gebot er, wenn auf einer Person Gesundheit getrunken wurde, so vielmal zu trinken, als Buchstaben in ihrem Namen waren. Uebertrat jemand seine Gesetze, so mußte er einmal mehr trinken. Cicero sagt, es habe Verres, der doch alle römische Gesetze unter die Füsse getreten, dennoch den Tischgesetzen aufs genaueste nachgelebet.

Trachten und Speisen.

Die Gastereyen bestanden gewöhnlich aus dreyen Trachten, den Nachtisch mitgerechnet. Den Anfang machten frische Eyer, und zuletzt kam Obst. Daher kam das Sprüchwort ab ovo usque ad mala, in dieser allgemeinen Bedeutung: vom Anfange bis zum Ende. Die Eyer waren insgemein bunt gefärbt: und vermuthlich rühren unsere bunten Ostereyer noch daher.

Von den Speisen ward nicht allemal eine Schüssel nach der andern aufgetragen, wie zwar Horaz in seiner Beschreibung von des Nasidienus Gasterey meldet, sondern oft etliche Schüsseln zugleich; und dieses auf Tischen, die herbey getragen wurden. Servius sagt in seinen Erklärungen des Virgilius, daß man völlig besetzte Tische zutrug. Athenäus berichtet eben dieses: Man brachte die Tische, spricht er, und man trug sie wieder weg. Martialis redet auch von solchen wandernden Tischen; ist aber mit dieser Gewohnheit nicht zufrieden. Vielmal kam eine

Speise nicht in einer großen Schüssel für alle, sondern ein jeder Gast bekam eine kleinere voll. Zuweilen hatte sogar ein jeder seinen besondern Tisch. Das Vorlegen der Speisen geschah vom Hausherrn, oder es that es auch ein dazu bestellter Hausbedienter: und bey der Eintheilung beobachtete man alle nur mögliche Gleichheit.

Die Speisen, welche die Römer am liebsten aßen, waren unter andern, Fische, Austern, wilde Schweine, welche man oftmals ganz auffsetzte, maltesische Kraniche, Pfauen, Krametsvögel und Nachtigallen rc. Von allen diesen war das kostbarste ein wildes Schwein, das mit Federwildpret und zahmen Geflügel ausgefüllt war. Man hieß dieses Gericht das wilde Schwein nach trojanischer Art, wegen der Aehnlichkeit mit dem trojanischen Pferde. Die Vergleichung war in der That ganz richtig: denn die vielen Leckerbißlein, die im Bauche des Schweins staken, waren nichts anders als Feinde, die sich einschlichen um Unglück anzurichten: nach dem bekannten lateinischen Sprüchworte plus gula quam gladius; **die Fresserey ist tödtlicher als das Schwert.**

Zuweilen aßen sie auch Dinge, die uns Ekel und Abscheu machen können, zum Exempel Wasserratzen, und eine Art von Würmern, die weiß, dicke und kurz sind, und welche man in faulem Holze findet. Sie machten sie fett,

und trugen sie bey den größten Gastereyen auf. Vernünftiger war ihr Appetit zu den Gänsen: man aß sie häufig zu Rom, und schätzte sie unter dem Federvieh fast am höchsten.

De la Mare, Trait. de la Police.

Ein gewisser Gelehrter unsrer Zeit wundert sich, daß die Römer sich kein Bedenken machten, Gänse zu essen, da sie doch eine so große Ehrerbietung vor diesen Thieren hatten, weil sie ehemals die Erretter des Capitols gewesen waren. Als die Gallier es des Nachts überfallen wollten, so hatten weder die Schildwachten, noch die Hunde, die man des Nachts herumlaufen ließ, etwas davon bemerkt; sondern die Gänse im Tempel der Juno verriethen sie durch ihr Geschrey und Geräusch, so sie mit den Flügeln machten. M. Manlius erwachte hierüber zuerst, und machte Lärmen. Er lief an die Mauer, und stürzte den ersten Gallier, der schon durch ein Schießloch zu steigen im Begriffe war, den Fels hinunter. Dieser riß ihrer mehr mit sich fort; und die Besatzung, die unterdessen ins Gewehr gekommen war, that mit den übrigen ein gleiches.

Zur Erkänntlichkeit für einen so wichtigen Dienst verordneten die Römer, beständig eine Anzahl Gänse auf gemeine Kosten im Capitol zu halten. Wenn ein Censor sein Amt antrat, so mußte es seine erste Sorge seyn, für ihr Futter zu sorgen. Der Aberglaube stieg so hoch, daß man diesen Schutz-Gänsen

Opfer

Opfer brachte. Alle Jahre trug man eine von denselben auf einem mit Gold und Silber gezierten Tragbette in Procession herum; und darneben einen Hund, der am Galgen hieng: welche Ceremonie noch zu den Zeiten der Kaiser Nerva und Trajanus im Gebrauche war. Wie unterstand man sich also zu Rom, ein Thier zu essen, daß so geehrt und fast vergöttert wurde?

Um nun die Grundsätze der Römer mit ihren Handlungen einstimmig zu machen, hat man gesaget, daß ihre Ehrerbietung sich nicht aufs ganze Geschlecht der Gänse überhaupt, sondern nur auf die Nachkommenschaft derer im Capitol sich erstreckte. Von dieser ehrwürdigen Familie speiste man keine: dieses hätte eine Entweyhung heiliger Sachen geheissen; aber andere steckte man, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, an den Bratspieß. Andere hingegen sagen, daß die Römer mit der Zeit die Erkänntlichkeit aus den Augen setzten, und der großen Wohlthat gänzlich vergaßen. Gewiß ist es, daß lange vor des Plinius Zeiten, die Gänse zu Rom in Menge gegessen wurden.

Trachten bey Tische.

Ich habe schon gesaget, daß die Gastereyen der Römer drey Trachten hatten. Die erste bestand aus frischen Eyern, aus Spargel, Oliven, Austern, und Salaten etc. Den Spargel kochten sie, wie wir itzt noch thun, sehr wenig. Diese Kleinigkeit weiß man aus

aus einem Sprüchworte, welches Augustus an sich hatte: denn wann er etwas recht geschwind gemacht haben wollte, so sagte er asparago citius, d. i. noch geschwinder als man Spargel kochet.

In der andern Tracht kamen Speisen mit gewürzten Brühen, und Gebratenes; und dazwischen allemal Fische: denn diese waren das Leibessen der Römer, ohne die sie keine gute Mahlzeit zu halten geglaubt hätten.

In der dritten Tracht brachte man rohe und eingemachte Früchte, und alle Leckereyen, die bey den Griechen μελίπηκτα, bey den Römern dulciaria und bellaria hiessen. Es war gewöhnlich, sie auf eine andere Tafel aufzusetzen; weßwegen Virgilius sagt mensæ grata secundæ dona, (d. i. die angenehmen Gaben des andern Tisches).

Sclaven, die bey Tische aufwarteten.

Die Sclaven, welche bey der Tafel aufwarteten, waren schön gekleidet, und hatten Tellertücher wie Schürzen um. Hinter ihnen kam ein Vorschneider. Die am Schenktische besorgten den Wein, das warme und kalte Wasser, die Gefäße und Trinkgeschirre. Andere setzten die Gerichte in Ordnung; noch andere fegten weg was etwan vom Tische fiel, und wischten ihn auch, nach einer jeden Tracht, mit Schwämmen ab. Es waren auch Sclaven bestellt, die nichts anders thaten, als daß sie mit großen Federfächern die Luft bewegten und die Fliegen vertrieben.

Bey

Bey großen Gastereyen war das Tafelzimmer mit Lilien und Rosen bestreuet. Die Gäste, und selbst die Sclaven trugen Kränze von Blumen oder von Epheu auf dem Haupte: diese sollten mit ihrer Kühlung den Dünsten des Weins widerstehen [5]). Blumenkränze.

Wenn ein rarer Fisch oder Vogel aufgetragen wurde, so brachte man ihn unter Musik von Flöten und andern Instrumenten; man klopfte auch in die Hände und machte ein Freudengeschrey. Macrobius führt einen Brief vom Sammoniacus Serenus an, worinnen er dem Kaiser Severus Dank saget, daß er einem Störe diese Ehre erzeiget, und überhaupt diese Gewohnheit wieder eingeführet hatte. Lib. 3. c. 16.

5) Die Römer hatten diese Gewohnheit von den Griechen, und diese von den morgenländischen Völkern. Diese Kränze hatte vermuthlich Esaias im Sinne, wenn er denen von Ephraim und von Juda, d. i. den beyden Königreichen in Israel, ankündiget, daß sie um ihres Stolzes, ihrer Ueppigkeit und Abgötterey willen, ihren Feinden in die Hände gegeben werden sollten: denn er spricht im 28. Cap. 1. und 3. V. „Wehe der prächtgen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche steht oben über einem fetten Thale derer, die vom Weine taumeln. = = = Daß die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim mit Füßen getreten werde.„

Man trank Kränze, das heißt, Wein, in welchem man die Kränze ein wenig eingetauchet hatte. Als man sich zur Schlacht bey Actium anschickte, kam Antonius auf den Einfall, (so wie insgemein heftige Leidenschaften veränderlich sind,) die Cleopatra in dem Verdachte zu haben, als wollte sie ihn mit Gifte vergeben; und ließ, wenn er mit ihr speiste, alles credenzen. Cleopatra trieb mit seiner ängstlichen Vorsicht nur einen Spaß. Bey einem Gastgebote ließ sie die äußersten Spitzen der Blumen in dem Kranze, den sie auf dem Haupte hatte, vergiften. Hierauf schlug sie vor, die Kränze zu trinken, welches sich Antonius gefallen ließ. Er nahm der Cleopatra den Kranz vom Haupte, zerriß ihn, warf ihn in sein Trinkgeschirr, und wollte schon den Wein austrinken; allein sie hielt ihn am Arme, und sagte: „Lerne di jenige kennen, die dir so verdächtig ist, daß „du dir Speise und Trank credenzen lässest. „Könnte ich ohne dich leben, o Antonius! „würde es mir wohl an Mitteln und Wegen „mangeln, mich deiner zu entledigen?„ Hierauf ließ sie einen Menschen bringen, der das Leben verwirket hatte: dieser mußte des Antonius Becher austrinken, und fiel bald darauf todt nieder.

Zur Zeit, da die Republik noch im besten Flore stand, wurden die Gastereyen zwar mit Sorgfalt, aber ohne große Kunst und Ueppigkeit

keit zubereitet. Ein lustiges und freyes Wesen, und anmuthige Gespräche, diese Stücke hielten sie dabey fürs beste. Cato der Censor, so mürrisch er auch sonst war, nahm bey Tische ein heiteres Gesicht an. Er pflegte zu sagen, er wisse es dem Alter Dank, daß, ob es ihm wohl nicht mehr so viel wie vormals zu essen und zu trinken erlaubte, ihm doch diesen Verlust reichlich dadurch ersetzte, daß es ihm Lust an angenehmen Gesprächen liesse.

Wenn er auf seinem Landgute war, so bat er alle Abende etliche von seinen Freunden zu sich, um sich mit ihnen zu ergetzen. Seine große Erfahrung, die er in der Welt erlanget hatte, machte, daß sowohl alte als junge Leute Vergnügen an seiner Gesellschaft fanden, und ihm mit Lust zuhörten. Da er wußte, daß auch die Tafel die Freundschaft stärket, so sprach er insgemein, wenn er bewirthete, zum Lobe der berühmtesten Römer; und er verhütete sorgfältigst und mit geschickter Art, daß von andern weder Gutes noch Böses geredet werden konnte.

So wußten die Alten, vermittelst der Gespräche, das Vergnügen des Schmausens nützlich zu machen, und alles freche Wesen, das daraus zu entstehen pflegt, im Zaume zu halten. Horaz blieb noch bey diesem Geschmacke, und kannte den Werth desselben. Sat. l. 2. sat. 6.
„Ihr bezaubernde Nächte, ihr Göttermäh-

 ler!

„ler! (spricht er) wann ich ohne Ceremo-„nien und Zwang großer Gastgebote, mit „meinen Freunden und Verwandten speise, „und ein jeder so viel ißt und trinkt, als er „will. Dann sprechen wir nicht von Fel-„dern und Häusern anderer Leut, auch nicht, „ob der Tänzer Lepos schön oder schlecht „tanzt, sondern von Dingen, die nützlich „für Menschen sind. Wir untersuchen, ob „Tugend oder Reichthum uns glücklich ma-„che; ob Redlichkeit oder Eigennutz eine „ächte Freundschaft befestigen könne; wor-„innen das höchste Gut und dessen Vollkom-„menheit bestehe?„

Ueppigkeit bey Tische.

Allein, die Ueppigkeit Asiens, die sich in Rom einschlich, steckte in kurzer Zeit auch die Tafeln an. Kostbarkeit, Leckerey und Verschwendung, alles kam auf den höchsten Grad. Der Koch, der in den ersten Zeiten der schlechteste Sclav im Hause gewesen war, wurde der unentbärlichste Hausbediente; und was anfangs ein geringer und verächtlicher Dienst geheissen hatte, das wurde nunmehr eine schwere und wichtige Kunst. Plinius sagt: „so viel vor Zeiten ein Triumph kostete, so „viel zahlte man für einen Koch; und wie-„derum für manchen Fisch so viel als für ei-„nen Koch. Kein Mensch war höher ge-„achtet als ein Sclav, welcher die Kunst, „seinen Herrn arm zu machen, am besten „verstand.„

Hist. nat. l. 9. c. 17.

Ver-

Vergebens gab man alsdann Gesetze, solchen Ausschweifungen Einhalt zu thun, wie z. E. die leges Orchia, Fannia, Didia, Licinia, und andere mehr waren. Das erste erlaubte nur eine gewisse Anzahl Gäste; die andern aber suchten das Uebel aus dem Grunde zu heilen, indem sie die Summe des Aufwandtes bestimmten, und widrigenfalls den Wirth und die Gäste mit Strafen belegten. Hierauf folgten noch andere Gesetze. Julius Cäsar erneuerte und handhabte sie dergestalt, daß er sogar die Märkte durchsuchen ließ, damit keine verbothene Speisen, sowohl Fleisch als Fisch, verkaufet würden. Zuweilen, wenn ihm von etwas Nachricht gegeben wurde, ließ er durch Senatsknechte und Soldaten, Speisen von den Tafeln wegnehmen. Dem allen ungeachtet vermochte die einmal eingerissene Ueppigkeit mehr als alle Gesetze, so daß ihr durch nichts Einhalt zu thun war. Augustus that noch einen Versuch, und gab ein neues Gesetz: in diesem setzte er die Kosten einer täglichen Mahlzeit, auf zwey hundert Sesterzien; (25 Livres, oder ohngefähr 7 Thlr.) bey einer Gasterey auf drey hundert, und bey einem Hochzeitmahle auf tausend Sesterzien.

Gesetze wider die Verschwendung.

Dieses Gesetz schickte sich mehr in die Zeiten, und war nicht so streng als die vorigen; und dennoch hatte es keinen Bestand. A. Gellius gedenkt eines Befehls vom Au-

gustus oder Tiberius, nach welchem bis auf zwey tausend Sesterzien (250 Livres, oder über 70 Thlr.) für eine Gasterey erlaubt waren. Allein, die vornehmsten Römer, welche den andern ein gutes Beyspiel hätten geben sollen, verachteten diese Tischordnungen, und benahmen ihnen dadurch alle Kraft. Auch da, wann man bey öffentlichen Gastgeboten die Gesetze nach dem Buchstaben halten mußte, fand man dennoch Mittel, der Leckerey und Gefräßigkeit eine Gnüge zu thun. Einen Beweis hiervon giebt uns Cicero in einem Briefe an den Gallus. Er erzählt aufrichtig, was ihm bey einem Gastgebote des Lentulus Spinther, da dessen Sohn Augur wurde, zugestoßen war. „Unsere Gesetze wider „den Aufwandt bey Tafeln, (spricht er) „welche eine gute Mäßigkeit wirken sollten, „haben mir viel geschadet. Da diese sonst „scharfen Gesetze, in Ansehung der Hülsen„früchte und aller Erdgewächse, eine völlige „Freyheit lassen, so wissen unsere Wollüstler „Schwämme, Wurzeln und allerley Kräuter „dermassen wohlschmeckend zuzurichten, daß „ich damit hintergangen worden, und für „meine Unmäßigkeit durch eine starke Un„bäßlichkeit bestrafet worden bin. Ich al„so, der ich mich gern der Austern und der Lam„preten enthalte, habe mich mit Mangold „und Pappeln fangen lassen. Es soll mir

zur

„zur Lehre dienen, damit ich mich ein andermal
„besser vorsehe.„

Das Uebel wurde immer ärger. Die Fresserey stieg so hoch, wie ein Geschichtschreiber saget, daß Erde und Meer kaum so viel schaffen konnten, als die Römer bey ihren Tafeln brauchten. Der Geschmack wurde dermassen verderbt, daß man eine Speise nicht achtete, wenn sie nicht recht selten und kostbar war. Horaz rückt dieses den Wollüstlern seiner Zeit vor: „Da ihr einmal nur Eitel-
„keit und Ueberfluß liebet, so erlangte ich wohl
„schwerlich von euch, wenn ich euch Pfauen
„und Hühner zugleich aufsetzte, daß ihr mir
„vom Huhne ässet und den Pfau stehen lies-
„set: denn freylich ist der Pfau seltener
„und theurer, und er hat auch vortrefflich
„glänzende Federn im Schwanze! Aber ihr
„esset doch die schönen Federn nicht? Und
„wenn er gekocht oder gebraten ist, sieht er
„da auch noch so schön aus? Hühnerfleisch
„schmeckt gewiß eben so gut als Pfauenfleisch:
„der ganze Unterschied besteht in der Figur;
„diese blendet euch [6]). Wenn man euch ei-
„nen Seehecht vorsetzt, an was erkennet ihr
„es,

Ueppigkeit bey Tische.

Sat. I. 2. sat. 2.

6) Q. Hortensius, der Redner, bey einem Gastmahle, das er als neuerwahlter Augur gab, lehrte die Römer zuerst Pfauen essen. Sie wurden hernach dermassen beliebt, daß man nicht gemeynet hätte, eine gute Mahlzeit zu halten,

„es, ob er im Meere oder in der Tyber, „zwischen Brücken oder zwischen den Ausflüssen dieses Stroms ins Meer, gefangen „worden ist? Ihr Thoren! ihr bewundert „eine dreypfündige Barbe, und doch müsset „ihr sie, ehe ihr sie essen könnet, in kleine „Stückchen schneiden: aber einen Seehecht „von dieser Größe achtet ihr nicht. Jedoch, „ich entsinne mich, ihr habt Recht: denn von „Natur sind insgemein alle Seehechte groß, „und alle Barben klein 7).„

Noch

halten, wenn nicht Pfauen auf der Tafel waren. Deßwegen sagt Cicero in einem Briefe an seinen Freund Pätus, „er habe sich unterstanden, den Hirtius bey sich zu Gaste zu bitten, ohne ihm einen Pfau vorzusetzen„; sed vide audaciam! etiam Hirtio cœnam dedi sine pavone. Ein gewisser Cn. Aufidius Lucro erfand die Kunst sie zu mästen; und der Handel, den er damit trieb, trug ihm jährlich sechzig tausend Sesterzien ein, (7500 Livres, ohngefähr 2100 Thlr.). Varro meldet, daß eine Heerde von hundert Pfauen, des Jahrs über 800 Thlr. nach unserm Gelde eingetragen habe. Es galt einer ohngefähr vier Thaler, und ein Pfauenev 28 bis 30 Kreuzer.

7) Das leckerhafte Wesen der Römer gieng so weit, daß sie nicht allein einen Unterschied zwischen See- und Flußhechten machten, sondern die ersten mußten auch sehr klein seyn; die Barben hingegen sehr groß. Asinius Celer bezahlte einsmals eine Barbe nach itzigem Gelde mit ohngefähr 525 Livres (oder fast 150 Thaler).

Noch mehr: man suchte sich mit einem schlechten verrochenen Weine ein erzwungenes Brechen zu machen, um wieder hungerig zu werden. Suetonius erzählt, daß man den Kaiser **Claudius** alle Tage habe von der Tafel wegtragen müssen, so sehr fraß und soff er. Indem er, nach dem Essen, auf dem Rücken lag und mit offenem Maule schlief, steckte man ihm eine Feder in den Mund, damit er sich erbrach. Kaiser **Vitellius**, der alle Tage drey bis viermal speiste, erleichtete sich durch Erbrechen den Magen, damit er beständig mehr essen konnte. „Welch eine „Schande! spricht Seneca: sie erbrechen „sich mit Fleiß, und lassen dem Magen nicht „Zeit, Speisen zu verdauen, welche sie doch „von allen Enden der Welt her bringen „lassen!„

Zuweilen, spricht eben dieser Philosoph von dem Fresser Apicius, kann ein einziger Mensch ein ganzes Volk verderben. Dieser Apicius warf sich zum Lehrer in der Wissenschaft des Wohllebens und Schmausens auf; und es gelang ihm, alle seine Zeitgenossen zu verderben [8]).

Bey

8) Es sind zu Rom drey Männer dieses Namens bekannt gewesen, die sich alle durch Schlemmerey in Ruff gebracht haben. Der erste Apicius lebte zur Zeit der Republik; der andere unter den Kaisern Augustus und Tiberius;

Bey den Gastmählern wurde Verschwendung und Leckerey in gleichem Grade übertrieben. Suetonius erzählt, es habe L. Vitellius seinem Bruder, dem Kaiser dieses Namens, zwey tausend der seltensten Fische, und sieben tausend dergleichen Vögel vorgesetzet. Plutarchus meldet, da er von den Ausschweifungen des Antonius zu Alexandrien redet, es sey ein junger Grieche von einem Küchenmeister des Antonius ersucht worden, daß er einmal die Zubereitungen zu seinem Abendessen ansehen möchte. Da dieser Jüngling acht wilde Schweine an Spießen stecken sah, so schloß er daraus, es müßten denselben Abend eine große Menge Gäste gebeten seyn; aber er irrte sich. Man muß wissen, daß beym Antonius alle Tage, eine Stunde vor der Mahlzeit, etliche prächtige Mäler bereit stehen

In vit. Vitell.

In vit. Ant.

berius; und der dritte unter dem Trajanus. Der berüchtigste ist der zweyte: und von diesem redet Seneca. Er gab gleichsam Lection im Prassen. Er verschwendete sein Vermögen, das sich auf hundert Millionen Sesterzien (12,500,000 Livres, oder fast drey und eine halbe Million Thaler) belaufen hatte. Da er sah, daß er in großen Schulden stack, so fieng er an, mit sich selber Rechnung zu halten. Und weil er befand, daß er nur noch zehen Millionen Sesterzien (oder kaum noch drey und eine halbe Tonnen Goldes) hatte, so meynte er, er würde verhungern müssen, nahm Gift und starb.

stehen mußten, damit er den Augenblick, wenn er zur Tafel gehen wollte, alles fertig fände, und nach seinem Belieben eines auslesen könnte.

Heliogabalus speiste oftmals ganze Gerichte von Barben-Lebern, von Krammets- und anderer fremden Vögel Gehirne, von Papageyen- und Fasanen-Köpfen, von Pfauen- und Nachtigall-Zungen. Man darf sich hierüber nicht sehr verwundern: denn er fütterte auch seine Hunde mit Gänse-Lebern, und die Löwen in seinem Thierhause mit Papageyen und Fasanen. Sein Abendessen kostete allzeit zum wenigsten hundert tausend Sesterzien, (ohngefähr 12,500 Livres, oder über 3,500 Thlr.) und oftmals dreymal so viel. Je theurer und schwerer etwas zu haben war, desto besser schmackte es ihm; und er sah es gern, wenn man ihm alles hoch anrechnete, denn dieses machte ihm, wie er selbst sagte, erst rechten Appetit. Zuweilen (und es geschah nicht selten) ließ er eben solche Speisen, und auch eben so viel als er auf der Tafel hatte, zum Fenster hinaus schütten.

Wie sehr unterschieden waren nicht diese Römer von ihren Vorfahren, die eben dasselbe, was ihre Sclaven, aßen; die bey den größten Gastgeboten nichts aufsetzten, als was ihr Garten und Hof lieferten: da hingegen diese Verschwender, derer immer mehr wurden, je mehr die Sitten in Rom verderbt

wurden, zu ihren täglichen Mahlzeiten Erde und Meer erschöpften, und aus den entferntesten Provinzen alles im Ueberflusse kommen liessen.

Tafelgeschirr.

So lange sich die Römer an den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens begnügen liessen, hatten sie nur irdenes und hölzernes Tafelgeschirr. Die alte Einfalt stand damals in Rom noch so in Ehren, daß die Censoren, im Jahre Roms 477. den **P. Cornelius Ruffinus** vom Senate ausschlossen, weil er ein silbernes Tafelgeschirr von ein wenig mehr als funfzehn Mark hatte. Er war schon zweymal Consul und einmal Dictator gewesen. „Glückselige Zeiten! sagte hierbey „Cato von Utica, da noch ein wenig Silber„geschirr als eine Ueppigkeit, die der censori„schen Ahndung unterworfen war, angesehen „wurde.„ Allein, Troz allen Gesetzen, wurde das Silbergeschirr sehr gemein; und man schaffte sich sogar goldenes an.

Sylla hatte silberne Schüsseln, welche zwey hundert Mark wogen. Plinius merket an, daß man ihrer mehr als funfzig von diesem Gewichte in Rom gefunden. Ein Freygelassener Kaisers Claudius, mit Namen Drusillanus Rotundus, ließ eine Schüssel machen, welche fünf hundert Pfund wog: diese stand auf der Tafel mitten unter acht andern funfzigpfündigen; und es war eine beson-

Hist. nat. l. 33. c. 11.

besondere Maschine gemacht, auf welcher sie alle zugleich ankamen.

Kaiser Vitellius ließ für ein einziges Gericht eine silberne Schüssel von so ungeheurer Größe machen, daß er ihr selbst den Namen clypeum Minervæ, das Schild der Minerva, beylegte. Sie zu giessen, mußte ein eigener Ofen gebauet werden. Da er das Einweyhungs-Fest dieser außerordentlichen Schüssel gab, so ließ er darinnen nichts anders auftragen, als Lebern von einem sehr seltenen Fische, Scarrus genannt, Pfau- und Fasangehirne, Zungen von einem gewissen rothen Vogel, den die Alten phoenicopterus nannten, und Milch von Lampreten, die im Carpathischen Meere, zwischen den Inseln Creta und Rhodus, oder auch an den äußersten Spanischen Küsten gefangen wurden. Diese Schüssel ward bis auf Kaisers Adrianus Zeiten als eine Merkwürdigkeit aufbehalten, welcher sie einschmelzen ließ: denn nach des Vitellius Zeiten findet man von einer so ausschweifenden Mode nichts mehr.

Sein Nachfolger, Vespasianus, vertrieb durch sein gutes Beyspiel, die Ueppigkeit eine Zeitlang. Er blieb in seiner ganzen Aufführung bey der Einfalt der Alten, lebte freundschaftlich mit den Senatoren, bat sie zur Tafel, und speiste wieder bey ihnen. Er behielt gewisse Stücke von Familien-Hausrathe, und ließ einen Meierhof in eben dem Stande, wie

er ihn von seiner Großmutter geerbt hatte. An Festtagen trank er aus einer silbernen Schale, welche ihr zugehöret hatte. Sie hatte ihn erzogen; und er ehrte beständig ihr Gedächtniß.

Unter einem Kaiser, der ein so großer Freund von Bescheidenheit und edler Einfalt war, erkühnte sich kein Privatmann, thörichten Aufwandt zu machen. Die Ehrerbiethung gegen den Oberherrn, und die Begierde ihm gefällig zu werden, richteten mehr aus, wie
Ann. l. 3. c. 55. Tacitus sagt, als die Furcht vor Strafen, mit denen die Gesetze bedrohten. Er steuerte auch wirklich in kurzer Zeit allem Unfuge, welchen die Ueppigkeit, dieses eingewurzelte Laster, dem alle Gesetze nicht abhelfen konnten, angerichtet hatte.

Diese gute Ordnung bestand noch unter dem Kaiser Trajanus, welcher sie selbst beobachtete, und allemal etliche der vornehmsten und tugendhaftesten römischen Bürger bey sich zur Tafel hatte. Bey seinen Gastgeboten bewunderte man nicht goldenes und silbernes Geschirr, auch nicht die Vielfältigkeit und Lieblichkeit der Speisen: man liebte nur eine anmuthige Fröhligkeit, vertraute Gespräche, und oftmals gelehrte Unterredungen. Das Beyspiel seiner Mäßigkeit und Sittsamkeit wurde zur Vorschrift; und er wußte mit seiner Sparsamkeit alle diejenigen Unkosten zu bestreiten, die er aus Begierde, seinen Völ-

kern Linderung zu schaffen und sie mit Wohlthaten zu überhäufen, anwandte.

„So stark, spricht Plinius, ist das Bey„spiel des Fürsten. Wir sind wie weiches „Wachs in seinen Händen, und lassen aus „uns machen was ihm beliebt: denn wir su„chen von ihm geliebt und geachtet zu werden. „Aber Fürsten, die ihm nicht gleichen, dürfen „dieses nicht hoffen.„ = • = Und in der That, „so wie Tugend oder Laster belohnet „wird, so werden wir bös oder gut. Nur „wenig Menschen besitzen ein so erhabenes „Gemüth, daß sie das Gute um sein selbst „willen liebten. Die Menge besteht aus „Leuten, die, wenn sie sehen, daß Müssiggang „und Wollust zu denen Ehren gelangt, die „nur der Weisheit und rechtschaffenen Auf„führung gebühren, alsdann nur solche We„ge gehen, die zum Zwecke leiten, und geehrte „Laster nachahmen. Im Gegentheile, wenn „Tugend beym Fürsten gelitten ist, und sich „seine Gnade erwirbt, dann bekömmt sie, „weil ihr die Belohnungen die Hand bieten, „die Macht, so ihr ihre natürliche Schönheit „über die Herzen giebt, wieder.„ Welche Betrachtungen die Wahrheit dieses Verses zeigen:

Paneg. c. 45.

c. 44.

Regis ad exemplum totus componitur orbis,

d. i. wie die Fürsten sind, so werden die Länder.

Getränk, Trinkgeschirr und Gläser. Es war bey den Römern der Gebrauch, das Wasser und den Wein in großen Gefäßen zu haben. Sie hatten auch kleinere, welche cyathus hiessen, womit sie in den grossen einschöpften. Es war dieses eine Art von Bechern, worein ohngefähr anderthalbe Unze giengen. Sie bedienten sich auch der Gläser. Plinius meldet, „daß man unter „der Regierung Kaisers Nero Gefässe und „Schalen aus Glase zu machen anfieng, wel„che dem Crystalle ähnlich waren.„ Diese Gefäße, welche aus Aegypten, und insonderheit aus der Stadt Alexandria gebracht wurden, waren sehr hoch geschätzt und theuer [9]).

Hist. nat. l. 36. c. 26.

Diese Art das Getränk zu schöpfen, und sich hierzu des cyathus oder Bechers zu bedienen,

9) Der Gebrauch des Glases ist, nach des Plinius Berichte am angeführten Orte, sehr alt. Die Erfindung desselben hat man dem Zufalle zu danken. Als einsmals Kaufleute, die durch Phönicien reisten, am Flusse Belus Speisen kochen wollten, und keine Steine fanden, auf die sie die Dreyfüsse hätten setzen können, so kamen sie auf den Einfall, Stücken Salpeter unterzulegen. Diese Materie zerschmolz nebst dem Sande, der dabey lag, rann wie ein Strömlein, und blieb, nachdem sie kalt geworden, durchsichtig: welches den ersten Einfall Glas zu machen gab. Diese Entdeckung soll ohngefähr tausend Jahre vor Christi Geburt gemacht worden seyn.

dienen, kam, wie es scheint, von den Griechen her. Diese brauchten hierzu ein rundes Gefäß, crater genannt, welches breit und tief war, und worein sie den Trank bey Tische gossen. Es war dieses ein Becken, oder vielmehr ein Kessel, und sie mischten darinnen Wein und Wasser: worauf sie den gemischten Wein mit einem großen Löffel in Becher gossen, welche dem römischen cyathus glichen.

Diese Mischung war vor Alters in allen denen Ländern gebräuchlich, wo die Weine stark und hitzig waren; und es geschah nicht allemal zur Sparsamkeit oder zur Gesundheit. Bey Schmausereyen war es nothwendig den Wein mit Wasser zu mischen; und diese Gewohnheit rührte von den morgenländischen Völkern her, welche bey ihren Gastereyen den Wein zuerst mit Wasser vermischet hatten.

Plinius behauptet, in Betrachtung derer vom Romulus angeordneten Libationen, (Tischopfer durch Ausgiessung einiges Weins) und wegen des vom Numa ergangenen Verbothes, Wein auf die Scheiterhaufen der Verstorbenen auszugiessen, daß die Weinberge in diesen Zeiten in Wälschland sehr selten gewesen seyn müssen. In den folgenden Zeiten legte man ihrer mehr an; und vermuthlich hatte man die ersten Weinstöcke aus Griechenland gebracht. Hist. nat. l. 14. c. 22.

Weinbau in Italien.

Die Weine in Italien lockten schon zu des Camillus Zeiten, die Gallier wieder dahin, und machten, daß sie ihr Vaterland verliessen, um sich an der Lust dieses Getränkes, welches neu für sie war, zu ergetzen. Wie bekannt ist, wurde im Jahre Roms 634. unter dem Consul **Lucius Opimius**, eine große Menge des besten Weins erbauet. Die Gegend um Capua allein, gab den Calesischen, den Formianischen, den Cäcubischen, den Falernischen und den Massischen Wein.

Der Falernische Wein wurde am höchsten geschäzt. Er war sehr herb und stark, und mußte wenigstens zehen Jahre liegen, ehe er trinkbar wurde. Um ihn zu mildern, mischte man Honig, oder auch Wein aus Chio darein. Alle diese Weine herrschten nicht lange. Es vergiengen kaum hundert Jahre, so kamen sie in Verachtung, weil die Winzer und Besitzer, theils aus Nachläßigkeit, theils aus Geiz und Begierde nach dem Gewinnste nur darauf bedacht waren viel Weine zu verkaufen, ohne sich um die Güte zu bekümmern. Und eben dieses war Ursache, daß eine allzugroße Menge Weinberge in Italien angeleget wurde, und daß man hingegen den Ackerbau liegen ließ.

Diesem Ueberflusse abzuhelfen, befahl Kaiser **Domitianus**, die Weinberge in den Provinzen bis auf die Hälfte eingehen zu lassen;

sen; und in Italien keine neuen mehr anzulegen. Suetonius meldet, er habe über seinem Befehle nicht gehalten; und man ersieht auch aus dem Philostratus, daß er Asien davon ausgenommen. Man glaubt, daß er ihn deßwegen wiederruffen, weil man eine Menge Zettel mit zweenen griechischen Versen ausgestreuet hatte, in welchen auf seinen gewaltsamen Tod gezielet wurde, ohngefähr dieses Inhalts: Troß allem, was der Kaiser thun könne, würde zum Opfer, bey dem er aufgeopfert werden würde, doch allemal noch Weins genug vorhanden seyn. In vit. Domit. l. 14.

Etliche andere Autoren behaupten dagegen, es sey dieser Befehl des Domitianus in den meisten abendländischen Provinzen bis auf den Kaiser Probus in Kraft geblieben. Dieser Kaiser (und er ahmte hierinnen dem Annibal nach, welcher seine Soldaten in Africa Oelbäume pflanzen ließ, damit sie nicht aus Müssiggang Aufruhr anfangen möchten,) ließ, nach etlichen Kriegen, sein Kriegsheer auf den Hügeln in Gallien, in Pannonien und in Mösien, Weinberge anlegen, und gab sie hernach den Einwohnern, um sie weiter zu bauen. Er erlaubte auch den Galliern, den Spaniern und den Pannoniern neue, so viel sie selbst wollten, anzulegen: Folglich kann man sagen, daß Frankreich, Spanien und

Ungarn ihren Weinbau dem Kaiser Probus zu danken haben [10]).

Ausschweifungen im Weine. In den ersten Zeiten durften junge Leute nicht vor dem dreyßigsten Jahre Wein trinken. Den Frauenspersonen war er gänzlich untersaget; und ihre Verwandten durften sie umarmen, um zu spühren, ob sie nach Weine röchen. Auf solchen Fall hatten ihre Männer und Verwandten das Recht sie zu bestrafen.

Hist. nat. l. 14. c. 22. Allein, sobald die Römer Wein im Ueberflusse hatten, so verlohr sich diese Mäßigkeit. Plinius gedenket gewisser Säufer, die, wenn sie einen Rausch ausgeschlafen hatten, sogleich einen Becher nach den andern, und fast ohne Oden

10) Ich kann hierbey nicht unangemerkt lassen, daß es ehemals in Italien gewöhnlich war, gleichwie es auch itzt noch in Umbrien ist, die Weinstöcke an Bäume, sonderlich an Pappelbäume zu ziehen, so daß sie bis an den höchsten Gipfel hinan liefen. Auf diese Gewohnheit beziehen sich folgende drey Redensarten, die man beym Horaz findet. Er sagt nämlich: man verheyrathet die Bäume mit Weinstöcken: adulta vitium propagine altas maritat populos. *Epod.* 2. Er nennt diese Bäume verwitwet, wenn sie keine Weinstöcke mehr an sich haben: vitem viduas ducit ad arbores. *Od.* 5. *lib.* 4. Er nennt auch solche Bäume unverheyrathet, welche niemals Weinstöcke an sich gehabt haben: platanus cælebs evincet ulmos. *Od.* 15. *lib.* 2.

Oden zu schöpfen, ausleerten; die mit dem Saufen so sehr prahlten und so begierig soffen, daß sie den Wein auf der Stelle wieder von sich geben mußten: und dieses thaten sie, in einem Sitzen, etlichemal nach einder.

Von dieser Art war Marcus Antonius, welcher von seinen Sauf-Siegen ein Buch geschrieben hatte; und der junge Cicero, der durch die große Menge Weins, die er auf einmal gesoffen hatte, berühmt wurde: „nicht anders, „spricht Plinius, als hätte er dem Mörder „seines Vaters, dem Marcus Antonius, die „Ehre, der größte Säufer im römischen Rei„che zu heissen, streitig machen wollen.„

Selbst die Frauenspersonen trieben solche Ausschweifungen ohne alle Scheu. Seneca sagt: „Ihre schwache und zärtliche Leibesbe„schaffenheit ist noch die vorige; aber ihre „Sitten haben sich geändert. Sie halten „es sich für eine Ehre, im Weintrinken eben „so sehr als die stärksten Männer auszu„schweifen; sie bringen, gleich ihnen, ganze „Nächte bey der Tafel zu; sie fordern sie, „mit einer Schale voll Weins in der Hand, „zum Trinken auf, und suchen sie noch zu „übertreffen.„ Epist. 95.

So gut nun auch die wälschen Weine waren, so wollten die Römer doch griechische haben, und sonderlich aus Chio. Diese wa- Griechische Weine.

ren so theuer, daß man anfangs bey den prächtigsten Gastereyen, nur zum Beschlusse, ein jeder ein Glas trank.

Es währte aber nicht lange, so gieng man auch mit diesen Weinen verschwenderisch um. Lucullus, da er aus Asien zurück kam, und bey seinem Triumphe dem ganzen Volke eine Gasterey gab, ließ mehr als hundert tausend Fäßlein griechischen Weines austrinken. Cäsar, da er einst, innerhalb einem Monathe, vier Triumphe hielt, schenkte dem Volke nicht nur viel Korn, Oel und Geld, sondern gab ihm auch ein Gastgebot, bey welchem zwey und zwanzig tausend Tafeln, auf öffentlichen Gassen, kostbar bedienet, und Falerner auch Chio-Weine getrunken wurden.

Andere Getränke und vermischte Weine.

Ausser den Weinen hatten die Römer noch andere Getränke. Plinius sagt, daß man zu seiner Zeit über zwey hundert Arten von allerley Weintränken gehabt. Er gedenket auch einer Gattung Biers, welches aus allerley Getreide, durch Gährung in Wasser, gemacht wurde. „Man sehe doch, spricht „er, wie sinnreich die Wollust ist! Man hat „versuchet, das Wasser so anzurichten, daß „es die Wirkung des Weins thun könne.„ Sie hatten auch Mischungen von Wein, Honig, Mastix, Wermut, Saffran, Myrrhen u. d. m. Der Myrrhen-Wein, vinum myrrhatum, in welchem die Myrrhen vorschmackten, war am meisten beliebt.

Hist. nat. l. 14. c. 22.

Ihre

Ihre Gewohheit, die Weine sehr alt werden zu lassen, ist bekannt. Zur Zeit des ältern Plinius hatte man noch Weine vom Consulate des L. Opimius her, und man nennte diese Art Opimianischen Wein, vinum Opimianum. Weil er fast zwey hundert Jahre gelegen hatte, so war er beynahe so fest wie Honig geworden, und hatte eine solche Bitterkeit angenommen, daß man ihn mit vielem Wasser vermischen mußte. Insgemein brauchte man diese Weine nur, andere damit zu erhöhen, indem man ein wenig darein goß. Der Preiß solcher Weine war unmäßig groß. Der P. Harduin zeigt aus dem Plinius, daß eine Unze ohngefähr sechs und neunzig Livres (28 Thlr.) gegolten.

Alte Weine.

Lib. 14. c. 4.

Sie erhielten die Weine in Gefäßen, fast wie Urnen gestaltet, welche sie mit Mastix und Peche verstopften, und nicht ganz voll füllten, damit die Gefäße nicht zerspringen möchten. Aussen schrieben sie das Jahr des Consulats an, um das Alter des Weins zu wissen.

Weingefäße.

Diese Gefäße waren von unterschiedener Größe. Einige hielten ein ganzes Juder. Im Keller setzten sie eins über das andere; einige hiengen sie an die Mauer; andere setzten sie in die Erde, oder mauerten sie ein. Man pflegte auch Wein auf den Oberboden des Hauses zu setzen, weil sie glaubten, daß die Luft den Wein länger erhielte. Den Wein zu verführen, bedienten sie sich der

Schläuche,

Schläuche, indem ihnen die Fässer unbekannt waren. Wie man glaubt, hat man den Galliern, welche am Flusse Po wohnten, die nützliche Erfindung der Fässer zu danken.

Weinlese. Die Weinlese hielt man insgemein im September; und dabey stellte man allerley Lustbarkeiten an. In dieser Zeit feyerte man das Wein-Fest, vinalia, bey welchem man dem Jupiter die Libationen oder Opfer vom ersten neuen Weine brachte. Die Weinlese selbst geschah fast eben so wie bey uns: man las die Trauben aus, und man trat sie. Der Saft rann in ein großes Gefäß, lacus genannt. Hernach preßte man die Trestern, um das Beste heraus zu bekommen, welches man unter den Most goß. Die sauren Trauben warf man mit den gepreßten Trestern in Wasser, woraus ein Trank für die Sclaven und Tagarbeiter gemacht wurde. Ferner seigte man den Wein durch gewisse Säcke, oder durch Binsenkörbe, damit er nicht so hitzig bliebe und eher gut würde [11]).

Auch bey Tische goß man den Wein durch Trichter. Um ihn frisch zu machen, legte man

11) Dieses hieß vinum castrare, (gleichsam die Geilung benehmen); und der durchgesiehene Wein hieß vinum saccatum, weil das Tuch, durch das man ihn seigte, saccus, ein Sack, genennt wurde.

man Stücken Eis oder Schnee hinein [12]), oder man warf ihrer auch in die Trinkschalen. Der jüngere Plinius schreibt an einen Freund, den er zu Gaste bat, er liesse Honigwein und Schnee bereit halten. Vor dieser Zeit war es der Gebrauch, das Wasser, sowohl im Sommer als im Winter, laulicht zu trinken [13]).

Wenn das Nachessen mit dem Confecte vorbey war, so giengen die Frauenspersonen mit den Kindern von der Tafel ab, wenn nämlich ein Schauspiel folgte, das der weiblichen Zucht unanständig war: Denn man muß wissen, daß dieser Theil des Tages nicht bloß mit Essen und Trinken abgieng.

Bald

12) Bey den Griechen hiessen diese Trichter ἠθμοι, und bey den Lateinern cola vinaria: sie waren von Kupfer oder anderm Metalle. Diese Art den Wein durchzuseihen war in den morgenländischen Gegenden, und in Judäa gebräuchlich, um nicht Ungeziefer einzuschlucken. Hierauf zielt der Heiland, wenn er Matth. 23, 24. zu den Schriftgelehrten und Pharisäern sagt: „Ihr verblendeten Leiter, die ihr „Mücken seiget, und Kamele verschlucket!„ Es war dieses ein Sprüchwort wider diejenigen, die sehr genau über Kleinigkeiten hielten, und wichtige Dinge nicht achteten.

13) Die Alten hatten auch Eisgruben. Chares, von Mytilene, sagte in seiner Lebensbeschreibung Alexanders des Großen, welche A. Gellius, Athenäus und Plutarchus anführen, daß dieser Herr die Eisgruben erfunden habe.

Schauspiele und Musiken. Bald nach der Wiederherstellung der Republik kam der Gebrauch auf, das Lob großer Männer unter Musik von Flöten und Leyern abzusingen. Kaum aber hatten die Römer Asien unter sich gebracht, so ergetzte man sich nach dem Essen an Stocknarren, an Possenspielern, an Weibespersonen, welche Musik machten und tanzten, und an Pantomimen. Diese Lustbarkeiten waren so sehr gewöhnlich, daß ohne dieselben keine ansehnliche Gasterey gegeben werden konnte.

Seneca macht, in seinem Tractate vom glückseligen Leben, folgende Abschilderung von einem Wollüstler. „Sieh dort einen Apicius auf dem Bette, mit Rosen auf dem „Haupte, wie er die Pracht seiner Tafel be„trachtet. Er ergetzt sein Gehör an der lieb„lichsten Musik; seine Augen an bezaubernden „Schauspielen; den Geruch an den vortreff„lichsten Salben; und den Geschmack an den „ausgesuchtesten Speisen.„ Es wurde sogar gewöhnlich, Klopffechter bey der Tafel anzusehen: und diese barbarische Belustigung, bey welcher Menschenblut floß, war für die Römer, mitten unter Festen und Freuden, ein angenehmer Anblick.

Lotterien. Wenn die Kaiser (zuweilen auch große Römer) Gasterey gaben, so liessen sie vielmals eine Lotterie ziehen, zu der sie die Loose den Gästen umsonst gaben, und auf jedes

Loos etwas gewinnen liessen. Heliogabalus ergetzte sich an solchen Lotterien, in denen ein Theil der Loose ansehnliche Gewinnste, und ein anderer Theil kleine oder gar lächerliche Gewinnste erhielt, z. E. zehen Kameele, zehen Fliegen, zehen Pfund Gold, zehen Pfund Bley, zehen Straussen, zehen Eyer ꝛc.

Die Lotterien waren damals Gnadengeschenke.* Wenn die Kaiser dergleichen anstellten, so liessen sie unter das Volk kleine Kugeln werfen, auf welchen der Gewinnst geschrieben stand. Wer eine solche Kugel auffieng, der ließ sich im kaiserlichen Schatze die Summe auszahlen. Anstatt der kleinen ehernen Münzen, die auch zuweilen unter das Volk ausgeworfen wurden, und welche missilia hiessen, ließ Kaiser Nero Gold, Silber und Edelgesteine auswerfen. Zum Beschlusse der Spiele, (oder Lustbarkeiten) die er dem Volke gab, ließ er jedesmal Lotterien anstellen, in welchen Korn, Wein, Zeuge, Gold, Silber, Edelgesteine, Schildereyen, Sclaven, Thiere, allerley Vögel u. d. m. die Gewinnste waren; endlich sogar Schiffe, Häuser und Güter.

Zwischen einer jeden Tracht bey der Tafel, und nach Endigung derselben, spielte man mit Würfeln und Beinchen, welche schon zu Zeiten der Republik im Gebrauche waren. Denn obwohl das Spielen durch römische Ge-

Würfel- und Beinchenspiele.

Gesetze, ausgenommen in dem Saturnus-Feste [14]), oder Saturnalien, untersaget war, so ward doch nicht immer darüber gehalten; wenigstens galten sie nur an öffentlichen Oertern, und wenn Unordnung daraus entstand. Cato, der ältere, war der Meynung, es schickte sich das Spielen für alte Leute gar wohl. Der Rechtsgelehrte Scävola liebte es auch sehr.

Das gewöhnlichste Spiel war mit dreyen Würfeln, welche eben die viereckichte Gestalt wie unsere hatten. Sie hiessen tesseræ. Wer die meisten Augen warf, der gewann was auf dem Spiele stand. Der beste Wurf waren alle drey Sechsen: dieser hieß Venus. Der

14) An diesem Feste stellte man in allen Dingen eine Aehnlichkeit mit derjenigen Gleichheit unter den Menschen vor, welche in den Zeiten des Saturnus war, da nämlich die Menschen nur nach den Gesetzen der Natur, und ohne Unterschied des Standes lebten. Die Gewalt der Herren über ihre Sclaven hörte in diesen Tagen auf, und sie speisten mit einander. Die Sclaven durften sagen was sie wollten. Die Herren machten sich ein Vergnügen daraus, die Kleider der Sclaven anzuziehen, nnd ihre Personen vorzustellen. Die Bildsäule des Saturnus, welche im ganzen Jahre mit wöllenen Bändern gebunden war, vermuthlich zum Andenken seiner Gefangenschaft, darein ihn Jupiter und die Titanen brachten, wurde, so lange die Saturnalien währten, losgebunden:

Der schlechteste Wurf waren die drey As, welche canes (die Hunde) hiessen.

Das Spiel, duodena scripta, war eine Art des Tricktrack. Die Tafel, auf welcher gespielet wurde, war viereckicht, und mit zwölf Linien abgetheilt, auf welche man die Bretsteine setzte, nach Anzahl der Augen, so viel man deren warf. Diese Steine waren von Gold, von Silber, oder von Glas, funfzehn an der Zahl, und von zweyerley Farben. Sie hiessen calculi, (Steine, wie bey uns).

Wenn man einen Stein gezogen hatte, und man bemerkte, daß man sich zum Schaden gesetzt hatte, so konnte man, mit Genehmhaltung des Gegenspielers, einen andern Wurf thun. Mitten durch alle zwölf Linien gieng

den: entweder zum Anzeichen seiner Befreyung, oder als ein Sinnbild der Freyheit, welche in dem goldenen Weltalter, gleichwie auch in diesen Festtagen herrschte. Es wurden in denselben mancherley Lustbarkeiten angestellet. Die Römer trugen keine Togen, sondern liessen sich öffentlich in Tischkleidern sehen. Sie schickten einander Geschenke zu. Die Glücksspiele, die sonst jederzeit verbothen waren, wurden erlaubt. Es ward keine Senatsversammlung auch kein Gericht gehalten. Die Schulen waren zugeschlossen. Es hieß auch eine böse Vorbedeutung, in diesen Freudentagen einen Krieg anzufangen, oder einen Uebelthater mit Strafen zu belegen.

eine Querlinie, welche linea sacra (die heilige Linie) hieß, über die man nicht spielte, ausgenommen wenn man dazu gezwungen wurde. Wenn die Steine auf die letzte Linie gekommen waren, so war man ad incitas redactus: und daher wurde diese Redensart sprüchwortsweis gebraucht, wenn man sagen wollte: er ist aufs äusserste gebracht, oder, es ist aus mit ihm.

Die Beinchen, tali, konnten schwerlich anders als auf ihren vier ebenen Seiten stehen bleiben, weil die zwo übrigen allzu rund waren. Inzwischen war es doch nicht ganz unmöglich; und ein Wurf, wenn ein solcher Fall vorkam, hieß talus rectus (der geradstehende). Man spielte gewöhnlichermassen mit vier solchen Beinchen. Der beste Wurf, welcher, wie bey den Würfeln, Venus hieß, war, wenn alle vier unterschieden waren; der schlechteste waren die vier As, und dieser hieß damnosi canes, (die schädlichen Hunde). Betrug im Werfen zu meiden, hatten sie gewisse Becher, aus denen man sie warf: diese waren rund, mit engen Hälsen, in Gestalt der Thürmlein, unten breiter als oben; und inwendig waren Stuffen, von welchen die Beinchen zurücksprangen, ehe sie auf die Tafel geworfen wurden [15].

15) Das Geräusch, so daraus entstand, war Ursache, daß ein solcher Becher fritillus hieß, (von

Die Begierde zum Spielen stieg unter den Kaisern sehr hoch, und sie gaben selbst Beyspiele dazu. Juvenalis schilt auf diejenigen, welche sich dadurch arm machten. Nero setzte auf einen Wurf vier hundert tausend Sesterzien, (ohngefähr 50,000 Livres, oder 14,000 Thlr.). Claudius hörte fast nicht auf zu spielen, und that es sogar wann er fuhr. Ausschweifung im Spielen.

Man hat auch dem Augustus die Spielsucht vorgerückt. Im Suetonius findet man ein Sinngedicht, welches auf die Zeit des Kriegs in Sicilien wider den Sex. Pompejus abzielt: In vit. Aug. c. 71.

Postquam bis classe victus naves perdidit,
Aliquando ut vincat, ludit assidue aleam.

d. i. „nachdem Octavianus zweymal zur See „überwunden worden, und die Schiffe verlohren hat, so will er doch zuweilen gewinnen, und spielt also beständig mit Würfeln.„ Allein, er machte sich wenig aus diesen Vorwürfen, weil er das Spiel bloß als einen Zeitvertreib brauchte, wie sein Verhalten dabey zeiget.

Man ersieht solches aus etlichen Fragmenten seiner Briefe, die Suetonius anführt.

(von fritinnio, klirren): er hieß auch turris, turricula, arca, pyrgus, phymus.

In einem schrieb er an den Tiberius: „Wir „haben das Fest der Minerva recht angenehm „zugebracht: wir haben alle Tage gespielt; „und es ist bey unserm Spielen sehr hitzig „hergegangen. Dein Bruder hat lautes „Geschrey dabey erhoben. Beym Schlusse „der Rechnung hatte er doch wenig verlohren, „denn er erholte sich nach und nach wieder, „obgleich seine Sachen im Anfange sehr schlecht „standen. Was mich betrifft, ich habe „zwanzig tausend Sesterzien verlohren; aber „bloß weil ich, nach meiner Gewohnheit, im „höchsten Grade freygebig war. Denn wenn „ich mich hätte richtig bezahlen lassen, und „wenn ich das, was ich einem jeden geschenket, für mich behalten hätte, so würde ich „bis auf funfzig tausend Sesterzien gewonnen haben.„

Das Spielen war bey klugen und gesetzten Leuten nur eine unschuldige Erquickung. De off. l. 1. c. 29. „Die Natur, spricht Cicero, erfordert von uns „eine ehrbare und ernsthafte Aufführung, und „gebeuth uns Beschäfftigungen, die wichtiger „als Spiele und Ergetzungen sind. Nicht „als wären sie uns niemals erlaubt; aber „man muß sie nur wie den Schlaf und andere nöthige Erquickungen brauchen, und „nicht eher als bis man ernsthaften Verrichtungen eine Gnüge gethan hat. Ferner „muß man sich hüten, daß beym Spiele keine

„Hitze,

„Hitze, keine Uebermaaße, nichts niederträch-
„tiges und einem ehrlichen Manne unan-
„ständiges vorfalle. Denn da wir gar den
„Kindern nicht alle Spiele erlauben, sondern
„nur solche, die mit der Ehrbarkeit bestehen
„können, wie sehr haben wir uns nicht in
„Acht zu nehmen, daß wir die Ehrbarkeit
„nicht überschreiten?„

Plinius redet in einem Briefe an den Cornelianus, von Ergetzungen, die ruhiger als selbst die mäßigsten Spiele sind. Nachdem er diesem Freunde von denen Angelegenheiten, die der Kaiser Trajanus zu Centumcellä vollendet hatte, Bericht abgestattet, so sagt er: „Du siehst also, wie gut und ernsthaft wir „diese Tage zugebracht haben; aber unsere „Geschäffte giengen auch nicht ohne Erquickun-„gen ab. Wir hatten alle Abende die Ehre „mit dem Kaiser zu speisen. Er bewirthete „uns nur mäßig, wenn man erwägt, wer der „Hausherr war. Des Abends hatten wir „zuweilen Musik und Schauspiele; zuweilen „ergetzten wir uns auch an anmuthigen Er-„zählungen, die wir einander machten: wel-„che Ergetzungen uns eben so viel oder wohl „mehr Vergnügen machten, als wenn wir „einen Zeitvertreib gesucht hätten, der kost-„barer, und vielleicht nicht so anmuthig für „uns gewesen wäre.„

Lib. 6. ep. 31.

Was aber dieser Autor von dem ältern Plinius, und Cornelius Nepos von dem At-

Vorlesungen beym Essen.

ticus erzählet, solches zeiget noch deutlicher, wie einige Römer gewohnt waren, sich an der unschuldigen Lust des Essens zu begnügen, und die Zeit, so darüber verfloß, aufs beste zu nützen, anstatt daß die meisten andern diese Zeit mit Schwelgerey zubrachten. Plinius ließ sich allzeit beym Abendessen Bücher vorlesen, und alles, was ihm am besten gefiel, aufzeichnen. Wann Atticus speiste, so hörte man anstatt der Comödien- und Possenspieler, und anstatt aller Lustigmacher, nur einen Leser, welcher jedesmal anmuthige und lehrreiche Sachen vorlas: und so fand der Verstand, mit dem Leibe zugleich, seine Nahrung. Lampridius meldet, es sey bey des Kaisers Alexander Severus Tafel das Vorlesen aus einem Buche, oder auch ein gutes Gespräch zwischen seinen gelehrten und tugendhaften Gästen, die vornehmste Ergetzung gewesen. Er war ein Feind von aller Ueppigkeit, und seine Tafel wurde mäßig und nach einer stets gleichen Vorschrift bestellt. Brod, Wein, Fleisch, und alle Eßwaaren, hatten ihre gewisse Taxe. Er bediente sich niemals eines goldenen Tafelgeschirres. Sein Silbergeschirr wog nicht mehr als zwey hundert Pfund, oder nach unserm Gewichte, nicht über drey hundert Mark: so daß er, wenn man erwäget, daß er Kaiser war, die alten republicanischen Gesetze, welche einem Bürger hundert Pfund erlaubten, nicht viel übertrat. Lustspiele sah und hörte man niemals

niemals bey seiner Tafel; wenn er aber zuweilen ein ergezliches Schauspiel haben wollte, so ließ er, anstatt blutige Gefechte anzustellen, kleine Hunde herbeybringen, welche sich mit Spannferkeln beissen mußten, oder auch junge Hähne, die sich mit Rebhünern zerbissen. Er ließ auch manchmal kleine Vögel im Speisesaale herumfliegen.

Mitten unter solchen Ergezungen tranken die Gäste einer auf des andern Gesundheit, auch auf ihrer Freunde und Geliebten ihre [16]. Sie tranken auch ausgebrachte Gesundheiten herum; wobey das Trinkgeschirr von der ersten bis zur letzten Person, aus einer Hand in die andere gieng. Herumtrinken bey Tische.

Dieser Gebrauch kam von den Griechen her. Athenäus nennt es ἐν κύκλῳ πίνειν; und Pollux κυλέκας ἐν κύκλῳ ἐπιελάυνειν, (d. i. im Kreise herumtrinken, oder den Becher herumgehen lassen). Plutarchus erzählt folgendes. Als einst die sieben Weisen Griechenlandes bey dem Corinthischen Tyrannen Periander, nebst noch vielen andern zur Tafel waren, so brachte Periander eine Gesundheit in seinem Becher aus. Da er nun beym In conviv. sept. sap.

 Chilo,

16) Beym Gesundheit-Trinken bedienten sie sich dieser Worte, propino tibi; bene tibi; bene illi; bene tali, ζησείας u. a. m. (d. i. ich bringe es dir; wohl dir; wohl jenem; du sollst leben.)

Chilo, beym Bias und beym Thales, ein wenig lange stehen blieb, so sagte ein Gast mit bitterer Spötterey: „Die Herren Weisen „wollen es mit Perianders Becher vielleicht „eben so machen, wie sie es mit dem Gefäße „des Batikles gemacht haben: denn sie geben es recht mit Fleiß einer dem andern, da„mit er nicht an uns kommen soll.„

Dieser Batikles, da er ein sehr kostbares Gefäß erbte, wollte es dem Weisesten in Griechenland schenken. Man brachte es auf seinem Befehl dem Thales; der es aber einem andern, dieser dem dritten, u. s. w. zuschickte: der letzte schickte es wieder zum Thales. Hierauf widmete er es dem Delphinischen Apollo, und setzte diese Worte darauf: **Thales, Sohn des Examius von Miletus, weyhet dem Apollo dieses Gefäß, dessen er zweymal für werth ist erkannt worden**[17]. Man tadelte bey dieser Gelegenheit die

17) Eben diese Begebenheit soll Ursache gewesen seyn, wie einige Autoren melden, daß diese sieben Griechen vorzüglich die sieben Weisen genannt worden. Andere erzählen die Sache folgendergestalt. Als einst etliche Fischer in der Insel Cos ihre Netze ins Meer geworfen hatten, so kamen Bürger aus Miletus dazu, und kauften den Fischern den ersten Zug noch im Wasser ab. Da das Netz gezogen war, so fand sich darinnen zum größten Erstaunen ein goldener Dreyfuß, und zwar eben der, welcher

die sieben Weisen, (und eben hierauf zielte die Spötterey an Perianders Tafel,) daß sie einander auf eben die Art geschmeichelt hätten, wie listige Hofleute zu thun pflegen, welche nur loben um gelobet zu werden, und ohne diese Hoffnung nur allzeit tadeln würden, wie es ihre Neigung mit sich bringt.

Nach dem Abendessen folgte insgemein noch eine besondere Collation, welche comessatio hieß, vom griechischen Worte κώμος, (Land= Collation nach dem Abend=essen.

cher der schönen Helena zugehöret hatte, die ihn vermuthlich, nach des Paris Tode, da sie ihrem Gemahle Menelaus folgen mußte, hier ins Meer geworfen hatte. Hierüber entstand nun ein großer Streit, doch erst nur zwischen den Fischern und diesen Bürgern von Miletus. Die ersten sagten, sie hätten nur die Fische, die sie im Netze fangen würden, in voraus verkaufet; die letztern aber, weil keine Ausnahme gemacht worden war, suchten sich die Zweydeutigkeit zu nutz zu machen. Zuletzt mischten sich die Völker von beyden Theilen in den Streit; und es wäre gewiß Blut darüber vergossen worden, wenn nicht das Delphinische Orakel, da es befraget wurde, den Ausspruch gethan hätte, es sollte der Dreyfuß dem Weisesten in Griechenland geschenket werden. Zuerst bekam ihn Thales: dieser schickte ihn dem Bias; dieser dem Pittacus; dieser dem Solon; dieser dem Cleobulus; dieser dem Myso; dieser dem Chilo; und Chilo schickte ihn wiederum dem Thales, welcher den Dreyfuß dem Apollo widmete.

(Landgut) weil die ältesten Römer, welche lieber auf den Landgütern als in der Stadt wohnten, einander daselbst oft bewirtheten. Zuweilen begab man sich auch in ein anders Zimmer; und nicht selten brachte man die ganze Nacht mit Fressen und Saufen zu.

Zu eben der Zeit, da man zu Rom auf eine Verbesserung der Sitten bedacht war, brachte Kaiser Tiberius zween ganze Tage und zwo Nächte mit dem Pomponius Flaccus und Lucius Piso bey der Tafel zu. Er belohnte hernach diese seine Schmauß-Kameraden, und machte den einen zum Statthalter in Syrien, den andern zum Präfectus der Stadt Rom. Er scheuete sich sogar nicht, in ihren Bestallungsbriefen die Ursachen warum er ihnen diese Aemter gab, sehen zu lassen: denn er nannte sie lustige Freunde und Freunde zu jeder Stunde. Seneca saget von ihm, er habe sich in seinem Leben ein einzigesmal betrunken, denn er sey von der Zeit an, da er es zuerst gethan, niemals wieder nüchtern geworden. Er brachte den größten Theil der Nächte bey Tische zu, und schlief bis an den Mittag: dieses war sein frühester Morgen. Cossus, der auch unter dem Tiberius Präfectus in Rom war, (nicht anders als ob dieser Kaiser eine recht zärtliche Liebe für alle Weinsäufer gehabt hätte,) schlief sehr oft in der Senatsversammlung so fest ein, weil er allemal von der Tafel dahin gieng,

daß

daß man ihn heraus tragen mußte, ohne daß er darüber aufgewachet wäre.

Cato war, wie Plutarchus meldet, erst viel Jahre sehr mäßig, und pflegte nur einen Trunk nach der Mahlzeit zu thun; aber allmälig gewöhnte er sich an, lange Tafel zu halten, und nicht selten bis an den Morgen dabey zu sitzen. Seine Freunde entschuldigten ihn damit, weil er den ganzen Tag an Regierungsgeschäfften unermüdet arbeitete, so könnte er nur bey Nachtzeit des angenehmen Umganges geniessen.

Da ein gewisser Memmius in einer Gesellschaft dem Cato vorrücken wollte, daß er ganze Nächte beym Trunke zubrächte, so nahm sich Cicero seiner an und antwortete diesem Censor: „Du kannst ihm doch wenigstens nicht vorwerfen, daß er ganze Tage „mit dem Würfelspiele hinbringe.„ Aber diese schon an sich selbst schwache Schutzrede verlohr vollends alle Kraft, wenn es wahr ist, daß Cato sich gar besoff. Cäsar erzälte, daß er einsmals am früheſten Morgen von etlichen gemeinen Bürgern, die gewöhnlichermaßen den Morgenbesuch bey großen Männern abstatten wollten, an einem Eckhause betrunken gefunden worden wäre, welche ihm das Gesicht bedecket, und sich nicht wenig geschämet hätten. „Es schien, sprach „er, als hätten sie nicht den Cato, sondern

„als

„als hätte er sie, in solchen Umständen an„getroffen.„

Lib. 3. ep. 12. Plinius macht hierüber die gegründete Anmerkung, daß Cäsar seinen Feind durch diese Betrachtung sowohl gelobet als getadelt habe. Inzwischen ist es gewiß, daß dieses Laster die Gravität einer Person, wie Cato war, sehr verunzierte. Es ist in der That ein schlechter Gedanke, und welcher der Moral ganz zuwider ist, wenn Seneca, der übertriebne Lobredner, und, fast möchte ich sagen, Anbether des Cato, zu behaupten suchet, man könne eher die Trunkenheit zur Tugend, als den Cato lasterhaft machen. De tranq. anim.

Man beschloß die Mahlzeiten eben so, wie man sie angefangen hatte, nämlich mit Libationen und mit Gebethern. Man that gute Wünsche für das Wohlergehen des Hauswirthes, indem man auf seine Gesundheit trank; und unter der Regierung der Kaiser brachte man auch ihre Gesundheit aus. Dieser Abschieds-Trunk hieß poculum boni Genii, (der Becher des guten Genius) und man rief dabey ζησειας, er lebe. Hierauf wusch man sich wieder die Hände, und zwar mit einer Art Teiges, den man hernach den Hunden hinwarf.

Der Hausherr gab einen Theil der übrigen Speisen den Sclaven. Weil aber manches weder zum Verschenken noch zum Aufheben diente, so verbrannte man es: und dieses war

wieder

wieder eine Art Opfers, welches protervia hieß. Deßwegen sagte Cato von einem Schlemmer, der erst sein ganzes Vermögen durch die Gurgel gejaget, und zuletzt aus Verzweiflung sein eignes Haus angezündet hatte: „er habe alles nach der gewöhnlichen „Ordnung gethan,„ (d. i. verbrannt was er nicht essen konnte): proterviam fecit.„

Zuletzt, wann die Gäste Abschied vom Wirthe nahmen, gab er einem jeden ein Geschenk: diese hießen apophoreta. Von solchen will ich zwey Exempel anführen, wovon eins wunderlich und grausam, und das andere ungemein verschwenderisch ist. Geschenke an die Gäste.

Das erste ist vom Kaiser Domitianus. Bey den Lustbarkeiten, die er wegen seines Triumphs über die Dacier anstellte, die er aber nicht überwunden hatte, bat er die vornehmsten Senats-Herren und Ritter zu sich. Man führte sie in einen Saal, der oben und unten, und an den Wänden schwarz ausgeschlagen war; auch die Betten waren schwarz gemahlt und ohne Küssen. Sie legten sich, und ein jeder Gast fand eine kleine Säule vor sich, von der Art, wie man auf den Gräbern aufzurichten pflegte. Auf dieser Säule stand der Name desjenigen, für den sie aufgestellt war, und an derselben hieng eine Todenlampe. Keiner durfte sich von seinen Leuten bedienen lassen, sondern es geschah von nackenden Jungen, die am ganzen Leibe schwarz ge-

färbet waren, und welche die abgeschiedenen Seelen vorstellen sollten. Diese hielten erst rings um die Tafel einen schrecklichen Todentanz, und traten hernach neben die Gäste, die ein jeder bedienen sollte. Man trug keine andere Speisen auf als solche, wie man bey Leichenbegängnissen den Todten opferte. Die Schüsseln, und das Tafelgeschirr, alles war schwarz, und schien nichts als trauriges anzukündigen. Es gieng alles so still zu, wie im Grabe. Der einzige Domitianus sprach mit der Gesellschaft, aber nur von Todten und von Mordgeschichten.

Es ist leicht zu erachten, welches Schrecken alle diese Anstalten in den Gemüthern erregten, da sie wußten, wie grausam der Kaiser war. Ein jeder meynte, daß seine letzte Stunde erschienen sey. Endlich ließ er sie nach Hause bringen; aber nicht etwa von ihren Bedienten, sondern von fremden Leuten, welche sie nach Hause fuhren. Als sie da waren, fiengen sie an sich zu erholen; aber plötzlich wurde bey einem jeden ein Bothe vom Kaiser angemeldet. Itzt meynten sie, der würde ihr Todesurtheil bringen. Der Kaiser schickte ihnen alles, was auf der Tafel gestanden hatte: einem z. E. eine von den Säulen, welche von Silber waren; dem andern ein silbernes Geschirr u. s. w. und bey diesem Geschenke befand sich auch das Kind, das einen jeden bedienet hatte, aber nicht mehr

in

in so trauriger Gestalt, sondern aufs schönste geputzt.

Als Cleopatra zu Tarsus dem M. Antonius und seinem Gefolge etliche prächtige Gastgebote angestellet hatte, welche jedesmal in einem ganz neuen Geschmacke waren, so schenkte sie diesem Feldherrn, so oft sie ihn zu Gaste gehabt hatte, das mit Edelgesteinen besetzte Tafelgeschirr, und alle purpurne mit Gold gestickte Tapezereyen, die bey der Tafel gebraucht worden waren. Seinen Freunden (und es waren ihrer nicht wenig, weil allzeit an zwölf Tafeln gespeiset wurde,) schenkte sie die Tischbetten, auf denen sie gelegen hatten, und die goldenen Gefäße, in denen ihnen die Speisen waren vorgesetzet worden. Wenn sie fortgiengen, bekamen allemal die Vornehmsten Sänften mit Trägern; die Geringern, kostbar aufgezäumte Pferde; und ein jeder einen jungen Mohren-Sclaven, von dem sie mit Fackeln nach Hause gebracht wurden. Ath. l. 4. c. 11.

Verus ließ bey einem Gastgebote, das er gab, alles, was er von den vortrefflichsten Speisen und Weinen bekommen konnte, aufsetzen. Er hatte selb zwölfen gespeiset; und er schenkte einem jeden Gaste den jungen Bedienten, der ihm den Wein eingeschenkt hatte; einen Tafeldecker mit einem vollständigen Tischgeschirre; eben solche vierfüßige Thiere und Vögel, wie gespeiset worden waren; auch die Trinkschalen, welche von Gold, Siber und

L Crystall,

Crystall, aufs kostbarste gearbeitet, und mit Edelgesteinen besetzet waren. Bey einem jedem Trunke bekam ein Gast eine andere solche Trinkschale, und so viel er ihrer gebrauchet hatte, so viel waren sein. Er gab ihnen auch Kränze von Blumen, die ausser der Jahrszeit waren, und diese waren mit goldenen Bändern und Quasten bewunden; ferner goldene Gefäße mit den kostbarsten Salben; und endlich schenkte er auch einem jeden den versilberten Wagen, mit Maulthieren und Kutschern, die ihn nach Hause brachten.

Heliogabalus speiste allemal auf goldenem Tafelgeschirre; und alle Nächte verschenkte er eins an die Gäste, wann die Tafel vorbey war. Ueberdieß gab er ihnen Verschnittene, Reutpferde mit Sattel und Zeuge, vierspännige Wagen, tausend Goldstücke, und hundert Pfund Silbers u. d. m.

Wenn nun ein jeder nach Hause kam, so giengen die, welche Zeit übrig hatten, spazieren, oder sie machten auch Anordnungen in ihrem Hauswesen, und liessen ihre Familie vor sich kommen. Die Freygelassenen und die Sclaven wünschten ihrem Herrn eine gute Nacht, und hernach begab sich ein jeder zur Ruhe.

Schlafbetten.

Die Römer schliefen in den ältesten Zeiten auf Strohe oder auf Heu und Blättern; und ihre Decken waren Thierhäute, welche sie auch anstatt der Matratzen brauchten.

Allein

Allein eben diese Römer, die im Anfange eine so einfältige und armsälige Lebensart geführet hatten, wurden in den folgenden Zeiten so zärtlich und wollüstig, daß sie sich nicht daran begnügen liessen, alle Annehmlichkeiten des Lebens vollauf zu haben, sondern sie trieben die Kostbarkeit der Tafel, die Pracht in Kleidungen, in Gebäuden, in Livreyen und im Hausgeräte ꝛc. auf den höchsten Grad. Um itzo nur noch ein weniges von ihren Schlafbetten zu erwähnen: sie hatten nicht nur die kostbarsten Matratzen und feinsten Betten, sondern es waren auch ihre Bettstellen mit erhabner Schnitzarbeit und ausgelegter Arbeit gezieret. Sie hatten auch einige von Elfenbein, und sogar von gediegenem Silber, mit purpurnen Decken, und mit Golde gestickt. Diese Betten hatten fast die Gestalt unserer Ruhebetten, keine Vorhänge oder Himmel, aber an einer Seite eine Lähne, so lang das Bette war; und sie waren so hoch, daß man auf Stuffenschemeln hinaufsteigen mußte.

Viertes Capitel.

Von der Kleidertracht der Römer. Von der Toga (Oberkleide). Von der Tunica (Unterkleide). Von den Gürteln. Vom Leinenzeuge. Von dem Kriegskleide. Von den Hüthen. Von dem Haarputze. Vom Barthe. Von Schuhen und Strümpfen. Von dem Nachttische. Vom Kopfputze der Frauen. Von ihrer Schminke und ihrer Kleidertracht. Von ihren Juwelen und Kleinodien.

Von der Toga.

Die älteste Kleidertracht der Römer, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, war die Toga. Es sey nun daß sie sie von den Lydiern, und diese von den Griechen bekommen haben; daß, wie Artemidorus berichtet, ein König in Arcadien diese Mode den Einwohnern am Jonischen Meere hinterlassen; oder auch, wie es wahrscheinlicher ist, daß die Römer diese Tracht aus Noth, zur Bequemlichkeit, durch den Handel mit andern Völkern, oder nach eigenem Belieben erfunden; so ists doch bey aller dieser Ungewißheit gewiß, daß die Toga die ganz eigene Tracht der Römer war, durch die sie sich von andern Völkern unterschieden.

Es war die Toge, so viel man weiß, ein rundes und weites Kleid, das vornen bis auf

den Gürtel offen stand, und keine Aermel hatte. Sie bedeckte den ganzen Leib; an der linken Schulter war sie angehenkt, so daß der rechte Arm und die rechte Schulter frey blieben. Die Länge war nicht bey allen gleich, so wenig als die Güte des Zeuges: denn dieser richtete sich nach dem Stande und Vermögen, oder nach dem ein jeder Lust zur Kleiderpracht hatte.

Horaz führt einen Reichen redend ein, Epist. l. I. ep. 18. welcher einen Menschen, der ein geringes Einkommen hatte, ernsthaft ermahnet, er möchte sich ihm mit seiner langen Toge nicht gleich zu stellen suchen. An einem andern Epod. 4. Orte beschreibt er den allgemeinen Widerwillen wider einen gewissen Reichen von schlechtem Herkommen, welcher aus Stolz auf sein Vermögen und Ansehen, in dem er stand, eine Toge sechs Ellen lang trug, mit der er die Gassen fegte.

Man faltete die Toge auf mancherley Art, und wickelte sie zusammen, damit sie nicht auf die Erde hienge. Man legte etliche Pausche und Falten über den Arm und vor die Brust; und wenn man etwas thun oder arbeiten wollte, so warf man sie auf den Rücken [1]).

1) Diese Pausche und Falten hiessen sinus, wegen der Aehnlichkeit mit dem Schooße: und von

Quintilianus beschreibt weitläuftig, wie ein Redner seine Toge beym öffentlichen Reden halten solle. Hortensius, der Redner, war im äussersten Grade sorgfältig in der Kleidung. Er zog sich vor dem Spiegel an, und gab sich beynahe eben so viel Mühe, die Falten in der Toge recht schön zu legen, als die Perioden seiner Rede wohl in Ordnung zu bringen. Er fügte sie artig zusammen, und machte sie mit dem Gürtel fest, aber so, daß der künstlich geknüpfte Knoten in einem Pausche verborgen stack, und es schien als fiele sie von sich selbst und ohne Zwang in solche Falten. Als er sich einsmals mit größter Mühe und Geschicklichkeit so angezogen hatte, so kam er mit seinem Collegen (und er war damals Consul) an einen Ort, wo wenig Platz war: dieser drängte ihn und zerdrückte seine Kleidung ein wenig. Weil nun dadurch seine Toge in Unordnung kam, so machte er daraus eine Capital-Sache, und verklagte den Urheber einer so seltsamen Beleidigung vor Gerichte.

Die

von dieser Gewohnheit, so die Römer hatten, die Toge auf den Rücken zu werfen, wenn sie etwas thun wollten, ist die Redensart entstanden, se accingere, d. i. sich zu etwas anschicken oder fertig machen.

Die Römer hatten unterschiedene Gattungen von Togen. Eine hieß picta oder palmata, (die gemahlte): sie war von Purpur, mit goldenen Buckeln und Laubwerke nach Palmengestalt besetzt. Solche Togen trugen die Feldherren, wenn sie zu Rom im Triumphe einzogen. Eine andere Gattung hieß trabea, (die gestreifte): diese war auch von Purpur, mit scharlachenen und weissen Streifen. Es war die Tracht der Könige gewesen; und in den folgenden Zeiten trugen sie die Ritter, an dem Tage, wann sie gemustert wurden; welches alle Jahre am Tage der Idus des Julius geschah. Diejenige Toge, welche prætexta (die verbrämte) hieß, war mit einem Purpur-Streife eingefasset. Diese trugen die obrigkeitlichen Personen und die vornehmsten Priester.

Unterschiedene Gattungen von Togen.

Junge Söhne von gutem Hause trugen die Toge mit einer goldenen Kugel, die an einem Halsbande hieng. Im zwölften Jahre legten sie das Kinderkleid ab, welches eine Weste mit allerley Figuren war, und alicata chlamys hieß; und alsdann legten sie die togam prætextam (die verbrämte Toge) an. Die Jungfern trugen diese bis sie heyratheten; und die Jünglinge bis sie das männliche Kleid (togam virilem) anlegten, nämlich eine Toge wie sie alle erwachsene Mannspersonen trugen. Sie war weiß und ohne Zierrathen.

Der Tag, an dem ein Jüngling sein männliches Kleid anlegte, war ein Fest- und Freudentag für die ganze Familie. Der Vater, mit dessen Sohne diese Ceremonie vorgieng, stellte seinen Freunden, Blutsfreunden und allen Verwandten ein Gastgebot an. Beym Schlusse der Mahlzeit nahm man ihm das verbrämte Kleid und die goldene Kugel ab, welche den Hausgöttern geweyhet wurden, und man legte ihm dafür das männliche Kleid an. Alsdann gieng der Vater nebst seinen Verwandten und Freunden auch allen Hausbedienten mit seinem Sohne ins Capitolium, um allda den Göttern die Erstlinge der blühenden Jugend darzustellen; und hierbey bethete und opferte man.

Nach der Wiederkunft aus dem Capitolium wurde er mit eben diesem Geleite auf den großen Marktplatz, und hiermit gleichsam in die große Welt eingeführet.

Diese Ceremonie hieß tirocinium; und der Jüngling, mit dem sie angestellet wurde, hieß tiro, (gleichsam Neuling). Diese Benennung führten auch die neuen Soldaten und Kriegsbefehlhaber, wenn sie das erstemal zu Felde giengen.

In den ältesten Zeiten der Republik legten die Jünglinge, wenn sie ihr siebenzehntes Jahr zurückgeleget hatten, das männliche Kleid an. Als aber die alte gute Zucht immer mehr in Verfall kam, so geschah es ein

ganzes

ganzes Jahr eher. Zu der Kaiser Zeiten that man es in allerley Alter. Augustus gab seinen Enkeln, dem Cajus und Lucius das männliche Kleid schon in ihrem funfzehnten Jahre. Nero hatte erst sein vierzehntes Jahr angetreten, als ihn Kaiser Claudius das männliche Kleid anlegen ließ.

Die Farbe der Toge war weiß; und deßwegen mußte man sie sehr oft zum Walker schicken. An Fest- und Freudentagen trug man Togen, die weisser als die alltäglichen waren. Die, welche sich um Aemter bewarben, erschienen in Togen, die mit Kreide blendend weiß gemacht waren. Diese Kleidung hieß toga candida; und daher entstand der Namen candidati (Candidaten). Farbe der Toge.

Im Gegentheile, wenn die Bürger eines Verbrechens halber vor Gerichte erscheinen mußten, so kamen sie, ihre Verwandten und Clienten, mit alten und schmuzigen Togen, um Mitleiden gegen sich zu erwecken. Diese Toge hieß toga sordida; und daher hiessen die, welche sie tragen mußten, sordidati. Eben dergleichen trugen auch alle Bürger zur Zeit großer Landplagen und Unglücksfälle. Noch ein anders war die toga pulla, oder das Trauerkleid: dieses war schwarz, oder, wie einige Autoren sagen, eisenfarbig.

Die Toge war ein Ehrenkleid; und das geringe Volk trug nur die tunicam, (oder Unterkleid, wovon hernach mehr gesaget wer- Die Toge ein Ehrenkleid.

den soll). Vertriebene durften an dem Orte ihrer Verweisung keine Toge tragen. Auf den Landgütern legte man sie ab, und trug nur eine Art von Schlafröcken.

Aber in der Stadt, und bey öffentlichen Angelegenheiten, erforderte es der Wohlstand, nicht ohne Toge zu erscheinen. Als Germanicus, auf einer Reise in Aegypten, ohne Leibwache herumgieng, und sich in Kleidung, auch Schuhen und Beinkleidern, nach griechischer Art sehen ließ, wie solches schon Scipio Africanus zu Syracuse gethan hatte, so tadelte ihn Tiberius in voller Senatsversammlung darüber, gleichwie auch Scipio fast von allen Bürgern getadelt worden war.

Hingegen unter der Regierung der Kaiser gerieth die Toge sehr in Verachtung. Schon zu des Augustus Zeiten trug fast kein gemeiner Bürger mehr eine Toge; und die vornehmen gewöhnten sich an, einen Oberrock darüber zu ziehen. Dem Augustus war diese Neuerung sehr zuwider. Da er einst auf dem großen Marktplatze eine Menge Bürger so umgekleidet sah, so sagte er mit Unwillen diesen Vers des Virgilius:

(En!) Romanos rerum dominos, gentemque togatam!

„Seht doch die Römer, diese Beherrscher „des Erdkreises! dieses Volk, das sich durch „die Toge von allen andern unterscheidet.„

Er

Er geboth hernach den Aedilen, darauf zu sehen, daß kein Bürger, weder im Circus noch auf dem Markte, anders als in der Toge, und ohne Mantel sich sehen liesse. Aber die Bequemlichkeit galt mehr als alles Verboth; und der Mantel kam immer mehr in Gebrauch [2]).

Kaiser Adrianus verlangte von den Senatoren und Rittern, sich niemals ohne Toge öffentlich sehen zu lassen. Er gab selbst das Beyspiel dazu, und trug sie stets, wenn er in Italien war; auch oft bey der Tafel, obgleich der allgemeine Gebrauch war, ein besonderes Tischkleid zu haben. Dem allen ungeachtet kam die Toge zu der Kaiser Zeiten aus der Mode, und es trug sie fast niemand mehr, als die Großen, ihre Clienten und Leute.

Der Handel mit Fremden, und überhaupt das üppige Leben, führte Trachten ein, von denen man zuvor gar nichts gewußt hatte. Ich enthalte mich der umständlichen Beschreibung

2) Diese Kleidung, welche poenula oder lacerna hieß, war eine Art von Mantel, und, nach der Jahrszeit, bald von dünnem, bald von schwerem Zeuge. Man trug ihn über der Toge, wenn man auf dem Lande oder auf Reisen war, um sich wider Regen und Kälte zu schützen; und dabey hatte man eine Regenkappe, cucullus, welche daran fest war, und die man über den Kopf ziehen konnte.

bung derselben, weil es bekannt ist, wie hoch der Kleiderstaat getrieben wurde, welcher auch schon zu Zeiten der Republik angefangen hatte, wovon ich ein Exempel anführen will. Ein Prätor wollte einst öffentliche Spiele oder Lustbarkeiten anstellen, und bat, wie Horaz erzählt, den Lucullus, daß er ihm hundert Mäntel für die Schauspieler lehnen möchte. Lucullus gab zur Antwort: „woher bekäme „ich eine so große Menge Mäntel? Unterdessen will ich in meiner Kleiderkammer „nachsuchen lassen.„ Wenig Tage hernach schrieb er diesem Prätor, es stünden ihm fünf tausend Mäntel zu Diensten.

Lib. 1. epist. 6.

Tunica (Unterkleid).

Die Manns- und Weibspersonen trugen unter der Toge noch ein Unterkleid, tunica genannt, nur mit dem Unterschiede, daß der Männer ihres bis an die Knie, und der Weiber ihres bis an die Fersen reichte, auch Aermel hatte, welche die Mannspersonen nicht tragen durften: denn es hätte ein gezwungenes und weichliches Wesen geheissen, wovon man in den Zeiten der Republik kein Exempel hatte.

Allem Ansehen nach trugen die Römer in den ältesten Zeiten die Toge allein. Cato von Utica, der aus Eigensinn, sogar in gleichgültigen Dingen, allemal gern etwas besonderes hatte, ließ sich, ob er gleich Prätor war, und selbst wenn er sein Amt ausübte, ohne das Unterkleid öffentlich sehen; und er trug auch,

auch, anstatt der Schuhe, nur Sohlen, die über den Fuß gebunden waren. Er wollte sich hierinnen, wie Plutarchus sagt, den Alten gleichstellen, und berief sich auf die Bildsäulen des Romulus und Camillus, welche nur in Togen vorgestellet waren.

Man legte sich die Tunica, vermittelst eines Gürtels, bald enger bald weiter an, und man gürtete sie auch höher und tiefer. Die Gürtel waren nach dem Alter der Personen unterschieden, und zugleich so eingerichtet, daß man darinnen Geld bey sich tragen konnte. Sie gehörten zu einer wohlanständigen Kleidung. Wer sich öffentlich ohne Gürtel sehen ließ, oder auch, wer ihn zu locker und zu nachläßig trug, der handelte wider den Wohlstand.

Cäsar, und hernach auch Mäcenas, zogen sich hierüber beyde viel Tadel zu. Deßwegen sagte Sylla, in Ansehung Cäsars, zu seinen Freunden: „hütet euch vor diesem „Jünglinge, dessen Art, wie er den Gürtel „träget, ein weibisches und wollüstiges Wesen „anzuzeigen scheinet.„ Die Meynung des Sylla war, daß Cäsar, bey aller seiner scheinbaren Weichlichkeit, einen unbändigen Ehrgeiz und einen aufrührischen Sinn habe. Dem Mäcenas legte man es sehr übel aus, daß er niemals einen Gürtel trug, auch sogar alsdann nicht, wenn er, in Abwesenheit des Augustus, die Stelle eines Vice-Regenten

vertrat. Wann der Kriegsbefehlhaber, welcher alle Tage das Wort, oder die Losung, bey ihm abholete, zu ihm kam, so traf er ihn jedesmal mit flatternder Tunica an, welche ihm bis über die Fersen herab hieng.

Hemden u. Leinenzeug.

Unter dieser Tunica trugen die meisten Römer noch ein anders Unterkleid, das ebenfalls von Wolle, und gleichsam ihr Hemde war: denn das Leinenzeug wurde erst unter den Kaisern zu Rom bekannt, als man das erste aus Aegypten gebracht hatte. Kaiser Alexander Severus war insonderheit ein Liebhaber vom Leinenzeuge; aber er bedauerte, daß die Liebe zur Pracht dessen Nutzen minderte, indem es Mode geworden war, das Leinenzeug mit goldenen oder purpurnen Streifen zu durchwirken. „Wenn das Leinen„zeug, sagte er, weich für die Haut ist, was „sollen daran Zierden, die es wieder hart „und rauh [3]) machen?„

Einige

3) Das Leinenzeug war noch im achten Jahrhunderte im Occident selten. St. Bonifacius meldet einem deutschen Bischoffe in einem Briefe, „Er schicke ihm Tuch mit langen Haaren, zum Fußwaschen.„ Herr de Voltaire sagt bey dieser Gelegenheit, es sey vermuthlich der Mangel an Leinenzeuge in den damaligen Zeiten Ursache an denen Krankheiten der Haut gewesen, die mit dem Namen lepra (Aussatz) beleget wurden, und die damals sehr im Schwange giengen: denn die Hospi-

Einige, es sey nun, daß sie es ohne besondere Ursache, oder ihrer Gesundheit wegen thaten, liessen es an zweyen Unterkleidern noch nicht bewenden. Augustus trug ihrer wohl vier, ohne eine Art von Camisol oder Brustlatz mit zu rechnen. Ueberdieß alles trug er einen Pelzrock, und oftmals noch einen Mantel. Dem ungeachtet, welches fast widersprechend zu seyn scheint, schlief dieser Kaiser im Sommer bey offenen Thüren, oder gar in einem freyen Gange, bey dem ein naher Springbrunnen war, um recht kühle Luft zu schöpfen, und vom Geräusche des Wassers eingeschläfert zu werden; und über dieß alles mußte noch ein Bedienter mit einem großen Fächer die Luft um sein Bette bewegen.

Die Senatoren und Ritter trugen Unterkleider, worauf Stücken Purpur mitten über den Bauch genähet waren. Diese Zierde hieß clavus, weil sie eine Figur wie ein Nagel, oder Tunica der Senatoren und Ritter.

Hospitäler, welche deßwegen Lazarethe genannt wurden, waren in großer Menge zu finden. Das leinene Tischzeug war in England, noch im 13 und 14ten Jahrhunderte, sehr selten. La Flamma, ein Autor des vierzehnten Jahrhunderts, sagt, man habe zu Friedrichs Barbarossa, und zu Friedrichs *II.* Zeiten, zu Meiland noch keine Hemden von Leinwand, sondern von wöllenen Zeugen getragen. S. Histoire Gen. T. I. c. 2. und T. III. c. 69.

oder wie ein Nagelkopf vorstellte. Bey den Senatoren waren sie breiter als bey den Rittern; und deßwegen hieß ihre Tunica laticlavia, und der Ritter ihre angusticlavia.
Lib. 1. sat. 6. „Was hat es dir geholfen, spricht Horaz zu „einem gewissen Tullus, daß du das Sena„torenkleid, das du hattest ablegen müssen, „wiederbekommen hast, und hernach Tribu„nus geworden bist? Der Neid, der dich „als einen Privatmann ungekränkt ließ, hat „dich noch mehr angegriffen, seit dem du wie„der zu Ehren gekommen bist. Denn so„bald ein Mann von geringer Herkunft die „äusserlichen Kennzeichen der bürgerlichen „oder Kriegs-Aemter anleget, und sein Bauch „mit dem Purpur pranget, alsobald höret er „überall fragen: wer ist dieser? wer war sein „Vater? wie heißt sein Geschlecht?„

Kriegskleidung. Dasjenige Kriegskleid, welches chlamys oder paludamentum hieß, stand offen, und wurde über der Tunica getragen. Man heftete es mit einer Spange über der rechten Schulter fest, so daß der Arm frey blieb. Es war eine Art von Purpurmantel, welchen nur die Feldherren trugen. Wenn sie zum Kriegsheere abreisten, begaben sie sich vorher, in diesem Mantel, ins Capitolium, um allda den Göttern Gebether und Gelübde zu thun. Wenn sie wiederkamen, legten sie diese Kleidung ab, und zogen in der Toge zu Rom ein.

Ein anders Kriegskleid, sagum genannt, wurde sowohl von Kriegsbefehlhabern als von gemeinen Soldaten getragen. Man zog es über den Brustharnisch. Es war eigentlich eine Kleidung, die man von den Galliern angenommen hatte, und eine Art von Reiseröcken.

Bey dem Kriegskleide trugen sie eine Tunica, welche knapp am Leibe anlag und bis an die halben Oberschenkel gieng; und überdieß kleine Hosen. Aber sie bedienten sich dieser Kleidung nur im Kriege, und wenn sie im Felde standen. In Friedenszeiten trugen sie insgemein weder Gewehr noch Degen, auch selbst die Kaiser nicht.

Wenn Kaiser Galba das Gegentheil that, indem er zur Zeit des Antritts seiner Regierung, da er aus Spanien nach Rom kam, im Kriegskleide erschien, und dabey einen Dolch am Halse hangen hatte, so machte ihn dieser Aufzug bey allen Menschen lächerlich. Man sah es als etwas schreckliches an; und die Gemüther wurden nur immer mehr erbittert, da man schon ohnedieß einen heimlichen Haß wider ihn gehabt hatte, weil er gegen etliche vornehme Männer grausam gewesen war.

Die Römer giengen ohne Stock und mit bloßem Haupte. Gleichwohl hatten sie Hüthe von verschiedener Gestalt, die beynahe wie unsere Schlafmützen aussahen. Sie bedien- Hüthe.

ten sich derselben aber nur bey schlechtem Wetter; und oftmals bedeckten sie sich auch nur mit einem Zipfel der Toge.

Obwohl die Sclaven insgemein fast wie die Bürger gekleidet giengen, ausgenommen an den Beinen und Füßen, so durften sie doch keine Hüthe tragen. Wenn sie von ihren Herren freygelassen wurden, so bekamen sie erst einen Huth, und Erlaubniß ihn zu tragen. Daher ist der Huth ein Sinnbild der Freyheit geworden.

Als Brutus nach Thracien kam, und Polemocratia mit ihrem Sohne und ihren Schätzen in sein Lager flüchtete, nachdem ihr Gemahl, welcher einen Theil von Thracien besaß, durch eine feindliche Partey ermordet worden war, so schickte Brutus den jungen Prinzen nach Cyzica, wo er ihn erziehen ließ, und aus den Schätzen seiner Mutter ließ er Münze schlagen. Diese Münze sollte ein Denkmaal dieser seiner That seyn, die er für die schönste in seinem Leben hielt. Man sah auf einer Seite sein Bildniß, und auf der andern einen Huth zwischen zweenen Dolchen: zum Zeichen der Freyheit, die er wieder hergestellet zu haben glaubte; und im Abschnitte stand Idus Martii, an welchem Tage Cäsar ermordet worden war.

Haar und Barth. In den ältesten Zeiten liessen sich die Römer Haar und Barth wachsen, und verschnitten nur beyde zuweilen. L. 5. c. 41. Livius erzählt, daß ein

ein Soldat vom Kriegsheere des Brennus den Senator Papirius am Barthe gezupft, welcher Barth (spricht Livius) nach damaliger Art sehr lang war; und daß Papirius den Soldaten mit seinem elfenbeinern Stocke, den er in der Hand hielt, deßwegen geschlagen; worauf ihn dieser augenblicklich erstochen habe. Dieses war gleichsam die Losung zur Plünderung der Stadt, und zur Ermordung dieser edelmüthigen Senatoren: denn, anstatt sich schimpflich mit der Flucht zu retten zu suchen, wollten sie lieber alle sterben. Sie zogen ihre Amtsröcke an, setzten sich in ihr offenstehendes Vorhaus auf ihre elfenbeinerne Senators-Stühle (sellæ currules,) und erwarteten in dieser Stellung die Urtheile, welche das Schicksal über sie und ganz Rom sprechen würde.

Die Art, sich das Haar und den Barth abzuschneiden, kam, wie Plinius meldet, erst im Jahre 454. zu Rom in Gebrauch, als ein gewisser Ticinius Menas eine Anzahl Barthscheerer aus Sicilien kommen ließ. Von dieser Zeit an wurde es bey den Römern gebräuchlich, die Haare zu verschneiden, zu kräuseln und mit wohlriechenden Essenzen zu bestreichen. Dieses währte bis auf Kaisers Adrianus Zeiten: denn weil dieser häßliche Warzen am Kinne hatte, so ließ er sich den Barth lang wachsen, und brachte diese Weise bey den Römern wieder auf. Nach ihm

Lib. 7. c. 59.

kam diese Mode wieder ab, und sie liessen sich aufs neue den Barth scheeren. Cedrenus saget, es habe sich der Kaiser Mauricius den Barth, nach Art anderer Römer, abnehmen lassen [4]).

Die

4) Diodorus von Sicilien und Tacitus sagen, es hätten die alten Germanier geschorne Bärthe gehabt. Kaiser Otho I. muß in Deutschland die Art ihn wachsen zu lassen, und Friedrich I. das Gegentheil eingeführet haben. Nach ihm trug niemand einen langen Barth, ausgenommen die Bauern, und diejenigen, welche sehen lassen wollten, daß sie im gelobten Lande gewesen waren.

Clodio befahl den Franzosen, lange Haare und Bärthe zu tragen, um sich von den Römern zu unterscheiden: welche Gewohnheit bis auf Ludewig den jüngern gedauert haben muß, zu dessen Zeit man wieder anfieng den Barth zu scheeren. Pasquier saget im 8 B. 9 C. daß man noch zu Zeiten Franz I. langes Haar, aber geschornen Barth getragen. Als dieser König bey einem Turnier am Kopfe verwundet wurde, so mußte er sich das Haar abscheeren lassen. Hierauf ward solches eine allgemeine Mode, und zugleich, den Barth wachsen zu lassen. Wie Herr de Voltaire meldet, war Pabst Julius II. der erste, der sich den Barth wachsen ließ, um sich durch diese Seltenheit beym Volke in neue Ehrfurcht zu setzen. Franz I. Carl V. und alle andere Könige, folgten diesem Beyspiele nach, und alsobald auch ihre Hofleute. Hist. gen. Tom. 4. c. 100. Unter Ludewig XIII. ward es allmälig wieder gebräuchlich, den Barth scheeren

zu

Die jungen Leute zogen das Haar hinterwärts und banden es, wie auch die Weibspersonen thaten, in einen Knoten, bis sie das männliche Kleid anlegten. Alsdann verschoor man ihnen das Haar: einen Theil davon warf man, dem Apollo zu Ehren, ins Feuer, und den andern Theil, dem Neptunus zu Ehren, ins Wasser, weil nämlich die Haare aus Nässe und Wärme wachsen.

zu lassen. Itzt, wie bekannt, ist diese Weise in ganz Europa eingeführet. Peter der Große führte sie am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Rußland ein. Er legte den Edelleuten, den Kaufleuten und allen seinen Unterthanen, ausgenommen die Bauern und die Priester, eine jährliche Abgabe von hundert Rubeln auf, wer einen Barth tragen wollte, und den gemeinsten Leuten jährlich ein Copicke; und er ließ an die Stadtthore Beamte setzen, welche diese Taxe einnehmen mußten.

Die Russen sahen diese neue Ordnung lange Zeit als eine Pressung und als einen Umsturz der Religion an. Diese Vorurtheile veranlaßten viel Schriften, in welchen der Czaar als ein Tyrann und Heyde ausgeschrieben wurde. Viel alte Russen, die sich den Barth abscheeren liessen, hoben ihn wie ein Heiligthum auf, und befahlen, daß man ihn neben ihnen in den Sarg legen sollte, weil sie glaubten, sie würden ohne Barth nicht in den Himmel kommen. Die jungen Leute hingegen unterwarfen sich der Neuerung um so viel lieber, je mehr sie nach dem Geschmacke des weiblichen Geschlechts war.

Den ersten Barth hob man heilig auf: man weyhte ihn einer Gottheit, z. E. dem Apollo, dem Jupiter, der Venus. Einige liessen sich den Barth scheeren, so bald sie das männliche Kleid anlegten; aber die meisten warteten bis zum zwanzigsten oder zwey und zwanzigsten Jahre, und verschnitten indessen nur die allzu langen Härlein. In beyden Fällen war der Tag, an dem sich Jünglinge zuerst den Barth abnehmen liessen, ein Schmauß- und Freudentag, an dem man seinen Freunden Geschenke schickte und sie zu Tische bat.

Augustus, da er noch Octavianus hieß, wartete bis zum fünf und zwanzigsten Jahre, ehe er sich den Barth scheeren ließ; und gab, um diesen Tag recht prächtig zu feyern, dem ganzen Volke ein Gastmahl. Aber anstatt sich dadurch Lob zu erwerben, gab er vielmehr zu neuen Klagen Anlaß. Denn Sext. Pompejus ließ durch seine Schiff-Flotten, die an den Seeküsten kreuzten, die ordentliche Zufuhre des Getreydes wegnehmen, wodurch zu Rom und in ganz Italien Theuerung entstand. Das Volk verlangte also vom Octavianus, er sollte mit dem Pompejus einen Vergleich treffen. Anstatt dessen legte er, nebst dem Antonius, neue Kriegssteuren auf; und seine Freygebigkeit, die ihn beym Volke hatte beliebt machen sollen, that eine ganz widrige Wirkung: denn man sagte öffentlich,

öffentlich, es wäre ein so großer und unnützer Aufwandt, zu einer Zeit, da die Bürger kein Brod hätten, sehr schlecht angebracht.

Es ist bekannt, daß die alten Philosophen den Barth wachsen liessen, und dieses anfangs eben nicht um etwas besonders zu haben, sondern mehr aus Nachläßigkeit. In den folgenden Zeiten pflegten und warteten sie ihren Barth mit größter Sorgfalt, und er hieß ein Zeichen und eine Bedeutung der Weisheit. Er wurde für ein nothwendiges Stück zur philosophischen Gravität angesehen. Lucianus verspottet sie, daß einer den andern in der Länge des Barths zu übertreffen suchte. Er erwähnt auch eines Gelehrten, der ein öffentlicher Lehrer der Philosophie werden wollte, der aber für untüchtig zu diesem Amte gehalten wurde, weil sein Barth zu kurz war.

Zu der Kaiser Zeiten wurde es bey den Römern gebräuchlich, eine Art von Perrücken zu tragen. Otho trug eine Plattmütze von feinem Leder, mit Haarlocken besetzt, welche so knapp am Kopfe anlag, daß es schien, als ob es sein natürliches Haar wäre. Ein kahler Kopf hieß etwas ungestaltetes; und daher war der Gebrauch der falschen Haare entstanden. Art von Perrücken.

Domitianus, da er frühzeitig kahl wurde, war darüber dermaßen mißvergnügt, daß er sich für beleidigt hielt, wenn ein anderer, in seiner Gegenwart, mit seiner Platte gehöh-

net wurde. Juvenalis, der ihn recht hämisch und beissend durchziehen wollte, nennt ihn den kahlen Nero. Domitianus schrieb gleichwohl selbst eine kleine Abhandlung von der guten Wartung des Haars, welches er einem seiner Freunde, der ebenfalls kahl war, zuschrieb, und worinnen er ihn und sich selbst über dieses Unglück mit standhaftem Muthe tröstete. „Sieh, spricht er, mit des Achilles Worten beym Homerus, „wie gütig mich die „Natur mit Leibesgestalt und Länge bedacht „hat. Dennoch geht es mir mit dem Haare „so unglücklich wie dir; und ich ertrage die„ses Ungemach, daß es schon alt wird, da ich „noch jung bin, mit gehöriger Standhaftig„keit. Es dienet uns zur Lehre, daß nichts „annehmlicher, aber auch nichts unbeständi„ger ist, als Leibeszierden.„ Der Ritter Folard behauptet, es wären schon vor Annibals Zeiten Perrücken im Gebrauche gewesen. „Diejenigen, spricht er, welche der „Platte, (die insgemein vor unreinen Krank„heit vorhergeht,) den Ursprung und die Er„findung der Perrücken zuschreiben, irren sich, „wenn sie vorgeben, daß diese Krankheiten „erst unter der Regierung Carls des achten „von Frankreich, in der Welt bekannt gewor„den wären. Ich rede aber hier nicht ei„gentlich von diesen Krankheiten, sondern „nur von den Perrücken, deren Ursprung ich „über Annibals Zeiten hinaus setze. Denn, „nach

Not. fur *Polyb.* l. 3. c. 16.

„nach den Ausdrücken des Polybius, kann „man nicht anders glauben, als daß sie schon „zu seiner Zeit bekannt waren. Wenn An„nibal der erste gewesen wäre, der solche ge„tragen, so würde der Geschichtschreiber es „erinnert haben. Anstatt dessen spricht er: „er ließ Perrücken und Kleider nach den „verschiedenen Jahrszeiten machen, und „trug bald diese, bald jene. Er mußte „also eine große Menge haben, und auch Per„rückenmacher, die dem Kriegsheere nachzo„gen, wie solches itzo bey uns geschieht, und „welche zugleich Barbierer abgeben. Mich „wundert, daß unsere Gelehrten diese Stelle „des Polybius nicht genauer bemerkt haben, „welche doch merkwürdig ist: denn die mei„sten stehen in der Meynung, als wären „die Perrücken eine Erfindung der neuern „Zeiten [5].„

Dieß sey nun wie es wolle, gewiß ist es, daß der Gebrauch der falschen Haare, oder Perrücken, zu der Kaiser Zeiten bey den Rö-

5) Man kann nicht läugnen, daß der Gebrauch der Perrücken den Alten nicht wäre bekannt gewesen; aber man muß auch bekennen, daß sie sehr tölpisch, von gefärbten und angeleimten Haaren gemacht waren: und billig hält man das Jahr 1629. für den wahren Zeitpunct, da man in Frankreich angefangen, lange Perrücken zu tragen.

mern aufgekommen ist. Allem Ansehen nach waren sie zu Julius Cäsars Zeiten noch nicht gebräuchlich: er hätte gewiß eine getragen, weil er den Lorberkranz so sehr liebte, daß er ihn beständig trug. Er war am Vordertheile des Kopfs kahl, und konnte auch die Spötterenen dawider nicht vertragen. Eben diesen kleinen Fehler zu verbergen trug er diesen Kranz allemal; und da er schon über fünf und funfzig Jahre alt war, so pflegte er sich doch noch sehr gern zu putzen. Er suchte einen Ruhm darinnen, daß seine gute Gestalt und Annehmlichkeiten noch Erbstücke von der Venus, seiner vermeynten Stamm-Mutter, seyn sollten. Und er hatte in der That eine weisse Haut, schöne schwarze Augen, voller Feuer, und eine lange und geschickte Statur. Alle diese Annehmlichkeiten seiner Person suchte er durch einen ausgesuchten Putz noch zu verschönern.

Er ließ sich den Barth sehr oft scheeren. Er trug, wider den Gebrauch der Römer, die Tunica, oder das Unterkleid, offen und um die Beine flatternd; und seine mit Fransen besetzten Aermel giengen ihm bis an die Hände. In seiner Jugend trug er Ohrengehänke, und brachte diese Mode unter der römischen vornehmen Jugend auf, anstatt daß vorher niemand als das Frauenzimmer, Sclaven und Freygelassene nebst ihren Kindern, durchlöcherte Ohren gehabt hatten, um sie von

freyen

freyen Leuten zu unterscheiden. Dieser Gebrauch dauerte bis auf den Kaiser Alexander Severus, welcher ein Verboth dawider gab.

Anstatt der Strümpfe bewunden die Römer ihre Beine mit Streifen von gewissen Zeugen. Sie trugen auch nicht immer Hosen, sondern nur bey der Kriegskleidung, wie auch, wenn sie Leibesübungen trieben oder ritten, da sie dann fast solche trugen wie unsere Schlafhosen sind. Als Julius Cäsar von seinen Meuchelmördern tödliche Stiche bekommen hatte, und schon im Blute schwamm, ja fast den Geist aufgeben wollte, so verhüllte er sich noch den Kopf, und legte sein Kleid in Ordnung, damit er auf eine ehrbare und anständige Art sterben möchte. Strümpfe und Schuhe.

Die Schuhe, sowohl bey Manns- als Weibspersonen, waren von zweyerley Art. Einige bedeckten den Fuß, fast wie unsere Schuhe, reichten aber bis an die halbe Wade, und hatten, vom Fußgelenke an, eine Oeffnung, welche man mit Bändern oder Riemen zuschnürte. Der eigentliche Schuh hatte eine etwas zurückgebogene Spitze, und hieß daher calceus rostratus oder repandus. Die andere Gattung von Schuhen bestand nur aus Sohlen, die man mit ledernen Riemen befestigte und über dem Fuße zuband. Es war ohngefähr, was heutiges Tages die Sandalen (Art von Pantoffeln) sind.

Es erforderte der Wohlstand, daß die Schuhe eng und fest zugezogen seyn mußten. Man legte ein Stück Kork (oder Pantoffelholz) unter, damit sie höher stünden, und damit auch die Leibeslänge vermehret würde. Augustus trug hohe Absätze, um größer auszusehen. Noch höhere Schuhe hatte man auf der Schaubüne, und bey andern öffentlichen Vorstellungen, wenn die Personen ein großes Ansehen machen sollten. Die allzu freyen Weibspersonen bedienten sich ebenfalls solcher Schuhe beym Tanzen, wie auch die Priester beym Opfern.

Die Senatoren, die Patricier, auch ihre Kinder, trugen als ein Vorzugszeichen, zwischen dem Knöchel und dem Obertheile des Fußes einen halben Mond, der ihnen anstatt der Schnalle diente. Diese Figur, die ein C vorstellte, auch bey den Römern hundert bedeutete, bemerkte die Anzahl der ersten römischen Senatoren, derer im Anfange nur hundert gewesen waren.

Die Schuhe der Kriegsleute waren von anderer Leute ihren nur darinnen unterschieden, daß sie stärker und zu Strapazen geschickter waren. Die Sohlen waren mit kleinen Nägeln beschlagen, und es waren überhaupt mehr Halbstiefeln, welche caligæ hiessen. Der Kaiser Cajus bekam den Beynamen Caligula, weil er in seiner

Jugend beständig solche Halbstiefeln getragen hatte.

Im Anfange nahm man nur rohes Leder zu den Schuhen; hernach weiche Häute von allerley Farben; endlich gar wöllene, leinene und seidene Zeuge; ja es kam so weit, daß man sie mit goldenen und silbernen Tressen und Blechen, mit Perlen und Edelgesteinen besetzte.

Plautus läßt in seiner Comödie, Bacchides genannt, einen Knecht seinem Herrn, der ihn fraget, ob ein gewisser Theotimus reich sey, zur Antwort geben: Wie? soll ein Mann nicht reich heissen können, der goldene Sohlen an seinen Schuhen trägt? Allein, die Pracht wurde noch höher getrieben: denn man ließ nicht allein das Obertheil des Schuhes, sondern den ganzen Schuh mit Edelgesteinen besetzen. Heliogabalus trug auf den Schuhen geschnittene Steine von den berühmtesten Meistern: nicht anders als ob solche Meisterstücke, deren Werth man nur recht nahe vor den Augen beurtheilen kann, an den Füßen zur Bewunderung hätten dienen können.

Ueberhaupt wurde in Rom, wo man, etliche hundert Jahre lang, baarfuß gegangen war, die Pracht so groß, daß man überall eine Menge prächtiger Wagen, Tragsessel und Sänften, mit Elfenbein, Gold und Silber, die von kostbar geschmückten Pferden und Maulthieren getragen und gezogen wurden,

den, und ringsherum die kostbarsten Livreyen erblickte.

Nachdem ich von den Kleidern der Mannspersonen geredet, muß ich auch von der Kleidung des Frauenzimmers einige Nachricht geben.

Frauenkleidung. So lange als die Römer ein sparsames und arbeitsames Leben führten, so lange folgten auch die Weibspersonen ihrem Beyspiele nach, und hatten Lust zur Arbeit. „Sie thaten, spricht Columella, alle häusliche Verrichtungen. Wann die Männer das ihrige „ausser dem Hause gethan hatten, so setzten „sie, bey ihrer Heimkunft, alle Sorgen beyseite, und genossen einer ungestöhrten Ruhe. „In ihren Familien herrschte Eintracht und „Liebe zur Arbeit. Die schönste Frau suchte „die beste Wirthinn zu seyn, und mit ihrem „Manne fürs Wohl des Hauswesens zu sorgen. Sie besassen alles in Gemeinschaft, „und nichts wurde angesehen als ob es nur „einem Ehegatten gehörte. Da sie nun auf „einerley Endzwecke und Vortheile abzielten, „so that die Frau eben so viel, und unterstützte zu Hause mit ihrer Geschäfftigkeit alles, „was der Mann mit seinem Fleisse und mit „vieler Arbeit ausser dem Hause vollbrachte.„

Selbst die Frauen vom höchsten Stande trieben alle häusliche Verrichtungen, und arbeiteten mit ihren Sclaven zugleich. Sie zogen

gen als wahre Hausmütter ihre Pflichten den Ergetzungen vor, und achteten die Tugend und das Gründliche an ihr, mehr als allen eiteln Schein des Putzes.

Von solcher Art war noch Cornelia, die Tochter des großen Scipio, und die Mutter der Gracchen. Da sie, nach dem Tode ihres Gemahls, alle Sorge fürs Hauswesen und die Erziehung ihrer Kinder über sich nehmen mußte, so that sie es mit so großer Sorgfalt, daß jedermann das Urtheil fällte, es hätten ihre Kinder, ungeachtet ihrer vortrefflichen Naturgaben, dennoch ihrer Erziehung weit mehr als der Natur zu danken.

Man weiß und rühmt noch die Antwort, welche sie einer vornehmen Frau aus Campania gab. Als diese die Cornelia zu Rom besuchte, und in ihrem Hause herbergte, so zeigte sie ihr mit vielem Gepränge die kostbarsten Stücke zum Nachttische, die damals Mode waren, und die alle zusammen mundus muliebris hiessen, z. E. Gold- und Silbergeschirre, Kleinodien und Edelgesteine, Arm- und Halsbänder, Perlen und Ohrgehänke. Und weil sie meynte, sie würde noch viel mehr solchen Schmuck bey der Cornelia finden, so bat sie sie recht begierig, daß sie ihr ihren Nachttisch auch zeigen möchte. Cornelia brachte das Gespräch mit guter Art auf etwas anders, und wollte erst antworten, wenn ihre Kinder nach Hause gekommen seyn würden,

den, weil sie gleich in den öffentlichen Schulen waren. Als diese kamen, so sagte sie zu ihrer Freundinn: „hier ist mein Schmuck, „hier sind meine Kleinodien.„

Nachdem aber der Geschmack an üppigem Wesen die Lust zur Arbeit und die alte natürliche Einfalt vertrieben hatte, so gieng das Dichten und Trachten des Frauenzimmers auf nichts als auf solche eitle Zierrathen, von denen ihre Stammmütter nicht das mindeste gewußt hatten. Aber man darf sich hierüber nicht sehr wundern: denn es gab unzählig viel Mannspersonen, die es ihnen hierinnen gleich oder gar zuvor thaten.

Seneca sagt, es habe zu Rom Männer gegeben, für welche ihr Haarputz eine Hauptbeschäfftigung war: Männer, die ganze Stunden vor dem Spiegel zubrachten; die über ein jedes Härlein rathschlagten; die, wenn ihr Bader nur ein klein wenig zu hart angriff, schriehen als ob sie geschunden würden; und die, wenn ein Haar zu viel abgeschnitten wurde, oder wenn es aus einer zu locker gelegten Locke selbst austrat, einen Lärmen anfiengen, daß man meynte, es wäre ein Unglück geschehen.

Kaiser Otho zopfte sich die Haare im Barthe aus, und legte sich Brod, in Milch eingeweichet, über das Gesicht, um sich die Haut recht frisch und glatt zu erhalten. „Das ist ein Werk für einen Kriegshelden! spricht

Juvenalis, sich das Gesicht so zu bekleistern. Niemals hat Semiramis im Helme und Panster, noch Cleopatra, nach dem für sie betrübten Ausgange der Schlacht bey Actium, ein gleiches gethan. Es muß billig in den Geschichten verewiget werden, daß ein Kaiser Spiegel und alles, was zum Nachttische gehört, im Felde bey sich geführet hat.,, Wenn er in Person anbefahl, das Lager aufzuheben, um ins Treffen zu gehen, so pflegte er sich in voller Rüstung zu bespiegeln.

Bey der pharsalischen Schlacht befahl Cäsar den Cohorten vom hintersten Treffen, daß sie ihre halben Piken nicht werfen, sondern die feindlichen Reuter damit in die Gesichter schlagen und stechen sollten: miles, faciem feri. Er hoffte nämlich, es würden diese geputzten Jünglinge, welchen so viel am schönen Gesichte gelegen war, sich mehr vor solchen Wunden, als vor allen andern fürchten, und folglich leicht in Unordnung zu bringen seyn. Er hatte sich auch nicht geirret: denn aus Erstaunen, daß sie die Spiesse vor den Nasen sahen, und aus Furcht vor Wunden, die sie ungestaltet machen könnten, riß ein so gewaltiges Schrecken unter den jungen Reutern des Pompejus ein, daß sie, anstatt die Arme zum Fechten zu brauchen, nur die Gesichter damit bedeckten, und durch ihre schändliche Flucht dem Cäsar diesen Sieg er-

leichterten, welcher ihn zum Herrn des Erdkreises machte.

Nachttisch des römischen Frauenzimmers.

Das römische Frauenzimmer gieng insgemein aus dem Bette ins Bad, und aus dem Bade zum Nachttische. Man findet bey keinem römischen Autor etwas, woraus sich die rechte Gestalt und die Auszierung solcher Nachttische abnehmen liesse; aber wer weiß nicht, daß Eitelkeit und Galanterie überall einerley Schwachheiten und Leidenschaften einführen? daß die Eigenliebe in aller Welt gleiche Mittel anwendet? daß es allen Weibspersonen natürlich ist, den Männern gefallen zu wollen, und daß Zeit und Ort nur diesen Unterschied hierinnen macht, daß es bald weniger bald mehr, und bald auf diese bald auf eine andere Art geschieht.

Vermuthlich gab also eine römische Frauensperson am Nachttische ohngefähr eben das Ansehen, wie heutiges Tages eine von unsern: sie hatte Bediente und Mägde um sich herum, und ließ sich von ihnen anputzen. Wenn uns der Poet Claudianus die Venus am Nachttische abschildert, so setzt er sie auf einen glänzenden Stuhl, um welchen die Grazien herumstehen; und er läßt sie öfters selbst Hand an ihren Putz legen.

Eine Frauensperson, an ihrem Nachttische, ließ ihren Spiegel nicht aus den Augen, sie mochte nun in eigner Person die Anstalten zu ihrem Putze machen, oder sich in

Blicken,

Blicken, in Gebährden und Wendungen üben, oder auch die verlohrnen Annehmlichkeiten zu ersetzen suchen: bey allem diesen mußte der Spiegel treue Wache halten [6]).

Die allzu freyen Weibspersonen, wenn ihre Schönheit abgenutzet war, und sie häßlich zu werden anfiengen, schoben gern die Schuld auf ihre Putzmacherinnen, und liessen es hierüber vielmal zu Gewaltthätigkeiten kommen. Juvenalis sagt, es sey bey einigen ihr Nachttisch so fürchterlich als das Gericht der Tyrannen in Sicilien. „Was kann die „arme Plecas dafür, (so hieß ein solches

6) Unsere Spiegel sind, wie bekannt, eine neue Erfindung. Noch im dreyzehnten Jahrhunderte waren die Venetianer die einzigen, die diese Kunst verstanden; und wie man dafür hält, sind sie erst im funfzehnten Jahrhunderte gemein geworden. Die Spiegel der Alten waren von allerley Metall, aufs feinste poliert. Man liest im 2 B. Mos. 38, 8. daß Moses ein ehernes Handfaß machte, „von den „Spiegeln der Weiber, die vor der Thüre der „Hütte des Stiffts dienten.„ Einige Ausleger sagen, es seyn diese Spiegel von Crystall, und mit Erzte eingefasset gewesen; aber die Rabinen gestehen selbst, daß die hebräischen Frauen eherne Spiegel gehabt; und daß die Frauen, von welchen hier die Rede ist, ihre Spiegel hergegeben, damit Moses das Handfaß daraus machen konnte.

Mägdchen,) „wenn dir dein Gesicht selbst „nicht mehr gefällt? Du solltest ihr hieraus „kein Verbrechen machen.„

Die Begierde, so sie hatten, den Tempel der Isis zu besuchen, (Isis war die gefällige Göttinn, welche die Aufsicht über die verliebten Zusammenkünfte und über alle heimliche Liebeshändel hatte,) machte ihnen auch oft die größte Ungeduld; und die höchst nöthige Behutsamkeit, mit der sie verdrießliche und eifersüchtige Männer betriegen mußten, machte ihnen nicht weniger Sorge und Unruhe. Denn es waren nicht alle römische Ehemänner so gefällig wie jener Sulpicius Galba, der allemal Nachmittagsruhe hielt, da unterdessen allemal Mäcenas seiner Gemahlinn die Zeit vertrieb. Einsmals wollte ein Bedienter dieses Galba sich seines Herrn Schlaf zu nutz machen, und eine Flasche mit vortrefflichem Weine, die auf dem Schenktische stand, ausleeren. Aber Galba schlief nicht so fest, und rief: höre, Kerl! ich schlafe nicht für alle Leute; heus puer! non omnibus dormio. Er schlief, wie es schien, nur für seine Frau.

Die unzähligen Bedürfnisse beym Nachttische des römischen Frauenzimmers erforderten eine große Menge Mägde und Weibspersonen zur Bedienung; und diese hatte man. Eine jede derselben führte ihr besonderes Amt.

Einige

Einige bedienten das Haar, kämmten und zertheilten es nach der Kunst, legten Locken und knüpften es in Knoten ꝛc. Andere hatten die kostbarn Salben und das Räucherwerk in Verwahrung. Noch anderer Bestallung erstreckte sich über die Brenneisen, Nadeln, Haarnadeln, Perlen, Juwelen, Ohrengehänke, Bänder, Schminke und Malerey, kurz über alles, was zum Kopfputze, zur Verschönerung des Gesichts und der ganzen Person gehörte. Eine jede bekam ihren Titel von ihrem Amte; und daher finden sich in den lateinischen Poeten ornatrices, psecades und cosmetæ &c. welche Benennungen mit unsern Putzmacherinnen, Kammerjungfern und Kammerfrauen ohngefähr übereinkommen.

Sie hatten noch andere Weibspersonen beym Nachttische, die nichts anders thaten, als daß sie, wie Oberaufseherinnen, ihr Gutachten gaben. Diese machten gleichsam ein Collegium von Rathgeberinnen aus. Juvenalis sagt, es wären in diesen Putzgerichten die vorfallenden Streitigkeiten mit solcher Ernsthaftigkeit abgehandelt worden, als ob es Ehre, Leib und Leben betroffen hätte. Von dieser Art waren beym römischen vornehmen Frauenzimmer die parasitæ, gleichsam bestallte Lobrednerinnen ihrer Schönheit, ihrer Manieren, Kleider, Kleinodien u. d. m.

Ihre Kämme waren von Buxbaumholze oder von Elfenbeine. Sie hatten vie-

lerley Arten Nadeln und Haarnadeln, von Golde und von Silber. Anstatt der Brenneisen, (wie sie itzo gestaltet sind,) hatten sie lange und starke Nadeln: diese wurden heiß gemacht, und um dieselben wickelte man die Haare, daß sie lockicht wurden; und hernach steckte man sie mit ordentlichen Nadeln fest.

Kopfputz. Das römische Frauenzimmer war allemal im Haare aufgesetzt, und der ganze Unterschied bestand nur in der Art und Gestalt des Aufsatzes. In den ältesten Zeiten hingegen, liessen sie sich niemals ohne einen Schleyer, oder vielmehr, ohne ein Tuch über dem Kopfe, ausser dem Hause sehen. Es kam aber diese Mode mit der alten Einfalt der Sitten aus dem Gebrauche: und obgleich hernach die römischen Frauen sich zuweilen des Kopfschleyers bedienten, so geschah es doch nur, um sich mehr Annehmlichkeit zu geben. Tacitus sagt, es sey Poppäa niemals ohne einen durchsichtigen Schleyer ausgegangen, welcher ihr das halbe Gesicht bedeckte, entweder weil sie wußte, daß er ihr schön anstand, oder auch um die Augen der Neugierigen desto mehr an sich zu ziehen.

Die Art des Kopfputzes war schon damals unendlich sehr unterschieden, und richtete sich nach der Veränderlichkeit des weiblichen Sinnes und der Moden. Sie trugen Haarnadeln mit Perlen; sie knüpften das Haar mit

mit goldenen Kettlein und Ringen, auch mit purpurfarbigen und weissen Bändern, die mit Edelgesteinen besetzt waren; und trugen kostbare Ohrengehänke von Golde und mit Perlen. Horaz erwähnet eines großen Verschwenders: dieser trank bey einer Gasterey einen Becher voll Essig, worinnen er eine Perle, aus seiner Geliebten Ohrgehänke, die eine Million Sesterzien (125000 Livres, oder fast 36000 Thlr.) kostete, hatte zergehen lassen. Sat. l. 2. sat. 3.

Wie es scheint, setzten sie sich ungemein hoch auf. Mit Beyhülfe falscher Haare umgaben sie sich den Kopf, rund herum, mit so vielen Tressen, Schleifen und Spangen, stufenweis über einander, daß alles zusammen einem Baue ähnlich sah. Zuweilen gaben sie ihrem Aufsatze ein kriegerisches Ansehen, z. E. in Gestalt eines Helms oder Schildes. Sie hatten auch ganz fertige Kopfzeuge, oder nach unserer Art zu reden, Perrücken oder Haar-Touren. Einen einzigen Frauenkopf recht zu putzen, hierzu mußten bisweilen viel andere Köpfe das Ihrige hergeben.

Eine andere Art von Kopfzeugen war die mitra, (Art von Mützen): diese war fürs Frauenzimmer, was der Huth für die Mannspersonen war. Sie war mehr ausgeschnitten, als es die heutiges Tages bekannte mitra ist; hatte aber auch, wie diese, zween Zipfel, welche an die Backen fielen. Dieser Kopf-

putz kam allmälig aus dem Gebrauche: denn Frauenzimmer, das Zucht und Ehrbarkeit liebte, scheute sich dergleichen zu tragen.

Es gab einen gewissen Kopfputz, der als ein Zeichen der Schamhaftigkeit und Tugend angesehen wurde, nämlich ein breites Band, womit das Frauenzimmer das Haar einschlang, und es in etliche Knoten schlug. Ovidius nennt es insigne pudoris. Einige andere Arten kamen nur gewissen Familien zu: jedoch läßt sich wahrscheinlich vermuthen, daß solche Ehrenzeichen bald auch bey andern gemein geworden, und nur den bloßen Namen behalten haben.

Das Mode-Haar war damals das weisse, und sowohl Manns- als Weibspersonen färbten es, damit es recht licht wurde. Sie strichen es mit wohlriechenden Salben und Essenzen an, um es glänzend zu machen. Zuweilen streuten sie Goldstaub darauf, damit es schimmerte. Dieser Gebrauch kam aus Asien her. Der Geschichtschreiber Josephus meldet, daß er auch bey den Juden eingeführt war. Die Kaiser Verus und Gallienus behielten ihn ebenfalls bey. Das Haar Kaisers Commodus war hierdurch so licht und glänzend geworden, daß, wenn er im Sonnenscheine stand, es nicht anders schien, als ob es brännte.

Das Färben also, und das Bestreuen mit Goldstaube, waren die einzigen Mittel der

Alten,

Alten, ihr Haar zu zieren: denn unsern Mehlstaub, oder Puder, kannten sie nicht. Die alten Autoren sagen nichts davon, auch nicht die damaligen Kirchenlehrer, welche doch alles tadelten, was das Frauenvolk zu Vermehrung ihrer Annehmlichkeiten that. Man liest auch nichts davon in den ältesten Romanen, welche doch die Kleidertrachten beyder Geschlechter aufs genaueste beschreiben. Auch die Bildnisse aus alter Zeit zeigen nichts dergleichen an, obgleich die Maler damals die Personen so abschilderten, wie sie wirklich gekleidet und ausgeziert waren [7]).

Das Gesicht erforderte nicht weniger Sorge und Kunst als das Haar. Man findet in des Ovidius Gedichten Recepte, Schminke.

N 5 die

7) Man liest im Brantome, es sey Margarethen de Valois dermassen zuwider gewesen, daß sie ganz schwarzes Haar hatte, daß sie alle Künste versuchet habe, ihm eine lichtere Farbe zu geben. Wäre der Mehlstaub damals gebräuchlich gewesen, so hätte sie es leichter bewerkstelligen können. Der erste von allen französischen Schriftstellern, der vom Puder gemeldet, ist l'Etoile, in seinem Tagebuche vom Jahre 1593. Er erzählt, man habe damals zu Paris Nonnen auf den Gassen gesehen, die sich das Haar gekräuselt und gepudert hatten. Von dieser Zeit an, kam in Frankreich der Puder in Gebrauch, und hernach ist diese Mode in den meisten europäischen Ländern eingeführet worden.

die er dem römischen Frauenzimmer zur Schminke giebt, z. E. Nimm lybische Gerste, die von den Hülsen gereiniget ist; eben so viel wilde Erven; laß beydes in einem Ey aufquellen: wenn es wieder getrocknet ist, so zerreibe es; streue gepülvertes Hirschhorn darein, und zwar von solchem, das im Frühjahre abgeworfen ist; hierunter mische etliche gestampfte Narcissen-Zwiebeln, Gummi und Mehl aus Hetrurien. Alles dieses versetze mit einer größern Quantität Honig. Eine Person, (spricht er) die sich dieser Schminke bedient, wird eine Haut bekommen, die so rein und glatt wie ihr Spiegel ist.

Plinius gedenket eines wilden Weinstockes, auf griechisch ἀμπελος ἀγρια genannt, welcher dichte und weißlichte Blätter hat, dessen Holz knoticht, und die Wurzel insgemein gebrochen ist. Dieser Weinstock (spricht er) trägt rothe Körner, die zur Scharlachfarbe gebrauchet werden. Wenn man diese Körner nebst den Blättern stampfet, so giebt der Saft eine vollkommen schöne Haut und Farbe.

Ich weiß Frauenspersonen, spricht Ovidius ferner, welche Mohnsamen mit Wasser stampften, und sich damit die Backen bestrichen. Fabula, spricht Martialis, fürchtet sich vor dem Regen, weil sie das Gesicht mit Kreide bestrichen hat; und Sabella hütet

sich

sich vor dem Sonnenscheine, weil sie sich mit Bleyweiß schminket. Eben dieser Autor erwähnet einer Salbe, welche die kleinen Haare im Gesichte abätzet. Plautus redet von einer rothen Schminke, die er purpurissum nennt, und deren sich die Weibspersonen bedienten. Die weisse Schminke war ihnen auch bekannt; aber von Schminkpflästerchen wußten sie nichts.

Einige liessen sich das Gesicht mit Brode, in Eselsmilch eingeweichet, aufblähen. Poppäa bediente sich einer ölichten Schminke, welche wie einen Teig oder Kruste machte, wenn sie einige Zeit auf dem Gesichte gelegen hatte, und mit Milch wieder abgelöset worden war. Sie machte eine sehr weiche Haut, und eine ungemein weisse Farbe. Es entstand aus diesem Teige eine Art von Larve, mit welcher die Frauen im Hause herum giengen. Es war dieses gleichsam ihr Haus-Gesicht, mit dem der Mann vorlieb nehmen mußte; aber das verschönerte Gesicht darunter, das wie Lilien und Rosen aussah, dieses bekamen nur die Liebhaber zu sehen.

Poppäa, die Erfinderinn desselben, von der es auch den Namen bekam, führte sogar zur Zeit, da sie aus Rom vertrieben war, eine Heerde Eselinnen mit sich; und sie würde diese Heerde, wie Juvenalis sagt, bis ans Ende der Welt mit sich geführt haben. Sie

badete

badete sich alle Tage in der Milch von fünf hundert Eselinnen, wodurch sie eine frische und weisse Haut behielt.

Zahnstocher. Das römische Frauenzimmer trug auch die gröste Sorgfalt für die Zähne. Die meisten wuschen sie mit Milch; andere hatten eine Mischung von verschiedenen Materien, worein auch Urin kam, und welche aus Spanien gebracht wurde. Sie reinigten sie mit Bürstlein und Zahnstochern: einige waren von Silber, andere von Mastixbaum, welche für die besten gehalten wurden.

Falsche Zähne. Martialis unterrichtet uns, daß sie auch falsche Zähne hatten. In einem seiner Sinngedichte räth er der Maximina, sie möchte niemals lachen. „Du hast (spricht er) nur „drey Zähne; und auch diese sind von Buxbaum, und mit Harze überzogen: hüte dich „vor dem Lachen. Sieh ernsthafter aus als „des Priamus Gemahlinn, und als seine älteste Schwiegertochter. Meide alle lustige Stellungen und Scherzreden, und überhaupt alles, was Anlaß geben könnte, den „Mund zu öffnen. Es schickt sich am besten „für dich zuzusehen, wenn eine betrübte Mutter, um ihren Sohn, eine frische Witwe um „ihren Mann, oder eine Schwester um ihren „Bruder weint, oder auch, wenn bey Schauspielen Blut vergossen wird. Folge mir, „Maximina, weine immer, so thust du am

„klüg-

„klügsten.„ Und zu einer gewissen Lälia sagt er anderwärts: „Wenn du dir gleich „kein Bedenken daraus machest, falsche Zäh„ne und Haare zu tragen, so hilft es dir doch „noch nicht viel: denn wo willst du ein Auge „hernehmen? Augen sind nicht zu kaufen.„ So hoch war damals die Kunst noch nicht gestiegen, wie man hieraus ersieht, ob man wohl die Gesichtsbildung auf mancherley Art zu verbessern wußte, z. E. wohlgestaltete Augenbramen zu machen, und sie zu färben, welche Kunst schon damals sehr gemein war. Auch Personen, denen die Augen zu tief im Kopfe lagen, hatten ein Mittel, sie weiter hervor zu bringen. Sie bedienten sich nämlich eines schwarzen Pulvers: dieses brannte man an; und die Duft desselben that eine so starke Wirkung an den Augen, daß sie weiter hervor traten.

Ich habe oben gesaget, daß die Tunica, (das Unterkleid) wie auch die Toga, bey den Römern sowohl von Manns- als von Weibspersonen getragen wurde, nur mit dem Unterschiede, daß die weibliche Tunica Aermel hatte, und daß sie länger war als die männliche. Wenn das Frauenzimmer dieses Unterkleid kürzer als gewöhnlich trug, so hieß es allzu frey und wider die Ehrbarkeit. Zuweilen schloß die Tunica so knapp an den Hals, und gieng so lang an den Füßen herunter, daß Weibliche Tunica.

man

man bey den meisten Frauenspersonen nichts als das Gesicht sehen konnte.

Nachdem aber die verschwenderische Lebensart den Gebrauch des Goldes und der Edelgesteine eingeführet hatte, so fiengen sie an, und ohne Nachtheil ihrer Ehre, den Busen mehr zu entblößen: die Eitelkeit nahm immer mehr überhand, und das Unterkleid wurde immer weiter ausgeschnitten. Oftmals waren auch die Aermel nicht von der Achsel an, bis an die Hand, zugenähet, sondern nur mit Spangen angehäftet; doch so, daß eine Seite des Unterkleides auf der linken Achsel fest saß, die andere Seite aber auf den obern Theil des rechten Arms nachläßig herabfiel.

Gürtel. Ueber das Unterkleid schnallte das Frauenzimmer einen Gürtel, entweder dasselbe höher aufzugürten, oder auch dessen Falten in geschickter Ordnung zu erhalten. Es hieß ein artiger Wohlstand, den Saum des Unterkleides, im Gehen, bis zur Höhe der herabhangenden Hand aufzuheben, nämlich zur Rechten, wo es herabfiel. Einige bedienten sich des Gürtels wenig, und liessen vielmehr das Unterkleid flattern: aber dieses hieß allzu frey und nachläßig.

Es wurden in der Folge der Zeit immer mehr Unterkleider Mode. Das Frauenzimmer that es hierinnen den Mannspersonen nach, und man trug endlich bis auf drey Unter-

terkleider, und in verschiedenem Geschmacke. Das erste, oder unterste, war nur wie ein Hemd; das andere fast in Gestalt eines Chorhemdes; und das dritte, nachdem es allmälig immer mehr Falten bekommen, auch an Weite zugenommen hatte, wurde endlich, durch die vielerley Zierrathen, die man ihm zu geben wußte, eine besondere Frauentracht, welcher man den Namen stola beylegte, und welche die Toge aus der Mode brachte; oder wenigstens behielten sie nur noch die Mannspersonen und die Buhlschwestern bey. Stola.

Der Schweif an diesem Kleide wurde geschleppt, und unten war es mit einer breiten Galone von Golde oder Purpur besetzt. Das Leibstück desselben war buntstreifig. Das Vordertheil war wenigstens bis an den Gürtel zu. Der obere Theil stand offen, und ließ das zweyte Unterkleid sehen.

Vermuthlich waren an diesem zweyten Unterkleide diejenigen Binden oder Schnuren, womit sich junges Frauenzimmer die Brust schnürte. Durch Kunst bekamen sie bald eine neue und besondere Gestalt; und, wie es scheint, gab dieses zuerst Anlaß zur Erfindung der Corsette, welche in kurzem zur Vollkommenheit kamen. Unter allen Stücken des Anzugs der Römerinnen wurde das Corset dasjenige, das sich am schönsten ausnahm: Corset.

nahm: es war mit Golde, mit Perlen und Edelgesteinen besetzet.

Schleppe. Ueber der itzt beschriebenen Kleidung trug das römische Frauenzimmer eine Schleppe, (une mante,) die überaus lang flatterte, und nirgends als an der Achsel mit einer Spange anhieng: alles übrige flog weit ab. Insgemein hieng sie oben an der linken Achsel, und dem Arme, damit der rechte Arm freyer bliebe, (und diesen trug das Frauenzimmer bloß, gleichwie die Mannspersonen,) daß folglich sehr viel Falten entstanden, welche dieser Kleidung ein edles Ansehen gaben.

Alle Zeuge, oder Stoffe, bestanden aus Wolle, aus Leine, aus Seide, oder auch aus einer Mischung dieser Materien. Der Unterschied und der Werth derselben kam sonderlich auf die Farben an. Und solchergestalt bekamen von je her die Menschen alles benöthigte zur Kleidung, theils von Thieren, von Erdgewächsen, ja selbst von Würmern; theils wiederum aus Seemuscheln, aus Kernen von Baumfrüchten, oder auch aus Säften von Pflanzen.

Der Gebrauch der bloßen Wolle, zu Geweben und zu Kleidern, stammt nicht nur aus den ältesten Zeiten her, sondern besteht auch noch itzo. Erst unter der Regierung der Kaiser, wie ich schon gesagt habe, ward bey den Römern der Gebrauch des Leins eingeführet;

führet; und so lange ihre Republik bestand, wußten sie auch nichts von der Seide.

Dio meldet, es habe Julius Cäsar, bey öffentlichen Schauspielen, den ganzen Schauplatz mit seidenen Tüchern überspannet, um gleichsam hierdurch dem römischen Frauenzimmer ihre Pracht zu verweisen. Kaiser Tiberius ließ durch den Senat einen Befehl ergehen, in welchem nicht allein das goldene Tafelgeschirr, sondern auch den Mannspersonen das Tragen seidener Kleider untersaget wurde. Caligula trug ein Kleid, fast wie ein Regenrock, das purpurfarbig war: oftmals gieng er auch öffentlich in Triumphkleidung, und in einem seidenen Kleide. Man darf sich also nicht wundern, wenn schon unter dem Kaiser Nero das Frauenzimmer seidene Kleider zu tragen angefangen hatte. Indessen ists zu vermuthen, daß diese Zeuge nur mit Seide gemischet waren, und daß bis auf die Zeiten Kaisers Heliogabalus, zum wenigsten unter Mannspersonen, die Verschwendung noch nicht so hoch stieg, daß jemand ein ganz seidenes Kleid getragen hätte. Seidene Stoffe.

Dieser Kaiser war in Rom der erste, dem die im Griechenlande und in Italien bekannten Zeuge zu schlecht waren. Er trug ganz seidene, purpurfarbige und mit Golde gestickte Kleider, und Unterkleider von goldenen Stoffen, mit Edelgesteinen besetzt, welche so schwer

waren, daß er selbst darüber klagte und zu sagen pflegte, er könne die Last des Kleiderstaats kaum ertragen.

Es ist bekannt, wie selten und kostbar die Seide damals war. Kaiser Aurelianus, der über funfzig Jahre nach dem Heliogabalus regierte, hatte, wie Vopiscus berichtet, ein einziges seidenes Kleid. Selbst seine Gemahlinn konnte kein seidenes Mäntelchen (manteau) von ihm bekommen, das sie sich doch als eine große Gnade von ihm ausbat; denn er gab ihr zur Antwort: „ich bin gar „nicht Willens, Fäden wie Gold zu kaufen:„ weil nämlich ein Pfund Seide ein Pfund Gold [8]) kostete.

Die

8) Die Alten nannten ganz seidene Kleider vestes holosericas, (welches eben dieselbe Bedeutung hat,) vom griechischen Worte ὅλος, ganz, und von σὴρ, ein Seidenwurm; und dieses wiederum von Seres, den Völkern eines Landes in Indien, das itzo Katai heißt, von welchen die Kunst, Seide von diesen Würmern zu gewinnen, erfunden worden seyn muß. In Europa lernte man sie erst unter der Regierung des Kaisers Justinianus kennen, als zween Mönche aus Serinda, einer Stadt in Indien, Eyer von Seidenwürmern, die sie in Miste auslaufen liessen, nach Constantinopel brachten. Sie lehrten andere Leute, diese Würmer mit Maulbeerblättern zu ernähren, und überhaupt alles, was zum Seidenbau gehöret, zuzurichten. Die ersten Seiden-Manufacturen

waren

Die gewöhnliche Farbe der Kleider war weiß, und diese hieß die anständigste, ausgenommen daß die Purpurfarbe gewissen Würden zukam. Als das Frauenzimmer buntfarbige Kleider zu tragen anfieng, so wählten sie sich Farben, die sich für eine jede am besten schickten. Ovidius gab ihnen auch selbst diese Vorschrift: „Nicht jedwede Farbe, spricht er, steht allen schön an. Die „schwarze schickt sich gut für weisse Personen: ein schwarzes Unterkleid stand der „Priseis schön; die weisse Farbe hingegen „kleidet bräunliche Personen wohl. Du trugest dich weiß, o Tochter des Cepheus! und „damals hattest du ein solches Kleid an, als „dich die Insel Seriphos in sich sah.„ Farben.

Die Purpurfarbe war nicht die einzige, mit der die Römer färbten: sie hatten auch ein Blau, welches, wie eben dieser Poet saget, dem hellen Himmel glich; ein Meergrün,

waren zu Constantinopel; hernach legte man ihrer auch zu Athen, zu Thebä und zu Corinthus an. Rogerius, ein König in Sicilien, ließ eine zu Palermo, im Jahre 1130 anlegen. Itziger Zeit, wie bekannt, sind in Italien, in Frankreich, in Deutschland, und anderwärts, viel Seiden-Manufacturen. Mezeray sagt, es habe König Heinrich II. beym Beylager der Herzoginn von Savoyen, die ersten seidenen Strümpfe getragen, so man jemals in Frankreich gesehen habe.

mit dem die Nymphen, nach seinem Vorgeben, bekleidet waren; eine Farbe, mit welcher Aurora prangte; eine andere, welche den Myrthen aus Paphos ähnlich sah; noch eine andere, die derjenigen glich, welche an dem Widder war, der den Phryxus und seine Schwester Helle trug, da sie den Betrügereyen der Ino entgiengen; und noch andere mehr, die er mit den mancherley Blumen im Frühlinge vergleichet.

Schuhe des Frauenzimmers.

Ungeachtet dieser vielen Farben, die sich bald nach der Mode, bald nach besonderen Einfällen, oft auch nach der Ehre und Würde eines Standes oder einer Lebensart richteten, behielt doch das römische Frauenzimmer lange Zeit nur einerley Farbe an den Schuhen.

Insgemein waren die Frauenschuhe weiß. Unter den Kaisern fiengen sie an, rothe Schuhe zu tragen. Aurelianus erlaubte es ihnen, verboth es aber den Mannspersonen: welches, in Ansehung des Frauenzimmers, allerdings sehr gnädig von ihm war, da selbst dieser Kaiser, und seine Nachfolger, nach dem Gebrauche der alten italienischen Könige, rothe Schuhe trugen. Eben diese Mode blieb noch lange unter den neuern Kaisern im Gebrauche, und kam sogar von diesen, welche im Occident regierten, auch auf die Päbste.

Das römische Frauenzimmer trug auch Pantoffeln und Fuß-Socken. Aber man

darf

darf nicht glauben, daß sie die Gestalt wie unsere hatten: es waren vielmehr nur Streifen oder Riemen, mit welchen sie sich die Füße umwunden; und diese waren insgemein roth. Vermuthlich sah man etwas davon durch die Oeffnung des Schuhes oder Halbstiefels, welches so dünne war, daß es unsern Strümpfen gleich kam, wenn sie mit den Strumpfbändern scharf angezogen sind. Eben ein solches Band hielt dieses Gewinde oben fest, welches aber die Wade nur gelind preßte. Aus allem diesen kann man sich die Vorstellung so machen, daß die Bänder, die sie um die Beine trugen, sehr lang waren, von Gold oder Purpur gewirkt, insgemein aber weiß. Mit diesen umwunden sie die Beine kreuzweis, und die äussersten Enden waren versteckt und verlohren sich.

Die Kaiser hatten mancherley Zierrathen an ihren Schuhen, z. E. einen Adler mit Perlen und Demanten gestickt. Wie es scheint, trug hernach auch das Frauenzimmer eben dergleichen, wenigstens die Gemahlinnen der Kaiser. Ueberdieß waren die Edelgesteine so gemein, daß, wie Plinius meldet, auch die gemeinsten und sittsamsten Frauenspersonen eben so wenig ohne Juwelen, als die Consuln ohne ihre consularische Ehrenzeichen, ausgiengen. Er sagt, er habe die **Lollia Paullina**, Hist. nat. l. 9. c. 35. auch nachdem sie vom Kaiser Caligula geschieden war, mit einer großen Menge Edel-

gesteine behänget gesehen; und nicht etwa bey einer Ceremonie, oder einem großen Gastgebote, sondern bey ordentlichen Besuchen. Der Werth derselben (und sie wies gern die Rechnung, um sich Ehre damit zu machen,) belief sich auf vierzig Millionen Sesterzien, d. i. fünf Millionen Livres, (oder ohngefähr 1,400,000 Thaler). Dem allen ungeachtet waren es nicht etwa Geschenke vom Kaiser, oder Reichs-Kleinodien; sondern es war ihr Familien-Schmuck, aus der Erbschaft des Marcus Lollius, ihres Oheims.

Um den Ueberfluß hierinnen recht sichtbar zu machen, vergleichet Plinius die geringe Pracht der Triumphe des Curius und des Fabricius mit diesem Stolze der Lollia: er gesteht aber selbst, daß dieses noch nicht der höchste Grad der Verschwendung der damaligen Zeit war [9]).

Der

9) Die Perlen waren bey den Alten viel höher geachtet, als sie es itzo bey uns sind; und die Demanten waren sehr selten, immassen sie erst nach der Zeit, da man nach Indien gehandelt hat, gemein geworden sind. Die Alten verstanden auch nicht die Kunst, sie in Rauten zu schneiden, und zu polieren. Ludwig de Berquen muß diese Kunst ums Jahr 1476. erfunden haben. Andere Edelgesteine hingegen waren nicht so rar. Sie wußten sie schön zu arbeiten, und tief und erhaben zu schneiden.

Der Geschmack an Edelgesteinen machte ihnen hernach Lust zu Halsbändern, zu Armbändern und zu Ringen. Die Mannspersonen trugen ihrer. Vorher hatten sie sich begnüget, schlechte Ringe von Eisen, oder von Golde, nach Unterschied des Standes zu tragen. Der eiserne Ring blieb lange Zeit ein Ehrenzeichen für die römischen Ritter; und die Senatoren durften ihn ebenfalls tragen. Aber, wie Plinius meldet, trugen sie ihn nur, wenn sie als Abgesandte verschicket wurden. Wie es scheint, war an dem Ringe der Ritter ein besonderes Kennzeichen zu sehen. In den folgenden Zeiten maßten sich alle römische Bürger dieses Rechts an; ja die Kaiser ertheilten es oft ihren Freygelassenen. Ringe.

Man trug diesen Ring an dem Finger neben dem kleinsten. Da die Pracht höher stieg, so that man einen Edelstein hinzu; und in diesen war das Pitschier geschnitten, welches bey den Römern lange Zeit anstatt der Unterschrift diente, sowohl zu Briefen, als auch zu Versicherungen, Contracten und Testamenten. Pitschier.

Ihre Pitschiere hatten mancherley Figuren. Augustus führte im Anfange einen Sphinx; hernach aber das Bildniß Alexanders des Großen. Mäcenas führte einen Frosch; Kaiser Galba einen Hund, auf der

Vorderspitze eines Schiffs. Es war aber nicht was bey uns die Wapen sind: denn die Römer hatten dergleichen nicht. Wie es scheint, fiengen die Siegel erst an erblich zu werden, da man von den Kreuzzügen zurückkam; und die Farben der Wapen entstanden aus den Brustharnischen derer, welche sich auf die Kreuzzüge begaben 10).

Man ersieht aus des Cicero Schriften, daß das Pitschier noch zu seiner Zeit anstatt der Unterschrift aufgedruckt wurde. Das Unterschreiben des Namens ward erst unter den Kaisern gebräuchlich. Als einsmals dem Kaiser Nero ein Todesurtheil zur Unterschrift vorgeleget wurde, so sagte er mit betrübten Gebehrden, und mit derjenigen gnädigen Art, die er in seinen ersten Regierungsjahren an sich hatte: o hätte ich niemals

10) Man beweiset aus den Reichs-Siegeln, die man noch aus dem XIII. Jahrhunderte an vielen Urkunden findet, daß die Kaiser damals den Adler noch nicht im Wapen führten. Albert von Straßburg erzählt im Jahre 1347. als eine Neuerung, contra morem antecessorum, daß Clemens IV. ein Franzos von Geburth, welcher erst Guido Fulcodius, oder Guido Grossus hieß, und im Jahre 1265. zum Pabste erwählt wurde, 1268 aber starb, die fünf Rosen, welche sein Familien-Sinnbild waren, in einer päbstlichen Bulle gebrauchet hatte.

niemals schreiben gelernet! vellem nesci-re litteras!

Da endlich die Mode, Ringe mit Steinen zu tragen, immer beliebter wurde, so trug man ihrer mehr als einen; und zwar zuerst am Zeigefinger; hernach am kleinen; zuletzt an allen Fingern, und sogar zween an einem: so daß es das Ansehen gewann, wie Plinius davon urtheilet, als wollte man sich nur mit der Schwere und Menge der Ringe, womit man die Finger mehr belästigte als zierte, in großes Ansehen setzen. Man wechselte sogar nach den Jahrszeiten damit ab: denn man trug im Sommer leichte Ringe, und im Winter viel stärkere, und mit schwerern Steinen. Ringe mit Steinen.

Fünftes Capitel.

Von den Gesetzen wider den unverheyratheten Stand. Von den Graden der Blutsfreundschaft: von der Abstammung, dem Alter, und der Einwilligung der Aeltern, in Ansehung der Heyrathen. Von den Verlöbnissen. Von dem Brautschatze. Von den Ceremonien beym Heyrathen. Von der Kleidung, dem Gefolge, und dem Einzuge der jungen Frauen im Hause ihrer Männer. Von dem Hochzeitmahle. Von den Hochzeitgesängen. Von der Ehescheidung. Vom Ehebruche. Von der zweyten Verheyrathung. Von den Beyschläferinnen; und von der Vielweiberey.

Gesetze wider den unverheyratheten Stand.

In der Absicht, der römischen Bürger immer mehr zu machen, belohnten nicht nur die Römer diejenigen, die sich verheyratheten, sondern sie setzten auch Strafen auf die, welche im ehelosen Stande blieben. Bey den Schätzungen oder Musterungen des Volks, legten die Censoren einem jeden Bürger diese Frage vor: ex animi tui sententia uxorem habes, liberûm quærendorum causa? d. i. „sage auf dein Gewissen, ob du ein Eheweib habest, in der Absicht, Kinder zu erzeugen?„ Wenn einer eine unfruchtbare Frau hatte, so mußte er sich von ihr scheiden,

und

und eine andere zur Ehe nehmen. Bürger, die keine Weiber hatten, zahlten die gesetzte Strafe [1]): zuweilen wurden sie gar aus ihrer Tribus (oder Stadtvierthel) verstoßen, und in eine andere versetzet, die nicht so angesehen war.

Wenn ein Bürger einen Eyd vor Gerichte ablegen wollte, so war die erste Frage, die der Richter an ihn that, diese: ex animi tui sententia tu equum habes? tu uxorem habes? d. i. „sage auf dein Gewissen, ob „du ein Pferd habest? ob du ein Eheweib „habest? Wenn einer diese vorläufigen Fragen nicht zulänglich beantworten konnte, so wurde er nicht zugelassen.

Dem ungeachtet wurde das ehelose Leben in Rom sehr beliebt, so daß die Censoren im Jahre 518. nach Erbauung der Stadt, bey einer Musterung des Volks, alle junge Bürger einen Eyd schwören liessen, daß sie sich verheyrathen wollten.

Damit der große Abgang an Bürgern, welcher durch die bürgerlichen Kriege verursachet worden war, wieder ersetzet werden möchte, traf Julius Cäsar verschiedene neue Anstalten. Er versprach den Hausvätern

1) Diese Geldbuße hieß æs uxorium. Die Censoren, M. Furius Camillus, und M. Posthumius, forderten sie im Jahre Roms 350. zuerst ein.

tern Belohnungen, wenn sie etliche Kinder erzeugten. Er untersagte allen Bürgern, die über zwanzig Jahre, und unter vierzigen waren, länger als drey Jahre aus Italien abwesend zu seyn, nur diejenigen ausgenommen, welche als Soldaten dienten. Nach eben diesem Befehle durfte kein Sohn eines Senators ausser Italien reisen, wenn es nicht in Gesellschaft einer obrigkeitlichen Person geschah. Und weil auch, wegen der Menge der Sclaven, Leute vom gemeinsten Volke nicht Arbeit finden konnten, und folglich so sehr verarmten, daß sie sich unmöglich verheyrathen und Kinder zeugen konnten, so befahl Cäsar, daß unter dem Gesinde, so die Reichen bey ihrem Viehe brauchten, wenigstens der dritte Theil freye Leute seyn sollten.

Augustus setzte auf die Unverheyratheten noch größere Strafen und Geldbußen. Nach Cäsars Beyspiele verhieß er den Verheyratheten und denen, die etliche Kinder hatten, Belohnungen. Hortensius bekam von ihm eine ansehnliche Geldsumme, damit er sich standesmäßig verheyrathen könnte, und damit auch das berühmte Geschlecht der Hortensier nicht erlöschen möchte. Als einst das Volk nach den Stadtviertheln gemustert wurde, so ließ er einem jeden Hausvater ein tausend Sesterzien geben, welches ohngefähr 125 Livres (oder 36 Thlr.) betrug.

Um

Um das Heyrathen noch mehr zu erleichtern, erlaubte er allen, die nicht Senatoren, Söhne oder Enkel von Senatoren waren, Töchter von Freygelassenen zu ehelichen, ohne daß solche ungleiche Ehen weder denen, die sie vollzogen, noch auch ihren Kindern nachtheilig seyn könnten. Weil auch viele, bloß zu Vermeidung der Strafen, die aufs ehelose Leben gesetzet waren, den groben Betrug spielten und Kinder heyratheten, die noch lange nicht mannbar waren, so verboth er, Mägdchen zur Ehe zu nehmen, die nicht zum wenigsten zehen Jahre alt wären, damit zwey Jahre nach der Verlöbniß, die Ehe vollzogen werden könnte.

Augustus fand große Schwierigkeiten, als er diese Gesetze gab: denn die Liebe zur ungezähmten Freyheit, zum ehelosen und lüderlichen Leben empörte sich überall. Jedoch, seine mit Klugheit und Mäßigung vereinbarte Standhaftigkeit siegte allen diesen Hindernissen ob.

Als er einsmals bey gewissen Lustbarkeiten erschien, so brachten die römischen Ritter ihre Klage wider die auf den ehelosen Stand gesetzten Strafen öffentlich bey ihm an, und suchten ihn mit großem Geschrey zu Wiederruffung derselben zu nöthigen. Augustus ließ sogleich die Kinder des Germanicus zu sich holen, (und er hatte ihrer schon viel, da er doch kaum vier und zwanzig Jahre alt war).

Suet. in vit. Aug. c. 34.

war). Er nahm einige dieser zarten Kinder in seine Arme, setzte andere in ihres Vaters Schooß, und zeigte sie den Rittern, um der römischen Jugend Lust zu machen, ebenfalls Väter zu werden.

Er that noch mehr: Er befahl, wie **Dio** meldet, daß alle römische Ritter, in zween Haufen, vor ihm vorbey gehen mußten, nämlich in einem Haufen die verheyratheten, und im andern die unverheyratheten. Da nun die Anzahl der letzten viel größer war, so gab er den stärksten Unwillen darüber zu erkennen. Er lobte diejenigen, die in einer ehrlichen Ehe der Republik Bürger erzogen; und verwies es dagegen den andern, die nicht ein gleiches thaten. Und anstatt die Strafen auf den ehelosen Stand zu mildern, setzte er ihrer noch mehr darauf, indem er durch die damaligen Consuln **Papius** und **Poppäus** ein Gesetz geben ließ, welches, unter dem Namen lex Papia Poppæa, im römischen Rechte sehr bekannt ist. Ein besonderer Umstand bey diesem Gesetze, woraus die Größe des Uebels, dem es abhelfen sollte, sattsam erhellet, war dieser, daß weder Papius noch Poppäus, von welchen doch ein so scharfes Gesetz wider den ehelosen Stand gegeben wurde, verheyrathet waren.

Annal. l. 3. c. 25. Tacitus sagt, es habe dieses Gesetz einen zweyfachen Endzweck gehabt: erstlich, die Unverheyratheten zu bestrafen; zweytens, die öffent-

öffentliche Casse zu bereichern: denn es verordnete, daß alle Collateral-Erbschaften und Vermächtnisse, die den unverheyratheten Bürgern zufielen, nicht ihnen, sondern der Republik zufallen sollten. Ferner verlieh es den Hausvätern verschiedene Vortheile. Sie hatten bey Aemtern den Vorzug vor andern; sie wurden eher für mündig erkannt, wenn solches zu Erlangung eines Amts nöthig war, und zwar um so viel Jahre eher, so viel sie Kinder hatten. Sie hatten den Vorsitz vor ihren Collegen, auch besondere Ehrensitze in Schauplätzen und bey öffentlichen Spielen. Endlich bekamen auch, nach eben diesem Gesetze, die Hausväter in Rom, welche drey Kinder hatten, die Hausväter in Italien, welche ihrer vier, und die in den Provinzen, welche ihrer fünf hatten, Befreyung von Vormundschaften und andern dergleichen Beschwerungen [2]).

Dieses

2) Dieses heißt in der römischen Jurisprudenz das Recht der drey, vier und fünf Kinder. Man findet in vielen alten Inscriptionen, daß es mit dem Zeichen I. L. H. d. i. Ius liberorum habens (das Recht der Kinder habend) bemerket ist. Dieses Recht wurde sehr gesuchet. Die Kaiser ertheilten es hernach vielen nach Gutdünken, ob sie gleich keine Kinder hatten. Trajanus verlieh es dem jüngern Plinius, welcher in seinen Briefen davon erwähnet.

Dieses Gesetz giebt dem Plutarchus Anlaß zu sagen, es hätten sich viel römische Bürger, nicht sowohl um Erben zu bekommen, als vielmehr um Erben werden zu können, verheyrathet. Kaiser Constantinus glaubte, es wäre der christlichen Religion zuwider: nach diesem Grundsatze milderte er es in einigen Stücken, und schaffte es in andern gar ab, indem er die auf den ehelosen Stand gesetzten Strafen aufhob.

Grade der Blutfreundschaft und Abstammung.

Der erste Grad der Blutsfreundschaft, in welchen die Römer heyrathen durften, war, wie es scheint, die Verwandtschaft zwischen Geschwisterkindern. Nach einem Gesetze der zwölf Tafeln waren die Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern verbothen. Wie aber ein solches Gesetz in einem republicanischen Staate unmöglich lange bestehen konnte, so wurde es auch wirklich, schon fünf Jahre hernach, wieder abgeschaffet. Hingegen war eine jede Ehe mit nicht gar tugendhaften Weibspersonen, oder mit andern von sehr schlechtem Herkommen, oder auch mit solchen, deren Aeltern verächtliche Arbeit getrieben hatten, als schimpflich angesehen. Heyrathen mit Fremden, sie mochten seyn weß Standes sie wollten, waren gänzlich verbothen. Die Römer, diese Abkömmlinge zusammengelaufenen Volks, verachteten Fremde, und erkannten nur römisches Blut für edel. Wie es scheint, hielten sie sogar die Folgen von solchen

Ehen

Ehen für gefährlich für ihre Regierungsart. Es ist bekannt, wie Antonius, durch seine Heyrath mit der Cleopatra, des ganzen römischen Volks Haß auf sich lud; und wie Titus, aus Staatsgründen, seine Liebe zur Berenice fahren ließ.

Ein römischer Bürger mußte eine Bürgerinn heyrathen, nach dem Rechtssatze: si vis nubere, nube pari. Er konnte sich auch aus den Municipal-Städten, und aus allen andern Städten in Italien, die das römische Bürgerrecht hatten, eine Frau aussuchen; auch endlich sogar aus den Ländern, welche das jus connubii erlanget hatten, d. i. das Recht, daselbst Heyrathen zu treffen. Wofern er aber eine andere Fremde zur Ehe nahm, so verlohr er seine Ehren und Vorrechte. Seine Kinder wurden gewissermassen als unehelich angesehen, und hiessen, nach einer verächtlichen Benennung, hibridæ, welcher Namen eigentlich Thieren, die von zweyerley Arten der Thiere erzeugt sind, zukömmt. Ihr Stand war nicht viel besser als der Sclaven ihrer. Dieser Unterschied hörte erst alsdann auf, da Kaiser Caracalla allen Völkern im ganzen römischen Reiche das römische Bürgerrecht verlieh.

Alter, und Einwilligung der Aeltern.

Zum Heyrathen wurden noch zwo andere Bedingungen erfordert, nämlich das rechte Alter und die Einwilligung der Aeltern. Die Mannsperson mußte zum wenigsten vierzehn,

und Weibspersonen zwölf Jahre alt seyn. Damit aber eine allzu große Ungleichheit vermieden würde, so durfte eine Frau unter funfzig Jahren keinen sechzigjährigen Mann nehmen, und kein Mann von sechzig, eine Frau von funfzig Jahren. Endlich wurde auch die Einwilligung der Alten dabey erfordert, und zwar am meisten des Vaters seine. Ein enterbter Sohn war diesen Gesetzen nicht unterworfen, wohl aber die Töchter. Die Einwilligung der Mutter war nicht nothwendig, sondern sie wurde nur zum Wohlstande gesuchet.

Verlöbniß. Wenn der Vater in die Heyrath gewilliget hatte, so schritt man zur Verlöbniß. Diese geschah mit Ceremonien, wobey Priester und Augurn waren. Man verglich sich über den Brautschatz und andere Bedingungen, worüber man in Gegenwart etlicher Zeugen, die ihre Siegel beysetzten, einen Contract machte. Man zerriß dabey den Strohalm, wie bey andern Verträgen, welche Ceremonie stipulatio (von stipula, Stroh) hieß. Der Bräutigam machte der Braut Geschenke an Gelde und Kleinodien ꝛc. gab ihr auch, zum Unterpfande seiner Liebe und Treue, einen Ring [3]), der

3) Dieser Ring hieß annulus sponsalitius, genialis oder pronubus. Zu des Plinius Zeit war er noch von Eisen, und ohne Gehäuse; hernach war er von Golde. Die Braut pflegte ihn

der sie verbinden sollte. Sowohl der Bräutigam als die Braut beschenkten diejenigen, die zu ihrer Ehre behülflich gewesen waren. Unter den Kaisern wurde verordnet, daß diese Geschenke eine rechte Verhältniß mit dem Brautschatze haben sollten. Endlich stellte der Vater, oder der nächste Verwandte der Braut, ein Gastmahl an.

Der Gebrauch war, den Brautschatz in drey Fristen zu bezahlen, welche in den Gesetzen bestimmet waren. Man zahlte ihn entweder in baarem Gelde, oder er wurde auch auf liegende Gründe versichert. Der neue Ehemann bekam den Besitz desselben erst am Hochzeittage. Er durfte das Eingebrachte der Frau nicht verkaufen: denn wenn eine Ehescheidung geschah, an welcher die Frau nicht Schuld hatte, so forderten es die Verwandten der Frau wieder. Die Summe des Brautschatzes war nicht bestimmt, son- Brautschatz.

ihn am vierten Finger der linken Hand zu tragen, weil man glaubte, es läge da eine Ader, die bis ins Herz gienge. Man hatte auch solche Ringe von Kupfer und Erzte, mit kleinen Erhöhungen, in Gestalt der Schlüssel: anzuzeigen, daß der Mann, indem er der Braut diesen Ring schenkte, ihr die Hausschlüssel anvertraute. Man hat solche Ringe mit folgenden Ueberschriften oder Denksprüchen gefunden: bonam vitam. Amo te. Ama me. d. i. Lebe glücklich. Ich liebe dich. Liebe mich.

dern sie richtete sich nach dem Stande und Vermögen der Eheleute. Wenn ein römischer Bürger eine freye Jungfer mißbrauchte, so mußte er sie, nach den Gesetzen, ohne Brautschatz heyrathen, oder ihr einen geben, der ihrem Stande gemäß war.

In den ersten Zeiten der Republik war der Brautschatz sehr mäßig. Der größten L. 4. c. 4. Männer Töchter, wie Val. Maximus sagt, brachten dem Ehemanne oft nichts als den Ruhm ihrer Väter und ihrer Familien mit. Cn. Scipio, da er den Oberbefehl in Spanien führte, suchte beym Senate seine Zurückberuffung nach Rom, weil er seine Tochter verheyrathen wollte. Um nun die Republik nicht der Dienste dieses großen Feldherrn zu berauben, gab ihm der Senat zwar abschlägige Antwort, nahm aber die Ausstattung seiner Tochter über sich. Er suchte ihr einen guten Gemahl aus, und zahlte ihr einen Brautschatz von eilf tausend as, welche Summe 550 Livres (oder kaum 160 Thaler) beträgt. So geringe aber im Anfange der Brautschatz war, so ausschweifend groß wurde er in den folgenden Zeiten. „Dieses De consol. ad Helv. c. 12. Geld, spricht Seneca, welches dem römischen Senate damals zum Brautschatze für des Scipio Tochter groß genug dünkte, wäre itzt nicht hinlänglich, für die Tochter eines Freygelassenen einen Spiegel zu kaufen.„

Bey

Bey einer jeden Heyrath wurde von den Augurn die Vogeldeuterey als eine Religions-handlung angestellet; man brachte auch den Göttern Opfer, insonderheit der Juno, als der Vorsteherinn bey allem, was zum Heyrathen und Hochzeitmachen gehörte. Die Galle der Thiere ward herausgenommen und geopfert: anzuzeigen, daß im Ehestande beständige gute Eintracht herrschen sollte. Ceremonien beym Heyrathen.

Die Ehe wurde auf dreyerley Arten geschlossen, welche confarreatio, coëmtio, usus hiessen, und etwa durch die Wörter Ehe-Opferung, Ehekauf und Ehegebrauch verdeutschet werden könnten. Die erste Art war die älteste, welche schon Romulus eingeführet hatte. Es opferte nämlich ein Priester, im Beyseyn zehen Zeugen, und unter Aussprechung gewisser Worte, den Göttern einen Kuchen, welcher aus Weizenmehle, Wasser und Salze gemacht war; und dieser hieß far. Der Bräutigam und die Braut aßen beyde etwas davon, zum Zeichen der Verbindung, die sie eingehen wollten. Diese Art der Verehlichung gab den Ehefrauen das Recht, an den besondern Familien-Opfern ihrer Männer Theil zu nehmen, ja selbst an ihren Gütern, wofern sie ohne Testament und ohne Kinder starben. Hinterliessen sie Leibes-Erben, so theilten die Weiber mit denselben. Die Kinder, welche aus solchen Ehen

gebohren waren, hatten den Vorzug vor andern, wenn sie Priester des Jupiters werden wollten.

Der **Ehekauf** (coëmtio) war eine Art von erdichtetem Kauf, welchen Braut und Bräutigam schlossen, indem sie einander zum Scheine eine Anzahl Geldmünzen gaben. Diese Art der Verheyrathung blieb länger im Gebrauche als die Ehe-Opferung, (confarreatio) welche, wie Tacitus meldet, zu Kaisers Tiberius Zeiten nicht mehr üblich war. Nach etlicher Autoren Bericht, waren eben dieselben Ceremonien dabey; und die Ehefrauen bekamen dadurch auch eben dasselbe Recht.

Die dritte Art, nämlich der **Ehegebrauch**, (usus) fand alsdann Statt, wenn eine Weibsperson, mit Einwilligung ihrer Aeltern oder Vormünder, mit einem Manne, in der Absicht ihn zu heyrathen, ein ganzes Jahr gelebt hatte. Alsdann wurde sie, ohne alle andere Ceremonien, seine rechtmäßige Ehefrau. Es scheint, als habe eine solche Frau auch alle Rechte wie die andern gehabt.

Bey den Römern hiessen nicht alle Tage, auch nicht alle Monathe, zum Heyrathen glücklich. Sie thaten es niemals an den Calenden, (erstem Tage eines Monaths,) auch nicht an den Nonen und Idus rc. und überhaupt an keinem Tage, der in ihren Calendern schwarz gezeichnet war. Man unterließ das

Heyra-

Heyrathen im Februarius, weil man in diesem Monathe die jährigen Leichen-Gedächtnisse (charistia) hielt; im März e, so lange die Salischen Feste währten; vornehmlich aber im May. Hingegen war der Junius unter allen Monathen derjenige, den sie für den glücklichsten zum Heyrathen hielten.

Plutarchus saget, es hätten die Römer deßwegen nicht im Monathe Majus Hochzeit gemacht, weil dessen Benennung von majores, die Alten, herkomme, indem das Heyrathen kein Werk für Alte sey; und man hätte die Vollziehung der Ehen bis in den Junius verschoben, weil er seinen Namen von dem Worte juniores habe, welches junge Leute bedeutet; oder auch, weil man im May Aussöhnungs-Ceremonien hielt, welche sich nicht zum Heyrathen schickten. Nach anderer Meynung geschah es, weil man in diesem Monathe die Feste lemuria feyerte. Diese geschahen zu Ehren der unterirdischen Götter, Lemures genannt, welche bösartige Geister hiessen, und vor deren Tücke man sich furchte. Ursprünglich hieß dieses Fest Remuralia, oder Remuria; und Romulus hatte es in der Absicht gestifftet, um die Seele, oder den Genius, des Remus, seines ermordeten Bruders, zu besänftigen [4]).

 Am

4) Die Gewohnheit, im May nicht zu heyrathen, ist noch in vielen Gegenden üblich, ohne daß man

Braut-kleider. Am Hochzeittage trug die Braut ein ganz weisses Kleid. Ihre Haare waren zerstreuet, und mit Wolle vermischet, nach Art der vestalischen Jungfrauen, deren Schamhaftigkeit sie nachahmen sollte. Das äusserste des Haares wurde wie eine Pfeilspitze geknüpfet, und mit dem Eisen eines Spiesses gekräuselt. Sie trug einen großen Schleyer, welcher feuerfarbig war, und auf dem Haupte einen Kranz von Eisenkraute, das sie selbst mußte gesuchet haben. Sie trug gelbe Schuhe mit ungewöhnlich hohen Absätzen, wodurch sie viel länger als von Natur aussah.

Der Bräutigam kam in Gesellschaft seiner Aeltern und Freunde, und entführte sie aus den Armen ihrer Mutter, oder einer ihrer nächsten Verwandten: und dieses zum Andenken des Raubes der Sabinerinnen, oder auch zum Zeichen des Widerwillens, den sie billig haben sollte, ihr väterliches Haus zu verlassen und sich in eines Mannes Arme zu werfen.

Gegen

man weiß, daß dieselbe von den Römern herrühret. Astrüc saget, die Einwohner in Nieder-Languedoc blieben noch bey diesem Gebrauche. Sie meynen, man ziehe sich einen plötzlichen Tod zu, wenn man im May heyrathe. Dieses Unglück zu meiden, eilt man im April Hochzeit zu machen; oder man erwartet den Junius. Mem. pour l'Hist. Nat. du Languedoc.

Geleite der Braut.

Gegen Abend begab sie sich in ihres Bräutigams Haus. Man trug Fackeln vor ihr her; es begleiteten sie ihre Bediente, Freunde und Verwandte; und ein jeder trug die Hochzeitgeschenke, die er ihr gab, und welche in allerley Hausgeräthe bestanden. Es begleiteten sie auch drey Jünglinge, welche noch Vater und Mutter haben mußten. Zween derselben führten sie an den Armen; der dritte gieng hinter ihr her, und trug eine Fackel von Fichtenholz, welche hernach die Verwandten und Freunde des Brautpaars vor des Bräutigams Hause wegnahmen, und zwar so, daß sie sich um sie rissen: theils, weil dieser Fackel eine große Kraft zugeschrieben wurde, theils auch, damit nicht jemand dieselbe zur Zauberey brauchen möchte, wodurch der Bräutigam oder die Braut, wie man glaubte, in Gefahr kommen könnte, vor der Zeit zu sterben[5].

Hinter der Braut her, trug ein junger Sclav in einem bedeckten Gefäße, alles was zu ihrem Nachttische gehörte, und allerley Kinderspielsachen. Ein anderer trug einen Spinnrocken mit Wolle, und eine Spindel dabey: anzuzeigen, daß sie fürs Haus spinnen und arbeiten sollte.

5) In Aegypten und in Griechenland hingegen, wurde die Braut auf einem Wagen in ihres Bräutigams Haus gebracht.

Lucretia spann eben damals, in Gesellschaft ihrer Mägde, als sie von des Tarquinius Sohne, Sextus, und ihrem Manne überraschet wurde, und als dieser Sextus diejenige unglückliche Liebe zuerst für sie fühlte, welche den Untergang seines ganzen Hauses, und selbst des römischen Königreichs, nach sich zog. Augustus gieng fast beständig im Schlafrocke; und diese seine Hauskleider, wie ich schon aus dem Suetonius angeführet habe, waren alle von seiner Gemahlinn, seiner Schwester, seiner Tochter und seinen Nichten gesponnen 6).

Die Hausthüre des Bräutigams war mit Fruchtschnuren, mit Blumenkränzen und Laubwerke gezieret, auch mit wöllenen Streifen behänget, welche man mit Schweins- oder Wolfsfette schmierte, um alle Zauberey abzuwenden. Wenn

6) Plinius erzählt aus dem Varro, es sey der Spinnrocken und die Spindel der Königinn Tanaquil, welche auch Caja Cäcilia heißt, noch zur Zeit dieses letztern, im Sancus-Tempel aufbehalten worden; und sie habe aus dem gesponnenen wöllenen Garne, selbst ein geflammtes Kleid für den Servius Tullius gewirket, welches noch damals im Tempel der Fortuna gehangen habe. Er setzt hinzu, es sey eben zum Andenken dieser guten Hauswirthinn geschehen, daß sich die Bräute einen Rocken mit einer Spindel in ihres Bräutigams Haus haben nachtragen lassen, um zu verstehen zu geben, daß sie ihrem Beyspiele folgen wollten. *Plin.* Hist. Nat. l. 8. c. 48.

Wenn die Braut am Hause ankam, so fragte man sie, wer sie wäre; und sie antwortete, indem sie sich nach ihrem Bräutigam wandte: ich bin Caja; um ihn zu versichern, daß sie eine eben so gute Haushälterinn als Caja Cäcilia seyn wollte; oder sie antwortete: ubi tu Cajus, ego Caja, d. i. „wo du Cajus „bist, da werde ich Caja seyn;„ oder deutlicher zu sagen: wo du Herr und Hausvater bist, da werde ich Hausmutter seyn.

Hierauf hob man sie über die Hausschwelle, zum Zeichen, als ob sie nicht gern in ihres künftigen Ehemanns Haus gienge, auch gleichsam zur Vorbedeutung, daß sie nicht anders wieder herausgehen würde; oder den Raub der Sabinerinnen vorstellig zu machen; oder auch deßwegen, weil die Thürschwelle der jungfräulichen Göttinn Vesta heilig war, und weil es eine böse Vorbedeutung hätte heissen können, wenn die Braut dieselbe mit Füssen getreten hätte.

Man bespritzte sie ferner mit Wasser, zum Zeichen der Reinigkeit und Keuschheit. Man überreichte ihr die Hausschlüssel, um zu verstehen zu geben, daß sie nunmehr die Sorge fürs Hauswesen bekäme. Man setzte sie auf ein Schaffell, zur nachmaligen Erinnerung, daß sie in Wolle arbeiten sollte. Man ließ sie Wasser und Feuer berühren, welches auch der Bräutigam that: entweder, weil die Alten

ten glaubten, daß alles aus Feuer und Wasser entstünde, oder auch, zum Zeichen der genauen Vereinigung der Ehegatten, die niemals aufhören sollte, gesetzt auch, daß sie nur Feuer und Wasser hätten [7]).

Hochzeitmal. Der Bräutigam bewirthete hernach seine und der Braut Blutsverwandten, Freunde und Hochzeitbegleiter. Er nahm bey Tische die Oberstelle ein, und die Braut lag neben ihm, mit dem Kopfe an seiner Brust. Ein solches Gastgebot war vor andern prächtig, und hatte alles im Ueberflusse. Die Gesetze, welche wider den großen Aufwandt bey Tafeln gegeben waren, liessen den Hochzeitmälern größere Freyheit.

Hochzeitgesänge. Bey den Hochzeitfesten hatte man Musik und Tanz mit Flöten. Die Gäste sangen zu Ehren des Brautpaars ein Gedicht, das sie mit einem Freudengeschrey anfiengen und beschlossen, und dabey den Namen Thalassius sehr oft wiederholeten. Der Ursprung dieser Gewohnheit war folgender.

Als

7) Die alten Lateiner, und nach ihrem Beyspiele auch die ältesten Römer, beobachteten noch eine andere Ceremonie, nämlich sie warfen ein Joch über das Brautpaar, zum Zeichen desjenigen Joches, welches sie sich durch die Ehe auflegten: und eben daher kommen die Wörter conjugium und conjux, (Ehestand und Ehegemahl, welche Wörter, nach dem Buchstaben, eine Zusammenjochung anzeigen).

Als die Römer die Sabinerinnen raubten, so war eine darunter, die durch ihre besondere Schönheit und große Jugend aller Augen auf sich zog. Die, welche sie entführten, besorgten, daß sie ihnen von andern genommen werden möchte, und schryhen also, sie führten sie dem Thalassius zu. Dieser war ein wohlgebildeter und tapferer Jüngling; und der ganze Haufen hatte vor seinem bloßen Namen so viel Ehrerbietung, daß an keine Gewaltthätigkeit gedacht wurde; vielmehr begleiteten sie die Entführer dieser Schönen, und schriehen dabey unaufhörlich Thalassius. Dieses junge Paar, welches ein günstiges Schicksal so schön zusammengebracht hatte, führte hernach, wie zu vermuthen war, eine sehr glückliche Ehe: und schon von dieser Zeit an, ward in den Hochzeitgesängen der Römer der Name Thalassius gebrauchet, um gleichsam den jungen Eheleuten ein eben so glückliches Schicksal anzuwünschen [8]).

Ausser

8) Wie bekannt, kömmt das Wort epithalamium vom Griechischen ἐπιθαλάμιον her, und bedeutet Hochzeitgesang, von θάλαμος, das Brautbett, oder auch die Schlafkammer des Brautpaars: denn an der Thüre derselben sang man das Hochzeitgedicht. Anstatt des Namens Thalassius, bedienten sich die Griechen des Wortes Hymen oder Hymenäus. Der Ursprung hiervon ist, wie Servius beym I. B. der Aeneis anmerkt, folgender.

Hyme-

Fescenninische Verse. Ausser diesem Hochzeitgedichte, das man mit Freudengeschrey sang, hatte man noch andere Gesänge, welche Fescenninische Verse hiessen. Diese waren plump und unehrbar; allein

Hymenäus, welchen die Griechen hernach zum Gott der Hochzeiten machten, war aus Athen, oder aus Argos gebürthig, sehr schön von Person, aber arm und geringer Aeltern Kind. Er verliebte sich in eine Jungfer zu Athen, die an Stande und Vermögen groß war: so daß er sich, wegen dieser allzu großen Ungleichheit nicht die mindeste Hoffnung auf sie machen durfte. Nichts desto weniger gieng er ihr, aber verkleidet, überall nach; auch einst bis nach Eleusis, wo sie mit andern der vornehmsten Jungfern aus Athen, der Ceres ein Opfer brachte. Hier hatten sie das Unglück, daß sie von Seeräubern ergriffen wurden. Diese landeten auf einer wüsten Insel an; und indem sie in bester Sicherheit schliefen, bediente sich Hymenäus der Gelegenheit, und schlug sie todt. Hierauf gieng er nach Athen, und erklärte sich, daß er alle entführte Jungfern zurückbringen wollte, wenn man ihm diejenige zur Ehe gäbe, welche er liebte. Es wurde ihm dieses bewilliget; und er brachte sie alle glücklich wieder: worauf er ein höchstbeglückter Ehemann seiner Geliebten wurde. Aus diesen Ursachen verordneten die Athenienser, diesen Hymenäus bey allen Hochzeiten, gleich denen Göttern, welche Vorsteher bey Heyrathen hiessen, anzuruffen. Sein Name, den man also ausrief, wurde hernach von den Poeten in den Hochzeitgedichten wie ein Einschiebsel oder Schlußreim gebrauchet.

allein die Gewohnheit, sie abzusingen, war dermassen stark eingerissen, daß sie nicht abzubringen war. Sie wurden von jungen Leuten vor der Brautkammer gesungen [9]).

In diesem Zimmer sah man die Bildsäulen der Götter, welche als Oberaufseher und Vorsteher der Heyrathen angesehen wurden. Gewisse Frauen, welche pronubæ hiessen, führten die Braut hinein, und brachten sie zu Bette. Dieses stand allemal der Thüre gegenüber, und war mit Blumen bestreuet. Wenn es schon einmal zum Brautbette gedienet hatte, so setzte man es an eine andere Stelle, damit nicht die junge Frau eben den Unglücksfällen, wie andere, die vorher darinnen gelegen hatten, unterworfen seyn möchte. Brautkammer u. Ehebette.

Ehe der Bräutigam zu Bette gieng, warf er Nüsse unter Kinder, um anzuzeigen, daß er keine Kinderspiele mehr triebe; gleichwie auch die Braut ihre Puppen der Venus weyhe-

9) Das Wort Fescenninisch kömmt vom lateinischen fescenninus her; und dieses, wie Macrobius saget, von fascinum, ein Zauberwerk oder Hexerey. Das gemeine Volk glaubte nämlich, daß hierdurch die Zaubereyen wider das Brautpaar unkräftig gemacht würden. Nach anderer Meynung, bekamen diese Verse den Namen von ihren Erfindern, den Einwohnern der Stadt Fecennia, in Hetrurien, itzo Galesa, im Kirchen-Staate.

weyhete. Wenn die Hochzeitgäste abtraten, so machte ihnen der Bräutigam kleine Geschenke.

Den Tag nach der Hochzeit, gab er nochmals ein Gastmal, welches repotia (gleichsam die Nachhochzeit) hieß. Die Freunde und Verwandten schickten der jungen Frau Geschenke; und sie selbst that in ihres Mannes Hause ein Opfer, um sich die Götter günstig zu machen.

Ehescheidung. Die Ehen waren nicht unzertrennlich. Der Mann konnte, nach einem Gesetze, das schon Romulus gegeben hatte, seine Frau verstoßen, wenn sie ihre Kinder mit Gifte hatte umbringen wollen; wenn sie Kinder untergeschoben; wenn sie die eheliche Treu gebrochen; wenn sie Nachschlüssel gebrauchet; ja sogar, wenn sie Wein getrunken hatte, u.d.m. In solchen Fällen ließ der Mann ihre nächsten Verwandten zu sich beruffen, um Gericht über die Sache zu halten. Er mußte aber zu den Censoren gehen, und über ihren Händen einen Eid ablegen, daß er die Ehescheidung um rechtmäßiger Ursachen willen verlange. Wofern er hingegen seine Ehefrau aus andern Ursachen verstieß, so war er verpflichtet, ihr einen Theil seines eignen Vermögens zu geben. Ein anderer Theil wurde der Ceres gewidmet; und er mußte den unterirdischen Göttern (diis Manibus) ein Opfer bringen.

Die-

Dieses Gesetz war hart und unbillig, weil es nicht einen Ehegatten wie den andern betraf. Durch ein Gesetz der zwölf Tafeln ward dieses Unrecht aufgehoben, und die Frau bekam gleiche Rechte wie der Mann.

Die Proceduren bey der Ehescheidung waren, daß zuerst entweder beyde Theile darein willigen, oder doch ein Theil darum anhalten mußte. Die ganze Handlung geschah im Beyseyn sieben Bürger. Die Ehepacten wurden zerrissen, und die Scheidung wurde ins Protocoll der Censoren eingeschrieben. Der Mann nahm alsdann der Frau die Hausschlüssel, die ihr am Tage der Hochzeit übergeben worden waren. Er gab ihr ihren Brautschatz und ihr Vermögen wieder, wenn sie nicht an der Verstoßung Schuld hatte; hingegen behielt er einen Theil ihres Brautschatzes, oder ein Sechstheil auf jedes Kind, wenn sie Schuld hatte. Verstieß er sie wegen ehelicher Untreu, so behielt er den Brautschatz ganz, auch selbst die Hochzeitgeschenke, ob er gleich keine Kinder von ihr hatte. Wenn Kinder da waren, so war der Gebrauch, daß ihnen ein jeder Ehegatte, Testamentsweise und nach Beschaffenheit des Vermögens, eine Summe aussetzte. Wenn die Frau bey der Ehescheidung gegenwärtig war, so kündigte ihr der Mann, oder auch ein Freygelassener, ihre Verstoßung mit diesen Worten an: res tuas tibi habeto, d. i. nimm das Deinige,

und bleib für dich; oder tuas res tibi agito, exi &c. sorge für das Deinige, und geh fort. Wofern sie aber abwesend war, so wurde es ihr schriftlich gemeldet [10]).

Man findet, zum Ruhme der Römer, daß es länger als vier hundert Jahre währte, ehe eine Klage oder ein Proceß wegen Ehebruchs oder Ehescheidung vorfiel. Im Jahre 457, nach Roms Erbauung, wurden zuerst etliche Frauen über Ehebruch angeklaget, und zu Geldstrafen verurtheilet, wovon der Venus zu Ehren ein Tempel erbauet wurde. Und im Jahre 521. geschah zu Rom die erste Ehescheidung, indem Sp. Carvilius Ruga seine Frau, um ihrer Unfruchtbarkeit willen verstieß. Er liebte sie sehr, und that es bloß aus Antriebe seines Gewissens, weil er, wie alle

10) Im Anfange, da die Ehescheidungen üblich wurden, machte man dabey unterschiedene Ceremonien, und zwar so, wie die Art der Verheyrathung unterschieden gewesen war. Wenn sie durch Opferung eines Kuchens (confarreatio) geschlossen worden war, so brachte man ein Opfer, welches diffarreatio hieß. War es durch einen Kauf (coëmtio) geschehen, so geschah auch die Scheidung durch eine Art Wiederkaufs, welcher remancipatio hieß. Und was die Ehen anlanget, die nur durch usum eingegangen worden waren, so wurden dieselben getrennet, wenn die Frau, ohne Vorwissen ihres Mannes, drey Nächte nach einander aus seinem Hause geblieben war.

alle Bürger thun mußten, einen Eyd geschworen hatte, daß er um Kinder zu zeugen heyrathen wollte. So gut und unschuldig nun auch diese Ursache zu seyn schien, so zog er sich doch hierdurch auf seine ganze übrige Lebenszeit aller Römer Unwillen zu.

Inzwischen folgte man doch seinem Beyspiele nach, und es wurden der Ehescheidungen immer mehr, auch oftmals unter gar schlechtem Vorwandte, und um der geringsten Ursachen willen. Paulus Aemilius verstieß seine Gemahlinn Papiria, ohne daß ein Mensch wußte warum. Seine Freunde fragten ihn: „Ist deine Frau nicht züchtig? ist „sie nicht schön gnug? hat sie dir nicht feine „Kinder gebohren?„ Anstatt aller Antwort, wies er ihnen seinen Schuh, und fragte sie seines Theils wieder: „ist dieser Schuh nicht „schön? ist er nicht gut gemacht? aber es „weiß doch keiner von euch allen, wo er „mich drücket?„

C. Sulpicius Gallus schied sich von seiner Frau, weil sie sich öffentlich mit bloßem Haupte hatte sehen lassen. Sempronius Sophus verstieß die seinige, weil sie einer Freygelassenen etwas heimlich ins Ohr gesaget hatte. Q. Antistius Vetus that ein gleiches, weil seine Gemahlinn, ohne sein Wissen, ein Schauspiel angesehen hatte. Es gab auch Männer, welche mit Fleiß Weiber mit schlech-

ten Sitten nahmen, um damit sie dieselben hernach verstoßen, und ihr Eingebrachtes behalten könnten.

Die Frauen mißbrauchten nicht weniger die Ehescheidung. Sie liefen zuweilen, ohne alle Ursache, von ihren Männern. Seneca saget, es hätte einige gegeben, welche die Jahre nicht mehr nach der Regierung der Consuln, sondern nach der Anzahl ihrer geschiedenen Ehemänner gezählet hätten. Sobald also das mindeste Mißvergnügen, oder einige Klage vorfiel, sogleich verstieß der Mann die Frau, und die Frau verließ ihren Mann. Man ergriff hierzu den ersten den besten Vorwandt; man hoffte es in einer andern Ehe besser zu treffen: und so schritt man von einer Heyrath zur andern.

De benefic. 3. 16.

Selbst die weisesten Römer gaben schlechte Beyspiele zu dieser Unordnung. Cato trat seine Gemahlinn Marcia dem Hortensius ab. Er hatte schon etliche Kinder mit ihr, und sie war auch eben damals, als Hortensius sie von ihm begehrte, schwanger. Da Hortensius einige Zeit hernach starb, und da er diese Marcia, zum Nachtheile seines Sohns, zur Erbinn seines großen Vermögens eingesetzt hatte, so nahm Cato dieselbe aufs neue zur Gemahlinn an.

Cicero schied sich mit allen Ceremonien von der Terentia, weil sie zu hitzig und herrschsüchtig war, und weil sie durch ihren

zu

zu großen Aufwandt sein Vermögen verringerte, und das Hauswesen nicht in Acht nahm. Er hatte über dreyßig Jahre mit ihr in der Ehe gelebt, und zwey Kinder, die er herzlich liebte, mit ihr erzeuget. Nach ihr heyrathete er die Publilia, eine junge Erbinn, deren Vormund er gewesen war. Auch diese verstieß er nach einiger Zeit, weil sie seiner Tochter Tullia zu hart begegnet war, und weil sie den Verdacht gab, da diese Tochter starb, als freute sie sich über ihren Tod.

Anstatt daß es scheinen könnte, als wäre die Freyheit der Ehescheidung dem verheyratheten Stande zuträglich gewesen, so diente sie vielmehr zu nichts, als die Hartnäckigkeit der Ehegatten, und ihr schlechtes Bezeigen gegen einander, zu vermehren, auch Zwietracht und Unruhe in den Familien zu stifften. Augustus suchte diesem Uebel abzuhelfen. Er setzte Strafen auf Ehescheidungen, die ohne rechtmäßige Ursachen geschahen; gab auch ein neues Gesetz wider den Ehebruch.

Gesetz wider den Ehebruch.

Man weiß den rechten Inhalt dieses Gesetzes nicht mehr völlig. Wenn ein Mann seine Frau über dem Ehebruche antraf, und er sie und ihren Ehebrecher im Zorne ermordete, so wurde derselbe Mann, nach den vorigen Gesetzen, nicht bestrafet. Des Augustus Gesetz hingegen erlaubte dem Schwiegervater, den Mörder seiner Tochter wieder ums

Leben zu bringen. Wie es scheint, waren übrigens Geldstrafen, Staupenschläge, Verweisung in Inseln, und Castrirung ꝛc. auf verschiedene Arten des Ehebruchs gesetzet.

So gut aber auch seine Anstalten waren, und so sehr er darüber hielt, so fehlte doch seinem Gesetze der Nachdruck, welchen ein gutes Beyspiel geben kann. Anstatt seinen Befehl durch seine Aufführung zu unterstützen, hielt er, wie bekannt, selber unerlaubten Umgang mit mehr als einer römischen Frau. Seine Freunde konnten es selbst nicht in Abrede seyn, und wußten ihn mit nichts zu entschuldigen, als daß sie den elenden Vorwandt brauchten, er thäte es nicht aus Wollust, sondern aus Staatslist, damit er von den Weibern erführe, was etwa ihre Männer für böse Anschläge wider ihn im Sinne führten.

Er verstieß seine Gemahlinn Scribonia, und sogar an dem Tage, da sie ihm die beruffene Julia gebahr. Sogleich hernach bemühte er sich, die Livia, des Tiberius Nero Gemahlinn, zu heyrathen, welche schon im sechsten Monathe schwanger gieng. Diese Schwierigkeit zu heben, befragte er sich bey der Amtsgesellschaft der Pontifen, (gleichsam Consistorium) über diesen seltsamen Fall: „Ob eine Frau, die sich in solchen Umständen befände, eine rechtmäßige Ehe eingehen könnte?

te?„ Die Pontifen antworteten als gescheide Casuisten, „wofern der Vater des Kindes ungewiß wäre, so wäre es unerlaubt, dergleichen zu thun: Weil aber der Stand eines in rechtmäßiger Ehe erzeigten Kindes, nach einer sechsmonathlichen Schwangerschaft, ausser Zweifel sey, so finde sich in dem gegenwärtigen Falle keine Schwierigkeit bey der Sache.„ Augustus heyrathete sie also; und Livia gebahr drey Monathe hernach den Drusus. Augustus schickte das Kind dem Tiberius Nero, als seinem Vater, getrost zu. Trotz aller dieser Vorsicht, glaubte doch jedermann, daß Drusus sein wahres Kind wäre; und man trug sich mit einem griechischen Verse, dieses Inhalts: „glückliche Personen bekommen „schon im dritten Monathe Kinder.„

Wiewohl nun die Ehescheidungen sehr im Schwange giengen, selbige auch nicht schwer waren, so war doch die zweyte Ehe gar nicht rühmlich. Die Jungfern, wie Plutarchus meldet, machten niemals an einem Festtage Hochzeit, und die Witwen niemals an einem gemeinen Tage: denn das Heyrathen, spricht er, war für jene eine Ehre, aber für diese nicht. Aus dieser Ursache pflegten bey Hochzeiten der Jungfern viel Gäste zu seyn; da gegentheils nur wenig dabey waren, wenn eine Witwe wieder heyrathete; und es ge- Zweyte Ehe.

schah allemal an solchen Tagen, da das Volk bey Schauspielen versammlet war [11]).

Man findet bey dem Poeten Propertius, wie sich eine römische Frau eine so große Ehre daraus machte, daß sie nur einen Mann gehabt hatte, daß sie es auf ihr Grabmahl gesetzt haben wollte. Eben dieses Lob ersieht man aus vielen alten Aufschriften, wo man das

11) Aus dem Begriffe, welchen man von den zweyten Ehen hatte, ist das charivari (in Frankreich) entstanden. Nicod leitet dieses Wort vom griechischen καρηβαρία her, welches eine Betäubung von vielem Trinken, oder von heftigem Getöse bedeutet. Borel sagt, es komme von καρηβαρέω, den Kopf dumm machen; und Scaliger, vom Worte chalybarium, weil das Getöse, (welches in Frankreich charivari heißt) mit ehernen Gefäßen gemacht wird. Nach des du Cange Meynung, kömmt es von caricari; dieses ist ein Geschrey, das die Einwohner in der Picardie machen, um das Volk wider neue Geldauflagen aufzuwiegeln. Weil nun dieser Lärmen sehr heftig ist, die Picarder aber die Syllbe cha wie ca aussprechen, anstatt daß sie bey andern Franzosen wie scha lautet, so hat hiervon das Getöse vermummter Leute, um jemand damit zu beschimpfen, vornehmlich aber dasjenige, das zur Verspottung derer, die zum andernmal heyrathen, gemacht wird, den Namen charivari bekommen. Das Concilium zu Tours, im Jahre 1448. verboth solches beym Kirchenbann, bey Geld- und Leibesstrafen.

das Wort univira findet, welches ein Ehrentitel für Frauen war, die nicht zum andernmal geheyrathet hatten. Sie hatten bey gewissen öffentlichen Ceremonien die Oberstelle vor andern. Es wurde ihnen der Keuschheit-Kranz zugetheilet; und es war nur ihnen erlaubt, in die Capelle der Göttinn Castitas (Keuschheit) zu gehen.

Nichts desto weniger gab es viel Witwen zu Rom, die zeitig wieder heyratheten. Ehe Fulvia den Marcus Antonius zum Gemahle nahm, war sie des Clodius, eines Feindes vom Cicero, Frau gewesen; und nach des Antonius Tode heyrathete sie den Curio, welcher in Cäsars Partey, vor der pharsalischen Schlacht, in Africa ums Leben kam. Terentia, welche ihr Leben bis auf hundert und drey Jahre gebracht haben muß, heyrathete zum andernmal den Sallustius, der ebenfalls ein Feind vom Cicero war; und ihr dritter Mann war Messala. Wie Dio saget, hatte sie noch einen vierten Mann, nämlich den Vibius Rufus, welcher unter dem Kaiser Tiberius Consul war. Dieser berühmte sich mit zweyen Dingen, die er im Besitze hatte, und welche den beyden größten Männern im vorhergehenden Jahrhunderte gehöret hatten: eins war die Gemahlinn des Cicero, und das andere, der elfenbeinerne Senatoris-Stuhl, auf welchem Cäsar erstochen worden war. Tullia, da sie kaum ein Jahr durch ihren

ersten Mann Piso, zur Witwe geworden war, vermählte sich wieder mit dem Furius Crassipes; und die Hochzeit wurde im Hause des Cicero gehalten. Einige Zeit hernach wurde sie von ihm geschieden, und heyrathete den P. Cornelius Dolabella, welchen sie aber ebenfalls wieder verließ [12]).

Man kann auch aus den Ehrenbezeugungen, welche den Frauen, die im Witwenstande blieben, zu Rom widerfuhren, leicht abnehmen, daß sie nicht in großer Menge vorhanden waren. Gemeine Handlungen pfleget man nicht mit Ehre zu belohnen, sondern nur solche, die um ihrer Seltenheit willen etwas verdienstliches an sich haben. Noch mehr: Numa bestimmte eine jede Trauerzeit, auch der Witwen ihre nicht ausgenommen, auf zehen Monathe; und in eben dem Gesetze verboth er ihnen, vor dieser Zeit nicht wieder zu heyrathen; widrigenfalls aber, wenn sie sich eher zur neuen Heyrath genöthiget sähen, sollten sie, zur Aussöhnung dieses Fehlers, eine trächtige Kuh opfern.

Die

12) St. Hieronymus gedenket mit Abscheu eines gewissen damals lebenden Mannes zu Rom, welcher zwanzig Eheweiber; und einer Frau, die zwey und zwanzig Ehemänner hatte begraben lassen.

Die Witwer, welche dem Wohlstande weniger als die Witwen unterworfen waren, heyratheten wann sie es für gut befanden. Viele hielten sich lieber eine Beyschläferinn, als daß sie ihren Kindern eine Stiefmutter und mehr Miterben hätten geben wollen. Das römische Recht erlaubte diese Gewohnheit; und Kinder, die aus solchem Umgange erzeuget wurden, ob sie gleich nicht ehelich hiessen, auch nicht von ihren Vätern erbten, wurden doch auch nicht für Bastarden gehalten. Wie es scheint, konnten sie gar zu Aemtern und Ehrenstellen gelangen.

Beyschläferinnen.

Ganz anders verhielt es sich mit der Vielweiberey. Ob diese gleich bey den meisten Völkern, und sonderlich bey den morgenländischen im Gebrauche war, so ist sie doch bey denen besser gesitteten Römern niemals üblich gewesen. Selbst in Ansehung der Beyschläferinnen, wurde diese gute Ordnung beobachtet, daß ein Mann nicht mehr als eine haben durfte.

Vielweiberey.

Plutarchus saget, daß M. Antonius der erste Römer gewesen, der sich die Kühnheit genommen, zwo Frauen zu heyrathen. Es ist aber dieses das einzige Beyspiel, das er anführet. Die Begebenheit, welche Macrobius erzählt, ist bekannt. Papirius, mit dem Beynamen Prætextatus, welchen er daher bekam, weil ihn sein Vater, da er noch das

Plut. in Ant.

Sat. I. 6.

das verbrämte Jugendkleid trug, mit sich in die Senats-Versammlungen zu nehmen pflegte, sollte einsmals seiner Mutter sagen, was für Sachen man im Senate abgehandelt hätte. Er gab also gegen sie vor, es wäre der Schluß gefasset worden, daß in Zukunft die Männer zwo Ehefrauen nehmen dürften. Die Mutter breitete diese Neuigkeit alsobald in der ganzen Stadt aus; und Tages hernach kam eine Menge Weiber in die Senats-Versammlung, mit Bitte, daß auch den Frauen erlaubt werden möchte, zween Männer zu nehmen. Die Senatoren erstaunten über diese Neuigkeit; und erfuhren nunmehr von dem jungen Papirius, woher das Geheimniß rührte. Man rühmte hierauf seine Klugheit sehr; es wurde aber auch sogleich der Schluß gefasset, daß ausser dem einzigen Papirius, in Zukunft kein Jüngling, der noch nicht die männlichen Jahre erreicht hätte, in die Senats-Versammlungen kommen sollte.

Sechstes Capitel.

Von der väterlichen Gewalt. Vom Wegsetzen der Kinder. Von der Freylassung aus der väterlichen Gewalt. Von der Annehmung an Kindes Statt. Von der Einschreibung der Kinder. Von den Advocaten; und von der Erziehung der Kinder.

Väterliche Gewalt.

Die Gewalt, welche Romulus den Vätern über ihre Kinder gab, scheinet unmäßig groß. Er erlaubte ihnen, sie ins Gefängniß, und in Ketten und Bande zu legen, sie stäupen zu lassen, sie aufs Land zu verweisen, und sie allda mit den Sclaven arbeiten zu lassen, sie zu verkaufen, ja sogar, ihnen das Leben zu nehmen.

Wegsetzung der Kinder.

Wie bekannt ist, gieng die grausame Gewohnheit, die Kinder wegzusetzen, bey den Alten sehr im Schwange. Lycurgus hatte sie zu Sparta durch ein Gesetz eingeführet. Sobald ein Kind gebohren war, so besichtigten es die Aeltesten einer Tribus (Stadtviertheils). Wenn es ordentlich gebildet war, und sie sahen, daß es stark und gesund werden könnte, so gebothen sie, es zu erziehen; widrigenfalls, wenn es nicht ordentlich beschaffen

schaffen und schwächlich war, wurde es weggesetzet [1]).

Nach dessen Beyspiele führte Romulus eben diesen Gebrauch in Rom ein; nur mit diesem Unterschiede, daß über eines Kindes Leben, erst wenn es drey Jahre alt war, gleichsam Urtheil und Recht gesprochen wurde, weil seine Gesundheit in solcher Zeit besser werden konnte; und weil er auch überdieß mit gutem Grunde dafür hielt, daß Aeltern, nachdem sie ein Kind so lange erzogen, es würden lieb gewonnen haben, und nicht gern verlieren wollten. Ob nun schon dieses Gesetz auch durch die zwölf Tafeln bestättiget worden war, so gerieth es doch nach der Zeit in Verfall; und das Wegsetzen der Kinder wurde zu Rom sehr gemein.

Die Väter waren Richter und Herren ihrer Kinder. Sie hatten das Recht, sie nach Gutdünken zu enterben. Alles, was ein Kind verdiente, gehörte seinem Vater, ausgenommen was es sich im Kriege und vor Gerichte erwarb: über alles andere, und über dessen Person selbst, war der Vater Herr [2]).

Ein

1) Plutarchus saget, man habe solche Kinder in einen Abgrund, unten an einem gewissen Berge, geworfen.

2) Dieses Vermögen hieß peculium: und mit eben diesem Namen belegte man auch das, was ein Sclav sich durch Sparsamkeit erwarb.

Ein Herr hatte nicht so viel Gewalt über seinen Sclaven, als ein Vater über sein Kind. Ein Sclav, der ein einzigesmal verkaufet war, wurde frey, wenn ihm sein neuer Herr die Freyheit schenkte; aber ein Vater konnte den Sohn dreymal verkaufen; und der Sohn mußte auch dreymal freygelassen werden, ehe er aus väterlicher Gewalt kam. Numa milderte dieses Gesetz, so daß es nur noch bey unverheyratheten Personen galt, damit nicht eine freye Frau, durch den Eigensinn ihres Schwiegervaters in Gefahr käme, ein Sclavenweib, und selbst eine Sclavinn zu werden[3]). Die

3) Wie man glaubt, war die Gewalt der Väter, schon zur Zeit der Republik, mehr eingeschränkt. So viel ist gewiß, daß sie von den Kaisern in engere Schranken gesetzet wurde, weil eine so große Gewalt nicht mit einer monarchischen Regierungsart bestehen konnte. Trajanus entließ einen Sohn der väterlichen Gewalt, weil ihn sein Vater sehr hart gehalten hatte; und da dieser Sohn starb, so ließ er den Vater nicht von ihm erben. Adrianus verwies einen Vater in eine Insel, weil er seinen Sohn, wegen eines bloßen Verdachts um Ehebruchs willen, auf einer Jagd ums Leben gebracht hatte. Von dieser Zeit an, wurde die Gewalt der Väter immer geringer. Constantinus verboth ihnen das Recht über der Kinder Leben und Tod, bey schweren Leibesstrafen; und Valentinianus übergab es völlig der Obrigkeit. Die Kaiser nahmen ihnen hernach auch das Recht sie zu verkaufen. Wenn

Die Mütter hätten keinen Antheil an der Gewalt der Väter über die Kinder. Die beste Ursache, so man hiervon geben kann, ist, weil sie insgemein allzu viel Gelindigkeit gegen sie haben, und hiernächst auch, weil die Ehefrauen selbst unter der Gewalt ihrer Männer standen. Die Gewalt der Väter hingegen erstreckte sich nicht allein über ihre Kinder, sondern auch über ihre Kindeskinder, ausgenommen die von den Töchtern. Sie verlohren dieses Recht nur in dem Falle, wenn diese das Bürgerrecht durch Verweisung oder auf andere Art einbüßten.

Freylassung aus der väterlichen Gewalt.

Es stand bey den Vätern, ob sie ihre Kinder aus ihrer Gewalt frey lassen wollten; und

Wenn Constantinus es ihnen erlaubte, so that er es doch nur wegen einer großen Hungersnoth, auch wegen der Kinder, die erst gebohren wurden, damit sie dieselben nicht umbrächten; und dennoch setzte er noch diese Bedingung hinzu, daß diese Kinder, um eben das Geld, wofür sie verkaufet worden waren, von ihren Vätern, oder von andern Leuten, oder auch von sich selber, wieder in Freyheit gesetzet werden könnten. In der folgenden Zeit befahl er, um einen so unmenschlichen Gebrauch abzuschaffen, daß arme Väter auf gemeine Unkosten ernähret werden sollten. Zuletzt ward auch von den Kaisern Valentinianus, Valens und Gratianus, die Gewohnheit, die Kinder wegzusetzen, bey harten Leibesstrafen untersaget.

und es konnte ein Vater nicht anders dazu genöthiget werden, als wenn er ein lüderliches Leben führte; oder, wenn er allzu hart gegen seine Kinder war; oder auch, wenn er unter der ausdrücklichen Bedingung, sie seiner Gewalt zu entlassen, ein Vermächtniß bekommen hatte. Diese Handlung geschah in Gegenwart einer obrigkeitlichen Person und fünf anderer Bürger, welche dabey Zeugen abgaben. Man that es vermittelst eines erdichteten Kaufs, daß nämlich der Vater den Sohn einem andern Manne dreymal verkaufte, eben so vielmal wieder abkaufte, und ihn hernach aus seiner Gewalt los sprach. Hierdurch wurde der Sohn sein eigner Herr: jedoch kam er dadurch nur in den Besitz seiner erworbenen Güter, von welchen doch noch die Hälfte der Nutzung, wie schon gesaget worden, dem Vater zukam. Der Vater behielt auch über diesen Sohn noch eben das Recht, wie ein Herr über seinen Freygelassenen: Er erbte von ihm, wenn er ohne Testament starb, und war der rechtmäßige Vormund seiner Kinder, wenn er einige hinterließ, die noch nicht mündig waren.

Eine so unumschränkte Gewalt, wenn sie von strengen und harten Vätern gebrauchet wurde, schlug in eine Tyranney aus. Man findet hiervon entsetzliche Beyspiele in den Geschichten. Im Gegentheile, wenn diese Gewalt durch wahre väterliche Gesinnungen,

wie die Natur sie giebt, gemäßiget war, so erhielt und stärkte sie in den Gemüthern der Kinder diejenige kindliche Liebe, von welcher man merkwürdige Begebenheiten in Rom gesehen hat; und sie diente auch zu Erhaltung der guten Zucht und Ordnung in den Familien. In dieser Absicht muß sie den Vätern anvertrauet worden seyn, und hiernächst auch, damit sie, bey voller Autorität, die zur Mühwaltung bey der Kinderzucht nöthig ist, Lust bekämen, ihre Kinder zu erziehen. Seneca spricht: „Wir haben der väterlichen Gewalt „ein heiliges Ansehen gegeben, weil es fürs ge„meine Beste unentbärlich war, daß sie ihre „Kinder erzögen. Hierzu mußten sie durch „solche Beweggründe angetrieben werden, „welche stark gnug wären, eine mißliche Kin„derzucht über sich zu nehmen. Man kann „zu Vätern mit Grunde nicht sagen, was „man zu Personen, die andern viel gutes „thun, zu sagen pfleget: Wähle dir selbst „diejenigen, denen du Wohlthaten erzeigen „willst; und wenn du dich in deiner Wahl „geirret hast, so suche dir andere aus, die „deiner Güte würdiger sind. Denn wenn „Väter ihre Kinder erziehen wollen, so fin„det keine Wahl bey ihnen Statt: es kömmt „vielmehr aufs Glück an. Sie mußten folg„lich eine gewisse Gewalt bekommen, um sich „der Gefahr dabey bloß zu stellen.„

De benef. l. 8. c. 2.

Alle

Alle Rechte, welche Väter über ihre Kinder hatten, kamen auch auf diejenigen, die sie als ihre eignen Kinder annahmen; und diejenigen, die an Kindes Statt angenommen waren, wurden die rechtmäßigen Erben und Nachfolger derer, die sie für Kinder annahmen. Sie traten in ihren Stand und Geschlecht; sie bekamen ihren Namen, und setzten ihren wahren Geschlechtsnamen dazu, um ein Andenken ihres Ursprunges zu behalten [4]). Annehmung an Kindes Statt.

4) Es ward hierinnen nicht einerley Gebrauch beobachtet. Einige führten den Namen, ja selbst den Vornamen und den Beynamen desjenigen Geschlechts, in welches sie aufgenommen wurden, doch so, daß sie ihren wahren Geburthsnamen, oder einen von den Beynamen, welche die Linien ihres Geschlechts unterschieden, hinzusetzten. Als z. E. M. Junius Brutus vom Q. Servilius Cåpio Agalo an Kindes Statt angenommen wurde, so führte er alle diese Namen, und behielt nur den Beynamen seines Geschlechts: denn er nannte sich Q. Servilius Cåpio Agalo Brutus. Andere setzten nur zu ihrem neuen Namen, den Namen ihrer Familie, und machten ihn also zu einem Beynamen. Augustus, welcher anfangs Cajus Octavius hieß, nennte sich, nachdem er vom Julius Cåsar an Kindes Statt angenommen war, Cajus Julius Cåsar Octavianus. Noch andere behielten lieber ihren Geschlechtsnamen ohne Veränderung: z. E. C. Cåcilius, welchen Cajus Plinius Secundus zum Sohne annahm, führte hernach den Namen Caj. Plinius Cåcilius Se-

Es gab bey den Römern zwey- oder dreyerley Arten der Annehmung an Kindes Statt. Die zwo vornehmsten waren die eigentlich so genannte Annehmung, und dann diejenige, welche arrogatio (gleichsam Beylegung) hieß. Die erste hatte bey Unmündigen Statt. Sie geschah im Beyseyn einer obrigkeitlichen Person und etlicher Zeugen, auch mit fast eben den Ceremonien, wie die Freylassung aus väterlicher Gewalt, nämlich vermittelst eines erdichteten Kaufs. Der Vater verkaufte seinen Sohn dreymal an den, welcher ihn für sein Kind annahm, und übergab ihm hernach denselben mit allen Beschwerungen und Rechten, die einem Vater in Ansehung seines Sohnes zukamen.

Die Arrogation fand bey Leuten Statt, die schon Herren über sich selbst waren. Sie unterwarfen sich der Gewalt dessen, der sie für Kinder annahm. Hierzu erforderte man nur die Einwilligung des Volks, wenn sie rechtskräftig werden sollte. Diese Einwilligung ward mit folgender Formel gesuchet: „Man

Secundus, nicht Cäcilianus. Endlich gab es einige, welche von ihrem ersten Geschlechte nur den Beynamen der Linie, aus der sie herstammten, beybehielten; z. E. P. Cornelius Scipio, angenommener Sohn des Q. Cäcilius Metellus Pius, nannte sich Q. Metellus Scipio.

„Man bittet, die Römer wollen es genehm „halten, daß N. N. eben so wirklich, nach „Sinn und Meynung des Gesetzes, für einen „Sohn des N. N. erkläret werde, als wäre „er dessen eheleiblicher Sohn; und daß dieser „völlige Gewalt zum Leben und Tode über „jenen habe, gleichwie ein Vater solche Ge„walt über seinen eignen Sohn hat. Die„ses nun ersuchet man die Römer zu [5]) be„kräftigen.„

Solche Handlungen rechtmäßig zu machen, wurden drey Bedingungen nothwendig erfordert: und eben dieselben mußten auch bey der eigentlichen Annehmung an Kindes Statt seyn. Die erste Bedingung war, daß derjenige, der einen andern zum Sohne annahm, ohngefähr acht bis zehn Jahre älter als dieser wäre; daß er selbst keine Kinder, auch keine Hoffnung zu Kindern hätte. Die zweyte: daß nicht Ehre und Religion, oder der Familien-Gottesdienst und die häuslichen Opfer von beyden Seiten, etwas dabey einbüßeten. Die dritte: daß weder Betrug noch Arglist dabey vorgienge, und nur die rechte Wirkung einer wahren Annehmung an

5) Diese Art der Annehmung an Kindes Statt hieß, wie schon gesaget worden, arrogatio, von arrogare, anhalten, vortragen, weil man dem römischen Volke die Bitte oder den Vortrag deßwegen that.

Kindes Statt der Endzweck dabey wäre. Die Prüfung dieser drey Puncte gehörte für das Colligium der Pontifen: wenn diese das Ansuchen genehm hielten, so wurde es dem Volke zur Entscheidung vorgetragen. In der folgenden Zeit maßten sich die Kaiser dieses Rechts an; sie verliehen auch oft Frauen, die keine Kinder hatten, das Recht der Annehmung an Kindes Statt.

Die dritte Art, jemand an Kindes Statt anzunehmen, geschah durch ein Testament, es mochte nun den Namen, oder das Vermögen betreffen. Sie mußte, nach dem Tode des Testators, von den Prätoren, oder selbst vom Volke bestättiget werden. Diese Art der Adoption war schon zur Zeit der Republik gebräuchlich; und unter den Kaisern kam sie noch mehr in Gebrauch, weil diese sie selbst ausübten.

Die Annehmung an Kindes Statt war bey den Römern, aus gewissen ihnen ganz eignen Ursachen, mehr als bey irgend einem Volke im Gebrauche. Eine war, weil sie begierig, auch verbunden waren, den in ihren Familien eingeführten Haus-Gottesdienst, und die besondern auf ihren Häusern haftenden Opfer zu erhalten [6]). Die andere, welche die

6) Livius giebt uns im 5 B. 46 C. ein Exempel von solchen Opfern. Als die Gallier das Capi-

die Patricier angieng, war das Recht, zur Würde eines Tribunus des Volks wahlfähig zu werden. Denn die Patricier konnten zu solchen Aemtern nicht gelangen, wofern sie nicht durch Annehmung an Kindes Statt in den Stand der Plebejer traten. Die dritte Ursache war endlich, daß Männer, die keine

Capitolium belagerten, geschah es, daß ein junger Römer, durch eine sehr kühne Unternehmung, sowohl der Feinde als seiner Mitbürger Augen und Bewunderung auf sich zog. Es war in der Familie der Fabier ein von Alters hergebrachtes Opfer, welches an einem gewissen Tage im Jahre auf dem Quirinus-Berge geschehen mußte. C. Fabius Dorso nahm sich vor, seine Pflicht zu thun. Er legte die Kleider und Zierden an, wie es bey dieser Ceremonie seyn mußte; er nahm die Bildsäulen seiner Götter auf den Rücken, gieng mitten durch die feindlichen Wachten, ohne sich an ihr Anschreyen zu kehren, und kam glücklich auf dem Quirinus-Berge an. Nachdem er sein Opfer gethan hatte, gieng er auf dem vorigen Wege, mit langsamen Schritt und gesetzter Miene wieder zurück, ohne daß man ihm das mindeste Schrecken oder Erstaunen ansehen konnte, weil er in dem festen Vertrauen stand, es würden ihn die Götter, denen zu Ehren er auch den Tod nicht gescheuet hatte, gewiß beschützen; und so kam er endlich ungehindert wieder ins Capitolium: es sey nun, daß ein so erstaunlicher Muth die Gallier bestürzt gemacht und betäubet hatte, oder auch, weil sie Scheu vor den Göttern hatten, welche sie selbst in Ehren hielten.

Kinder hatten, alle oben erzählte Rechte und Freyheiten der Hausväter dadurch bekamen.

Aber eben diese Ursachen, ich meyne die beyden letzten, um welcher willen das Annehmen an Kindes Statt sehr gewöhnlich war, machten auch, daß es oft nur betrieglicher Weise geschah. Denn es gab nicht nur Patricier, die sich in der Absicht Tribunen des Volks zu werden, bloß zum Scheine von einem Plebejer an Kindes Statt annehmen liessen; sondern es pflegten auch andere Bürger, die keine Kinder hatten, wann die Wahlzeit der obrigkeitlichen Personen und die Ernennung zu Statthalterschaften in den Provinzen kam, ebenfalls zum Scheine, Leute zu ihren Kindern anzunehmen, damit sie die Vorrechte der Hausväter genössen. Und wann sie hernach, durch solchen Betrug, Aemter und Ehrenstellen erlanget hatten, so entliessen sie ihre angenommenen Kinder wieder aus ihrer väterlichen Gewalt.

Unter der Regierung des Kaisers **Nero** zog man diesen Mißbrauch in Erwägung. Die wahren Väter machten hierüber dem Senate die triftigsten Vorstellungen. Sie beriefen sich auf die Rechte der Natur, und auf die Beschwerlichkeiten beym Erziehen der Kinder; sie zeigten den Unterschied zwischen denselben und einer so hinterlistigen Annehmung an Kindes Statt, welche insgemein eben so geschwind wieder vergieng als sie entstanden

standen war. „Ists nicht gnug (sagten sie) „für Männer, die keine Leibeserben haben, daß „sie eine Menge Anhänger und Verehrer um „sich sehen, die sie so sehr in Gunst und Anse„hen setzen, daß sie erlangen, was sie selbst „wollen, und alle ihre Wünsche erfüllet sehen, „da sie doch übrigens in größter Ruhe leben, „und frey von allen beschwerlichen Sorgen „sind? Wir hingegen, nachdem wir lange auf „die Zeit gewartet, unserer Vorrechte genies„sen zu können, wir sehen hernach plötzlich un„sere Hoffnungen in den Wind gehen: denn „Männer, die ohne Arbeit und Sorgen Vä„ter geworden sind, und die auch ohne Be„trübniß und Trauren ihre Kinder verlieren, „geniessen so gut als wir, alle Rechte der wah„ren und natürlichen Vaterschaft.„ In Betrachtung dieser Vorstellungen gab der Senat ein Decret dieses Inhalts: „Daß die betrieglichen Annehmungen an Kindes Statt denen, die dadurch Väter würden, weder zu Ehrenstellen, noch auch zur ganzen Erbung dessen, was ihnen durch selbige zufallen könnte, dienlich seyn sollten.„

Einschreibung der Kinder.

Servius Tullius hatte die Verfügung getroffen, es sollte für ein jedes neugebohrnes Kind eine Münze in den Tempel der Juno Lucina; eine wiederum, beym Absterben einer jeden Person, in den Tempel der **Venus Libitina**; und endlich auch eine, für jeden Jüngling, der das männliche Kleid anlegte, in den Tempel der Göttinn Juventa bezahlet wer-

den. Kaiser Marcus Aurelius erneuerte diese in Verfall gerathene Verordnung, damit ein jeder Bürger seinen freyen Stand, wenn er ihm streitig gemacht würde, desto leichter beweisen könnte. Er befahl ferner, den Namen eines jeden freyen Kindes, das zu Rom gebohren würde, innerhalb dreyßig Tagen nach dessen Geburth, im Schatz-Archive beym Saturnus-Tempel anzuzeigen, und daselbst aufzuschreiben; und er ließ auch, aus gleicher Absicht, solche Geburths-Register und öffentliche Geld-Einnahmen in den Provinzen anlegen.

Namen. Die Knaben bekamen den Namen ihrer Familie am neunten Tage nach ihrer Geburth; und die Mägdlein am achten Tage. Was aber den Vornamen (oder, wie wir itzo reden, den Taufnamen) anlanget, diesen gab man den Söhnen erst, wann sie das männliche Kleid anlegten; und den Töchtern, wann sie heyratheten. Den Vornamen der Töchter schrieb man, abgekürzt, mit den umgekehrten Buchstaben; z. E. C und M (Ɔ W) bedeuteten Caja und Martia. In den folgenden Zeiten gab man ihnen nicht mehr Vornamen, sondern sie führten nur ihre Familien-Namen; und diese behielten sie auch verheyrathet, ohne der Männer Namen anzunehmen. Zuweilen gab man diesem Namen die verkleinernde Endung: denn man sagte z. E. anstatt Tullia, Tulliola. Wenn zwo Töchter in einem Hause waren, so unterschied man

sie

sie durch die Benennung ältere und jüngere. Waren ihrer noch mehr, so benannte man sie nach der Zahl oder Ordnung, und zwar mit einer verkleinernden Endung, z. E. Secundilla, Quartilla &c.

Wie bekannt ist, hatten die meisten Römer ihre Namen ursprünglich vom Ackerbau, oder von Wirthschaftsachen, worinnen sie sich etwa durch ihren Fleiß am meisten Ehre erworben hatten. Daher kamen, wie Varro, Plinius und Plutarchus sagen, die Namen der Familien Asinia, Vitellia, Suillia, Porcia, Ovinia u. a. m. weil sich die Stammväter derselben in der Viehzucht von mancherley Art (wie die Wörter anzeigen) berühmt gemacht hatten. Andere hatten sich durch Erbauung gewisser Feld- und Gartenfrüchte einen Namen gemacht, und wurden daher Fabius, Lentulus, Piso, Cicero &c. genannt.

Sie hatten zween oder drey Namen, ja zuweilen vier: den Vornamen, den Namen und den Beynamen, (prænomen, nomen und cognomen,) und endlich denjenigen, welcher agnomen hieß. Der Vornamen war der eigentliche Namen der Person, und eben das, was itzo bey uns der Taufnamen ist. Das nomen war ihr Geschlechtsnamen. Der Beynamen, den man ihnen ursprünglich als einen Spottnamen, oder auch als einen Ehrennamen gegeben hatte, unterschied die Linien eines Hauses. Endlich hatten sie auch das agnomen, oder den andern Beynamen, welcher nur persönlich

sönlich war, und bey gewissen besondern Gelegenheiten, als ein Ehrenzeichen, oder zur Dankbarkeit für eine vortreffliche That, jemand beygeleget wurde. So hieß z. E. von den zweenen Scipionen einer Africanus, der andere Asiaticus. Nach ihnen wurden diese Titel sehr gemein, obgleich derjenige, der einen solchen Namen führen wollte, es mit Genehmhaltung des Senats oder des Volks thun mußte. Es erhielt mancher Bürger, der diese Ehre suchte, die Erlaubniß dazu, ohne sie verdienet zu haben. Selbst die Kaiser suchten diesen Vorzug: und der Senat erzeigte sich, aus bloßer Schmeicheley, damit freygebig gegen sie [7]).

Um

7) Exempel von allen viererley Namen beysammen, geben die beyden Scipio. Einer hieß P. Cornelius Scipio Africanus; der andere L. Cornelius Scipio Asiaticus. Hier sind P. und L. oder Publius und Lucius, die Vornamen. Diese schrieben sie allemal nur abgekürzt, und zwar einige solcher Vornamen mit einem Buchstaben, wie hier, andere mit zweenen, z. E. Ap. anstatt Appius, Cn. anstatt Cnejus; noch andere mit dreyen, z. E. Sex. anstatt Sextus. Cornelius ist der Geschlechtsnamen, wovon die meisten sich auf ius endeten. Scipio ist der Beynamen einer Linie des Geschlechts der Cornelier, zum Unterschiede der andern Linie Sylla, aus welcher der Dictator L. Cornelius Sylla herstammte.

Die Römer bezeichneten sich durch ihre Aemter und Würden, wie auch durch den Namen ihrer tribus, (Viertheils) worein sie gehörten. Diese

Be-

Um nun auch auf die Erziehung der Kinder zu kommen: diese veränderte sich bey den Römern nach Beschaffenheit der Zeiten und der Sitten. Denn anstatt daß sie im Anfange, so wie der Römer Lebensart selbst, hart und arbeitsam war, wurde sie hernach, je mehr das üppige Leben unter ihnen einriß, immer zärtlicher und wollüstiger. Sie wurde aber auch Kinderzucht.

Benennung nach der tribus hatte eine weibliche Endung. Sie setzten ihn oft zwischen den Geschlechtsnamen und den Beynamen, z. E. Serg. Sulpicius *Lemonia* Rufus: und damit man ihn nicht für einen Weibsnamen, oder für einen Beynamen ansähe, wenn er abgekürzt war, so unterschieden sie ihn entweder mit größern Buchstaben, oder auch mit solchen, die anders gestaltet waren.

Sie hatten zuweilen zween Geschlechtsnamen, oder wenigstens den Namen eines Geschlechts, und den erblichen Beynamen eines andern. Dieses war alsdann gebräuchlich, wann ein Bürger, durch Annehmung an Kindes Statt, aus einem Geschlechte ins andere kam. (s. oben die 3 Anmerk.) Wann ein Fremder römischer Bürger wurde, so hielt ers für seine Pflicht, den Vornamen und Geschlechtsnamen dessen, der ihm dazu verholfen hatte, zu führen. Auch die Sclaven, welche ausser ihrer allgemeinen Benennung, vom Namen ihres Herrn hergenommen, z. E. Lucipores, Marcipores &c. d. i. Lucii pueri, Marci pueri &c. noch eine Art von Beynamen führten, um sie besser zu unterscheiden, behielten, wann sie freygelassen wurden, diesen Beynamen, und setzten ihn zu dem Namen und Vornamen ihres gewesenen Herrn. Also nannte sich der Poet Andronicus, da ihn M. Livius Salinator frey ließ, M. Livius Andronicus.

auch nützlicher und bequemer zu Bildung des Verstandes und des Herzens, je mehr zu Rom Künste und Wissenschaften beliebt wurden.

Diesem zu folge sage ich: so lange als die Römer nur mit Waffen und Ackerbau, mit Kriegs- und Feldarbeit umgiengen, so lange waren auch diese zwey Stücke der vornehmste Endzweck bey ihrer Kinderzucht.

Für Kinder, die noch klein waren, wurde den Müttern alle Sorge überlassen. Sie säugten sie selbst, und übergaben sie nicht ihren Sclavinnen oder freygelassenen Weibspersonen. Ammen zu halten, wurde hernach gewöhnlich, nachdem Ueppigkeit und Wollust mehr als mütterliche Liebe zu gelten anfiengen.

Nach der Maße wie die Kinder größer und stärker wurden, unterrichteten die Väter dieselben in der Feldarbeit, im Gebrauche der Waffen und in allen Kriegsübungen. Sie unterwiesen sie in den Landesgesetzen und Sitten, so wie sie selbst darinnen unterwiesen waren, und bemühten sich, gute Bürger, gute Soldaten und gute Obrigkeiten aus ihnen zu machen.

Sie hatten, in diesen ältesten Zeiten, zu obrigkeitlichen Aemtern allerdings wenig Wissenschaft nöthig: denn ehe die Gesetze der zwölf Tafeln gegeben wurden, hatte man zu Rom sehr wenig geschriebne Gesetze; und auch von diesen besaßen nur die Patricier eine Känntniß, da gegentheils die meisten Bürger weder lesen noch schreiben konnten. Um der

großen

großen Unwissenheit des damaligen römischen Volks zu Hülfe zu kommen, schlug man alle Jahre einen ehernen Nagel in den Jupiters-Tempel, damit der gemeine Mann nur die Menge der Nägel zählen dürfte, wenn er die Jahrzahl wissen wollte [8]).

Sobald hingegen die Römer durch die Griechen einen Geschmack an Künsten und Wissenschaften bekamen, und im Umgange mit ihnen gelindere Sitten und mehr Höflichkeit an sich nahmen, alsdann liessen sie es an nichts ermangeln, was zur Erziehung der Kinder gehörte. Sitten, Aufklärung des Verstandes, Leibesübungen, Manieren und Artigkeit, alles dieses nahm man dabey in Obacht.

Einige alte Lehrmeister standen in der Meynung, daß Kinder vor dem siebenten Jahre gar keines Unterrichts fähig wären. Die aber am verständigsten waren, behaupteten dagegen, daß die Aufklärung des Verstandes allemal in gleicher Maße mit der Verbesserung der Sitten geschehen müßte; daß es gnug wäre, wenn Kinder drey Jahre unter der

8) In den folgenden Zeiten ward, wie bekannt, aus dieser Gewohnheit eine gottesdienstliche Ceremonie, um ansteckende Krankheiten und andere Landplagen dadurch abzuwenden: nicht anders als hätte ein solcher Nagel eine Kraft dawider gehabt. Die Ehre, diesen Nagel einzuschlagen, kam von den Consuln bis auf den Dictator: ja man ernennte sogar, bloß um dieser Ceremonie willen, einen Dictator.

der Aufsicht der Weibspersonen blieben; und daß man ihnen Unterricht geben müßte, sobald als sie zu reden anfiengen.

Man sorgte dafür, die Kinder zur Reinigkeit derjenigen Sprache anzuführen, in welcher sie zu Unterweisungen angewöhnet werden sollten, weil man wußte, daß ihre ersten Fertigkeiten nothwendig aus diesem Samen der Lauterkeit oder Verderbniß entstehen müßten. So glaubte man z. E. daß die beyden Gracchen ihre Beredtsamkeit ihrer Mutter Cornelia zu danken gehabt: denn sie besaß ausserordentlich schöne Arten und Wissenschaften. Die Briefe, welche man von ihr hatte, wurden wegen der Zierlichkeit und Reinigkeit der Schreibart noch lange Zeit nach ihrem Tode gelesen und bewundert.

Oeffentliche Schulen.

Man schickte die Kinder in die öffentlichen Schulen; und es gab andere für die Knaben, andere für die Mägdlein. Man ließ sie von Sclaven und Sclavinnen darein führen, und wieder nach Hause holen, aber von solchen, welchen die Väter eine Aufsicht über sie anvertrauten. Wie bekannt, geschah es eben bey dieser Gelegenheit, als die junge Virginia mit ihrer Hofmeisterinn über den großen Marktplatz in die Schule gieng, daß Claudius dieselbe anhielt, und sie als seine Sclavinn gerichtlich ansprach, damit er sie dem ehrvergessenen Appius überliefern möchte.

Hofmeister (pædagogi.)

Diese Sclaven hiessen pædagogi, welches nach dem Wortverstande Kinderführer bedeutet.

deutet. Die Römer hatten dieses Wort von den Griechen angenommen. Einige von solchen Pädagogen lernten in diesen Schulen, welche sie mit ihren jungen Herren besuchten, so viel, daß sie hernach die Stellen der Hauslehrer vertreten konnten [9]). Auf solche Art verband man die Privat-Unterweisung mit der öffentlichen, welche hierdurch noch viel nützlicher wurde.

Die Großen zu Rom pflegten auch in ihren Häusern einen griechischen Philosophen oder andern Gelehrten zu beherbergen. Diesem erlaubten sie, öffentliche Schule für edle Jugend zu halten, da dann ihre Kinder mit derselben zugleich unterrichtet wurden.

Bey allen diesen Hülfsmitteln, und ungeachtet aller Vorsicht, die sie anwandten, verliessen sie sich doch nicht gänzlich, in Ansehung der Erziehung ihrer Kinder, auf die Lehrmeister, sondern die Väter nahmen alles, was dazu gehörte, genau in Obacht. Einige gaben noch selbst den Kindern Unterricht, ob sie gleich Leute bey sich hatten, die dazu sehr geschickt waren.

Unter

9) Von diesem Gebrauche bekamen hernach Leute, welchen die Unterweisung und Anführung der Jugend anvertrauet wurde, ebenfalls den Namen pædagogi: und in dieser Bedeutung nimmt Paulus dieses Wort, wenn er Gal. 3, 24. u. f. das Gesetz einen Zuchtmeister (oder Pädagogen) auf Christum nennet.

Unter diesen war Cato der Censor. Es wird uns, nach unsern itzigen Sitten, fast unglaublich vorkommen, was er that; aber Plutarchus versichert es ausdrücklich. Er selbst unterwies seinen Sohn, im Lesen, in der Grammatik und in den Rechten. Er lehrte ihn das Schiessen des Wurfspeils, das Fechten, das Faustkämpfen, Kälte und Hitze zu ertragen, und durch die schnellesten Ströme zu schwimmen. Er schrieb für ihn, mit eigner Hand und in großen Buchstaben, die römische Geschichte, damit derselbe, ehe er in die große Welt käme, die berühmten Männer der Republik und ihre schönsten Thaten kennen lernete, und sie sich zu Mustern vorsetzen könnte. Er vermied auch, in des Sohns Beyseyn, ein jedes Wort, das etwa der Reinigkeit seiner Sitten hätte schaden können, und dieses mit so großer Behutsamkeit, als ob eine vestalische Jungfrau zugegen wäre.

In vit. Aug. c. 64. Suetonius meldet, es habe Augustus seine Enkel, Cajus und Lucius, selbst schreiben gelehret. Er unterwies sie auch im Rechnen, u. d. m. Er ließ sie fast nicht aus den Augen, und sie mußten allemal an seiner Tafel essen. Auf seinen Reisen ließ er sie in Sänften vor sich her tragen, oder auch sich zur Seite reuten.

Leibesübungen. Die Leibesübungen, ich meyne das Ringen und Faustkämpfen, die Wurfscheibe, das Wettlaufen, das Reuten und Fahren, das Bogenschiessen, das Schleudern, der Wurfspeil,

das Springen über Gräben, das Schwimmen durch Flüsse, mit einem Worte alles, was den Leib abhärten, ihn stärker und behender, auch geschickter zum Kriege und zu den Waffen machen kann, alles dieses, gleichwie auch die Angewöhnung zu guten Manieren, und überhaupt zur artigen Lebensart, gehörte zur Erziehung der römischen Jugend.

Aber das Hauptwerk waren doch die Sitten, auf welche die Römer die allergrößte Sorgfalt wandten. Diese fieng sich bey ihnen schon an, sobald ein Kind zur Welt kam: denn sie vertrauten es allzeit einer ehrbaren Frau, von ihrer Verwandtschaft, zur Aufsicht an. Die vornehmste Sorge dieser Person mußte seyn, mit ihrem Reden und Thun dem Kinde gute Fertigkeiten beyzubringen; über dessen angehende Leidenschaften und Neigungen ein wachsames Auge zu haben, und sie in Ordnung zu erhalten. Je größer und verständiger die Kinder wurden, desto mehr gewöhnten sie sie zur Zucht und zu guten Sitten. Sie brachten ihnen durch Lehren, noch mehr aber durch Beyspiele, tugendhafte und redliche, großmüthige und uneigennützige, gerechte und billige Gesinnungen bey. Vornehmlich suchten sie ihnen diejenigen Hauptgrundsätze, welche in Rom zu einem guten Bürger gehörten, recht tief ins Herz zu prägen, nämlich die Ehrfurcht vor den Göttern, den Gehorsam gegen die Aeltern, die Liebe des Vaterlandes und der Freyheit, und das Anhangen an den Gesetzen. Sitten.

Wann die jugendliche Unterweisung vollbracht war, so legte man den Jünglingen das männliche Kleid an, (wovon oben gesaget worden). Bey Gelegenheit dieser Veränderung, durch die sie aus der Zucht ihrer Hofmeister kamen, wurden ausserordentliche Lustbarkeiten in den Familien angestellet. Man führte sie in Ceremonie auf den großen Marktplatz, wo die allgemeinen Versammlungen des Volks, die Anreden der obrigkeitlichen Personen, und die wichtigsten Gerichtsreden rc. gehalten wurden. Dieser Platz war folglich die Schule der Regierungsgeschäffte und der Beredtsamkeit. Er war der Schauplatz zu Abhandlung der Staatsangelegenheiten, der Brunnquell der Glücksumstände einzelner Personen auch aller Hoffnung zur gemeinen Wohlfahrt. Hier wurden nun die jungen Römer, wie ich bereits gesaget habe, mit vielen Solennitäten eingeführet, um gleichsam die Laufbahn der Geschäffte und Ehren zu betreten, und fürs Beste des Staats arbeiten zu lernen.

Einführung der jungen Römer auf den Marktplatz.

Studieren der Rechte u. der Gesetze.

Hierauf that man die jungen Römer unter die besondere Aufsicht gewisser Senatoren, die wegen ihrer Beredsamkeit und Einsicht ins Staatsrecht berühmt waren. Diese waren in der That ihre Lehrmeister, ohne diesen Namen zu führen: denn sie regierten sie mit ihren Rathschlägen und Beyspielen; gleichwie auch die Jünglinge, ihres Theils, sich zu ihnen hielten, und alles, was aus so ehrwürdiger

diger Männer Munde gieng, mit größtem Fleisse anmerkten.

Unter derselben Anführung erwarben sie sich eine vollkommene Känntniß der Rechte. Diese hielt man für so nöthig, um zu Aemtern zu gelangen, daß schon die Kinder in Schulen die Gesetze der zwölf Tafeln auswendig lernen mußten, gleichwie es auch mit den Poeten und andern der besten Autoren geschah.

Die Wissenschaft der Rechte wurde in vielen der edelsten Familien zu Rom gleichsam wie ein Erbgut fortgepflanzet. Da sie einem jeden, der sie um Rath fragte, ohne Entgeld damit dienten, so erwarben sie sich der Bürger Gunst und Ergebenheit, und verschafften sich dadurch ein großes Ansehen in den Staatsangelegenheiten.

Beredtsamkeit u. Kriegskunst.

Eben so nützlich, wie die Rechtsgelahrtheit, und eben so unentbärlich war auch die Beredtsamkeit und die Kriegskunst: denn die Eigenschaften eines guten Feldherrn und eines geschickten Redners waren die besten Hülfsmittel zu den höchsten Ehrenstellen; ja man schätzte diese beyden Gaben fast gleich hoch, immassen eine den Staat wider auswärtige Feinde schützte, die andere aber die Bürger und das gemeine Wesen von innen in Sicherheit stellte.

In der Absicht, gute Soldaten zu werden, trieben die jungen Römer die oben erzählten Leibesübungen, und sonderlich diejenigen, die man im Felde des Mars anstellte. Denn,

wann sie daselbst lange gelaufen und zu Pferde gejaget, auch andere Strapazen ausgestanden hatten, so sprangen sie, ganz naß von Schweisse, in die Tyber, und schwammen mitten durch diesen Strom, um gleichsam wieder zu Kräften zu kommen.

Wann sie im Lager standen, so trieben sie allerley schwere Arbeit: sie gruben in der Erde, sie machten Gräben, sie setzten Pfäle und Verzäunungen, sie trugen Lasten, sie liefen und sprangen, ganz gewaffnet, sehr weit, sie lieferten einander, zur Uebung, Treffen, u. d. m.

Bell. Cat. in prooem. „Da sie so angewöhnet waren, spricht Sallustius, so konnten sie von keinen Strapazen „ermüdet, durch keine Schwierigkeiten abgeschrecket, von keiner Gefahr und keinem Feinde furchtsam gemachet werden: ihr Muth „setzte sie über alles hinweg. Kein Treffen „war bey ihnen muthiger und lebhafter, als „in welchem sie sich großen Ruhm erwerben „konnten. Den Feind schlagen, Mauren ersteigen, sich durch eine kühne Unternehmung „hervorthun, und durch tapfere Thaten Hochachtung zuziehen: hierinnen bestand ihre „Ehrbegier; dieß war ihr Reichthum, ihre „Ehre, ihr wahrer Adel.„

Sie lernten die Beredtsamkeit durch Studieren und durch Uebung. Es gab zu Rom griechische und lateinische Schulen; und man übte die jungen Leute, Sätze in beyden Sprachen auszuarbeiten und Reden zu halten: welche Uebung allerdings nützlich und sogar noth-

wendig für ein Volk war, das alle seine Wissenschaften von den Griechen bekommen hatte. Es war wichtig für die Römer, daß sie mit diesen ihren Lehrmeistern Umgang haben konnten, um nicht in ihre vorige Unwissenheit zu verfallen.

Man ließ die jungen Römer, in Gesellschaft eines Aufsehers oder Hofmeisters, nach Athen reisen. Man that solches in der Absicht, damit sie die Sitten und Gebräuche des artigsten und gesittetesten Volks an sich nähmen; damit sie den guten Geschmack gleichsam aus der Quelle schöpfeten, und die schönen Wissenschaften aus dem Vaterlande der Künste und aller Arten der Gelehrsamkeit herholeten, weil sie daselbst alle, wie in ihrer rechten Pflanzschule, blühten. Reisen.

Man schickte sie auch nach Massilia, (Marseille,) um allda Wissenschaften und Höflichkeit zu erlernen. Tacitus schätzt sich für glücklich, daß ihm diese Stadt zur Schule gedienet hatte. Man kam aus allen Ländern dahin. Man lehrte daselst die Grammatik, die Rhetorik, die Poesie, die Historie, die Arzneykunst, die Mathematik, die Astronomie, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit gehörte.

Endlich ließ man sie auch fleißig in die Gerichtsstätten gehen, und den Rechtsreden der berühmtesten Redner zuhören, damit sie zu Gerichtssachen und zur Advocaten-Beredtsamkeit angewöhnet, und solchergestalt in den Stand gesetzet würden, Rechtssachen, die ihnen in Zukunft anvertrauet würden, selbst zu führen. Proceßierkunst.

Diese Einrichtung hatte schon Romulus gemacht; denn er legte den Patronen die Pflicht auf, ihren Clienten, ohne einige Vergeltung, die eine Bezahlung heissen könnte, vor Gerichten zu dienen. Mit eben dem Munde also, der dem Volke Befehle gab, vertheidigten auch die Großen zu Rom dasselbe Volk. Selbst die größten Männer liessen, als Beschützer der Unschuld und der Tugend, ihren Mitbürgern ihre erlangten Gaben ohne Entgeld angedeyhen.

Inzwischen darf man sich nicht vorstellen, als wäre diese Großmuth der vornehmen Römer so sehr von allem Eigennutze entfernet gewesen, daß sie dabey nicht die mindeste Belohnung zur Absicht gehabt hätten. Ihre Dienstwilligkeit war das rechte Werkzeug zu Befriedigung ihres Ehrgeizes: die Großen arbeiteten fürs Volk; und das Volk bezahlte sie dafür mit Aemtern und Ehrenstellen, die sie durch ihre Stimmen vergaben.

Als aber in den folgenden Zeiten der Gebrauch aufkam, daß die Clienten ihren Patronen gewisse jährliche Geschenke machten, wodurch die Bürgerschaft dem Senate gleichsam zinsbar wurde, so gab M. Cincius, ein Tribunus des Volks, im Jahre Roms 594. ein Bürgergesetz, nach welchem die Senatoren kein Geschenk, unter was für Namen es auch sey, weder an Gelde, noch sonst, und am allerwenigsten für ihre gerichtlichen Schutzreden annehmen sollten. Und da endlich die Kaiser dem römischen Volke das Recht, die obrigkeit-

Advocaten.

lichen

lichen Personen zu erwählen, nahmen, und keine Urtheile und Berathschlagungen nach den meisten Stimmen entscheiden liessen, so mußten die Privatleute, weil sie zur Vertheidigung ihrer Rechtshändel keine Patrone mehr hatten, ihre Sachen solchen Bürgern anvertrauen, von deren Beredtsamkeit und Einsicht in die Rechte sie eine gute Meynung vor andern hatten. Dieses war zu Rom der Ursprung des Advocaten-Standes; und diese Leute mußten hernach eine gewisse Besoldung bekommen.

Kaiser Claudius war der erste, der diese Besoldung auf einen gewissen Fuß setzte. Er erlaubte den Advocaten, bis auf zehen tausend Sesterzien, oder 1250 Livres (ohngefähr 350 Thlr.) anzunehmen; und wenn sie sich mehr zahlen liessen, so verfielen sie in die Strafen, welche aufs Geldpressen gesetzet waren. Unter dem Trajanus ergieng ein Senats-Decret, nach welchem die Processirenden, ehe man ihnen in ihren Rechtssachen dienen durfte, einen Eyd ablegen mußten, daß sie ihren Advocaten nichts gegeben, auch nichts versprochen hatten: doch so, daß sie Freyheit behielten, ihnen, nach gesprochenem Urtheile, eine Ehrenbelohnung zu geben, die aber auf eine gewisse Summe bestimmet wurde. Der Kaiser bestättigte diesen Senatsschluß durch eine Verordnung, die er ihm deßwegen zustellte.

Diese Gesetze hatten nicht etwa zur Absicht, die Advocaten um die billige Frucht von ihrer Mühe zu bringen, sondern nur, dem Geize

derer um Geld feilen Männer Einhalt zu thun, welche mit ihrem Geldpressen und treulosen Verfahren eine so ehrwürdige Profession beschimpften. Tacitus sagt: „sie handeln oh„ne Scheu mit ihren Diensten; und ihre Treu„losigkeit ist bey ihnen eben so feil, als was „öffentlich auf dem Markte zu Kauf stehet.„ Nach des Juvenalis Beschreibung brüsteten sich die Advocaten, wenn sie vor den Gerichten erschienen, in schönen Sänften, mit kostbarn Kleidern, und mit vielen Bedienten um sich her. Im währenden Processiren wandten und dreheten sie die Finger so künstlich, daß ihre vielen Ringe recht blitzten, bloß damit sie für sehr reich angesehen, und folglich reichlicher bezahlet würden [10]).

Annal. l. 11. c. 5.

Sat. 7. v. 137.

Erziehung der Töchter.

Bey der Erziehung der Töchter sah man im Anfange nur auf häusliche Wirthschaft, und auf solche Arbeit, in welchen die Mütter dieselben selbst unterrichteten. Nachdem aber der Geschmack an Künsten und Wissenschaften in Rom allgemein wurde, so ließ man es nicht mehr beym obigen bewenden. Nicht genug, daß man für ihre Sitten und gute äusserliche Eigenschaften sorgte: man suchte auch ihren Verstand zu verbessern und auszuzieren.

Die

10) Menage gedenket einer Urkunde von Carln dem Großen, die er aus dem Nauclerus anführet, in welcher den Advocaten verbothen wird, mehr als dreyßig Pferde bey sich zu haben, wenn sie vor die Gerichte kamen.

Die Wissenschaften und allerley Arten des Studierens blieben nicht mehr ein Eigenthum der Männer allein: das Frauenzimmer legte sich ebenfalls darauf, und einige thaten sich sehr darinnen hervor. Die griechische und lateinische Gelehrsamkeit, die Wohlredenheit und die Philosophie wurden von beyden Geschlechtern fleißig getrieben.

Juvenalis verspottet, in seiner Satyre auf das Frauenzimmer, die lächerlichen gelehrten Weibspersonen. Er schildert sie ab, wie sie bey Gastereyen, schon vom ersten Gerichte an, ganz allein das Wort führen, und nichts als gelehrte Sachen vorbringen. „Sie verfallen (spricht er) aufs Lob des Virgilius, „und wägen in einerley Wage die Vorzüge dieses Dich„ters und den Ruhm des Homerus ab. Sie wissen „Entschuldigungen für die Dido zu finden, auch da „sie sich ermordet. Sie fällen entscheidende Urtheile „über die Streitfragen von Tugend und Glückselig„keit.„ Es waren jedoch nicht die meisten von dieser Art: denn andere, ohne sich mit ihren Einsichten zu zieren, aber auch ohne sie zu verbergen, wußten die Gaben des Geistes und den Geschmack an Studien, mit der ihrem Geschlechte anständigen Bescheidenheit und Anmuth in geschickte Vereinigung zu bringen. Lib. 2. sat. 6.

Cornelia war vortrefflich im Briefschreiben: sowohl Cicero als Quintilianus gedenken ihrer Briefe mit vielen Lobsprüchen. Sie liebte die Wissenschaften, die griechische und lateinische Gelehrsamkeit; und sie redete ihre Sprache in größter Reinigkeit. Ihre Söhne, (die Gracchen) die sich großen Ruhm mit der Redekunst machten, hatten ihr das meiste von ihrer Geschicklichkeit zu danken.

Beym Appianus findet man noch die Rede, welche Hortensia, Tochter des Redners Hortensius, öffentlich vor den Triumvirn hielt. Diese drey Beherrscher hatten vierzehn hundert der reichsten und vornehmsten Römerinnen eine Schatzung aufgeleget, um Kriegsvolk wider den Brutus und Cassius anzuwerben. Sie trat, als Haupt, an die Spitze der an-

dern Frauen, und erkühnte sich vor diesem Gerichte, vor welchem die unterdrückten Männer es kaum wagten, die Augen empor zu heben, noch weniger den Mund zu öffnen, eine Schutzrede für ihre Sache zu halten; und sie erlangte es mit ihrer Beredtsamkeit, daß die Anzahl der taxierten Frauen bis auf vier hundert vermindert wurde.

Cicero hielt vertraute Freundschaft mit einer gewissen Römerinn Cerellia. Er rühmet oft in seinen Briefen ihren Geschmack an Büchern und an der Philosophie. Weil er nun eben diesen Trieb in sich fühlte, so schätzte er den Umgang mit ihr, und ihre Schriften sehr werth. Er spricht auch mit Lobe von andern römischen Frauen, die an schönen Studien und an der Zierlichkeit der Sprache am meisten Geschmack fanden. Weil er die Kunst der Wohlredenheit recht hoch treiben wollte, so brachte er seine müßigen Stunden in ihrer Gesellschaft zu.

Indem er sich, z. E. vom Scävola, dem Augur, Unterricht geben ließ, besprach er sich zugleich insgemein mit dessen Gemahlinn Lälia, die, wie er ihr das Zeugniß giebt, in ihren Reden alle Zierlichkeit ihres Vaters Lälius spühren ließ, welcher der feinste Redner seiner Zeit gewesen war. Eben so gute Freundschaft hielt er auch mit der Mucia, einer Tochter dieser Lälia, die den berühmten Redner L. Crassus heyrathete; wie auch mit den beyden Licinia, welche die Zärtlichkeit der Sprache, so diese Familie vorzüglich vor andern besaß, zu hoher Vollkommenheit getrieben hatten.

So große Sorgfalt trugen die Römer für die Erziehung der Jugend. Kein Volk hat jemals mehr Fleiß und Richtigkeit dabey angewandt. Daher entstanden auch hernach zu Rom große Männer in allerley Art, und Frauen von hohen Vorzügen; eben daher kamen auch die vielen Tugenden, die unter den Römern herrschten: ich rede aber von den besten Zeiten, so lange noch die Republik bestand.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnay, Jean Rodolphe d',

Von dem Privatleben oder der täglichen Lebensart der Römer

Leipzig 1761

Bamberg, Staatsbibliothek -- .47 E 44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11409415-8
VD18 10545891-002